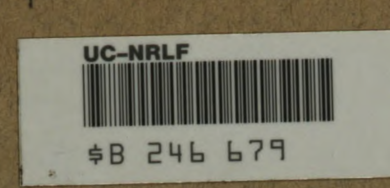

UC-NRLF
$B 246 679




SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868



Deutsche Abende.

Vorträge

über

die ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter und die Geschichte ihres Uebertritts zum Christentum

von

Dr. Carl Georg Seibert,
Oberlehrer an der Realschule zu Barmen.



Barmen, 1859.
Verlag von Alfred Sartorius.

Gedruckt bei Sartorius u. Staats Erben in Barmen.

Deutsche Abende.

Vorträge

über

ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter und die Geschichte ihres Uebertritts zum Christentum

von

Dr. Carl Georg Seibert,
Oberlehrer an der Realschule zu Barmen.

Erster Theil.



Barmen, 1859.
Verlag von Alfred Sartorius.

Gedruckt bei Sartorius u. Staats Erben in Barmen.

Wie viel auch sind der Stufen
Am Thron der Ewigkeit,
Ein Volk ist hochberufen
Vor allen weit und breit.
Das ist das Volk im Herzen
Der ganzen Christenwelt,
Das fester alle Schmerzen
Und alle Freuden hält.
Das ist ein Volk der Treue,
Der Demuth und der Kraft. —
Es ist die Gottesweihe,
Die Deutschlands Würde schafft.

Max von Schenkendorf.

Den Herren

August Bredt,

Oberbürgermeister der Stadt Barmen,

Dr. Gustav Thiele,

Director der Realschule zu Barmen,

und

Dr. Julius Wilhelm Schirm,

Director der Handels- und Gewerbeschule
zu Wiesbaden,

gewidmet

von dem Verfaßer.

Ihnen, verehrte Herren, widme ich dieses Buch, vor Allem, weil ich bei Ihnen für den Gegenstand, von welchem es handelt, das lebhafteste Interesse voraussetzen darf.

Ihnen, hochverehrter Herr Oberbürgermeister, sei es zugleich ein Zeichen des aufrichtigsten Dankes, zu welchem Sie mich während meiner Wirksamkeit in Barmen verpflichtet haben. Viele treffliche Männer dieser Stadt haben mir Freundlichkeit erwiesen, aber das Wohlwollen, mit welchem gerade Sie mir stets begegnet sind, gehört doch zu den schönsten Erinnerungen, die sich an meinen Lebensweg knüpfen und wird mir immerdar unvergeßlich sein.

Mit Ihnen, verehrter Herr Director, habe ich in der schweren „Uebergangsperiode" unserer Schule zusammengearbeitet und verdanke Ihnen, dem älteren und gereifteren Schulmanne, viel. Nehmen auch Sie als Dankeszeichen dieses Buch an. Ich weiß, die darin vorgetragene Anschauung vom Wesen und Beruf unseres Volkes und noch mehr die Liebe zu diesem Volke selbst und zu seinen theuren Lebensgütern, welche mir den Griffel führte, haben auch Sie, hatten Sie schon damals, als Sie noch in glücklicher Muße Ihre Kraft und Zeit ausschließlich historischen Studien widmeten, den Beda und Gregor von Tours lasen und über die Anfänge der altbritischen Kirche ihre Doctordissertation schrieben. Ich darf daher hoffen, daß Sie diese Schrift mit Milde und Nachsicht beurtheilen werden. — Sie sei zugleich mein Vermächtnis an die Schule, der Sie mit so unermüdlichem Eifer und gesegnetem Erfolge vorstehen. Diese Schule ist auch mir in vierjähriger Wirksamkeit lieb und theuer geworden. Möge sie, getragen von dem thatkräftigen Wohlwollen einer edlen und intelligenten Bürgerschaft, welche frohbereit den Lehrenden die schwere Arbeit erleichtert, unter Ihrer Leitung immerdar gedeihen und blühen und so unter Gottes Segen eine der schönsten Zierden und Segensquellen dieser Stadt und eine rechte Pflanzstätte deutscher d. h. auch christlicher Gesinnung sein!

Und nun reiche ich noch Ihnen, mein lieber Wiesbadener Freund, das Büchlein dar. Die ersten Anfänge seines Daseins wurzeln dorten in Ihrer Heimat. Mit dem Inhalt der ersten Abschnitte eröffnete ich einst eine Reihe von Vorträgen über deutsche Geschichte, welche ich auf dem Schloße und in Gegenwart der jedem Nassauer unvergeßlichen Herzogin Pauline hielt. Wie oft bin ich beim Niederschreiben des damals frei Gesprochenen an diese edle Fürstin, die, wie wenige, eine Fürsorgerin der Armen, eine Zuflucht der Nothleidenden und Bedrängten war, erinnert worden, wie ist mir dabei das schöne Wiesbaden mit seinen freundlichen Bewohnern, wie sind mir die Bilder meiner dortigen Freunde so lebhaft vor die Seele getreten! Jene hochherzige Fürstin ruht nun schon längst inmitten ihrer Volksgenoßen im Grabe, und auch viele Andre, die wir einst gemeinsam verehrten, wie der edle poesiereiche Dekan Dr. Schultz, sind inzwischen in die Gruft gesunken; wir aber, die wir uns dorten in gemeinsamer Arbeit, in gemeinsamem Hoffen, Wünschen und Wollen zusammenfanden, leben noch. Wohlan denn, jetzt, da ich Ihnen und meinen Wiesbadener Freunden überhaupt noch ferner gerückt werde, setze ich dieses Buch auf unsern Lebensweg als ein Denkmal unserer Freundschaft und schreibe darauf das kurze Mahnwort:

„Laßt lieben doch, weil's Leben währt,
uns treu und fromm und warm!“

Möchten Sie alle, verehrte Herren, die geringe Gabe mit gütigem Wohlwollen aufnehmen und dem Geber ein freundliches Andenken bewahren!

Barmen, den 8. November 1858.

C. G. Seibert.

Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist aus Vorträgen entstanden, welche ich im vorigen Winter zum Besten der Oberbarmer Kleinkinderschulen gehalten habe. Diese Anstalten, in welchen namentlich die Kinder armer Fabrikarbeiter Unterkommen und Pflege finden, fristen von der bewährten Milde der Bewohner Barmens ihr Leben. Als Mitglied des Vorstandes dieser Schulen wollte ich durch meine Vorträge jene Milde ein wenig wecken. Das ist gegeschehn.

Man bat mich, die Vorträge herauszugeben. Ich entschloß mich, die Geschichte des Uebertritts der Germanen zum Christentum hinzuzufügen. So sollte das Ganze meinem Buche „Griechentum und Christentum" in etwa entsprechen. Der Druck hat sich durch unvorhergesehene Ursachen verzögert. Daher erscheint nur erst ein Theil, der noch die Bekehrungsgeschichte der ausgewanderten Stämme umfaßt.

Der andere Theil, welcher die Pflanzung des Christentums im eigentlichen Deutschland in einer Reihe von „Lebensbildern aus der altdeutschen Kirche"

darstellen wird, soll, wenn Gott Leben und Gesundheit verleiht, bald nachfolgen. Dann will ich Wesen und Tendenz des Ganzen näher darlegen. Möge die Kritik bis dahin sich gedulden, das Buch aber einstweilen recht vielen deutschen Familien und namentlich der lieben deutschen Jugend, für die es hauptsächlich geschrieben wurde, willkommen sein.

Der Verfaßer.



1.

Die Religion der alten Germanen.

In den Mythen unserer Vorfahren findet sich die Beschreibung eines großen Weltbaumes, Yggdrasil geheißen, in welchem das menschliche Leben symbolisch dargestellt wird. Drei Quellen sind an seinen Wurzeln; die erste davon heißt Urdas Brunnen, sie trägt ihren Namen von der ältesten der drei Nornen, welche Urda, Werdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) heißen. Urdas Brunnen, sagt der Mythus, hat erfrischende, verjüngende Kraft; wer darin badet, in diesem Brunnen der Vergangenheit, der bleibt geistig frisch und jung, wenn er auch leiblich altert, denn sein reines Wasser tränkt und erquickt das menschliche Leben, wie das frische klare Quellwasser die dürstende Wiese. —

Was uns dieser Mythus von Urdas Brunnen, der die Quellen des Lebensbaumes tränkt und nährt, im Bilde andeutet, das sagt uns ein neuerer Dichter mit deutlichem Worte, wenn er spricht:

> Sich in Vergangnes liebend zu versenken
> Mit klarem Geist die Gegenwart durchdenken,
> Die Zukunft hoffnungsfroh Gott anvertraun
> Heißt heiter schön sein Leben auferbaun.

Somit gehört es zu einem schönen, menschenwürdigen Leben, als wesentlicher, ja als erster Bestandtheil, sich liebend in die Vergangenheit zu versenken. Entschuldigen Sie es darum, verehrte Anwesende, wenn ich Sie einlade, mit mir aus der von

Amerikanischer Geldkrisis und ostindischem Krieg und Kriegsgeschrei erfüllten Gegenwart hinabzusteigen in die älteste Vergangenheit unseres Volkes, hinabzusteigen in jene Zeit, wo noch kein germanisches Ohr die Kunde von dem auf Erden erschienenen Gottessohn vernommen hatte, wo noch kein Glaubensbote das Zeichen der Erlösung in Deutschlands Gauen aufgerichtet und die frohe Botschaft des Evangeliums verkündigt hatte; in jene Zeit, wo noch keine christlichen Kirchen und Kapellen auf deutschem Boden standen, sondern die Germanen noch im Helldunkel heiliger Haine ihre Götter verehrten, noch in dem Rauschen ihrer majestätischen Eichen die Stimme der Gottheit vernahmen. Urdas Brunnen soll ja eine erfrischende, verjüngende Kraft haben; möchten wir doch alle Etwas davon verspüren, wenn wir uns in die älteste Lebensperiode unsres Volkes, unserer Vorfahren — ich denke nicht mit Widerwillen, sondern mit lebendigem Interesse — das heißt liebend versenken!

In der Zeit vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert nach Christus hat das Christentum in Deutschland seinen Einzug gehalten. Rechnen wir wenige Stämme ab, die durch den Strom der Völkerwanderung schon früher dem Christentum entgegengeführt wurden, wie die Gothen: so blieben die Germanen noch volle fünfhundert Jahre nach Christus bei ihrer alten ursprünglichen Religion, dauerte es noch ein halbes Jahrtausend, ehe das Licht des Evangeliums, freilich selbst schon getrübt durch das Nebelgewölk römischer Satzungen, über Germaniens Gauen aufging. In diese ersten fünf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung müssen wir also zurückgehn, wenn wir — was unsre Absicht ist — uns über die Religion der alten Germanen näher unterrichten wollen.

Zunächst die Frage: Woher schöpfen wir solchen Unterricht? Das deutsche Schrifttum hebt erst mit dem Christentum an: die alten Deutschen hatten keine Litteratur, keine Bücherwelt; in lebendigem Andenken lebten die Thaten der Väter und vererbten sich durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht; in treuem Gedächtnisse war verwahrt der Schatz der Lieder, die man sang beim fröhlichen Gelage, wie wenn es zum ernsten Waffentanz der Schlacht ging. Das erste deutsche Buch entsteht im 4ten Jahrhundert: es ist eine Bibel, eine deutsche Bibel, die Bibel in gothischer Sprache von Ulfilas, dem würdigen Bischof der Gothen

(† 1388). Merkwürdig: das erste Buch in deutscher Sprache: eine Bibel! Sieht das nicht aus, wie ein prophetischer Wink, der uns sagen will, daß die Deutschen und das Christentum wie durch göttliche Vorherbestimmung zusammengehören, die germanische Welt zur Trägerin und Heroldin des Evangeliums berufen ist? Begreiflicherweise enthält Ulfila's Bibel nichts über die Religion der alten Germanen. Spärlich, äußerst spärlich sind auch in der Folgezeit die einheimischen Urkunden: nur zwei alte Zaubersprüche hat man gefunden, in denen das altgermanische Heidentum in unverfälschter Gestalt uns entgegentritt. Nun hat zwar schon unter dem römischen Kaiser Trajan, also etwa 100 nach Christus, der Römer Tacitus ein für uns Deutsche goldenes Büchlein von den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen der alten Germanen verfaßt, aber seine Berichte von der Religion derselben sind ungenau und unvollständig. Er hat die deutsche Religion durch eine römische Brille geschaut. So können wir auch hieraus wenig schöpfen.

Das Christentum war es, welches mit den Denkmälern des altgermanischen Heidentums gründlich aufräumte. Natürlich: keimt ein Glaube neu, so muß der alte wie ein böses Unkraut ausgerauft werden. Die christlichen Glaubensboten hieben daher nicht blos die heiligen Eichen nieder, in deren Schatten sonst die Germanen ihren Göttern Wodan, Donar und Ziu zu opfern pflegten, sie verboten auch mit unnachsichtlicher Strenge den Gesang jener Lieder, mit denen sonst die Germanen ihre Götter zu preisen oder anzurufen pflegten, wenn sie zum Kampfe auszogen. Ja mit dem Inhalt dieser Götterlieder wurde sogar auch ihre Form, die Allitteration in Miskredit gebracht und dem Tod, der Vernichtung anheimgegeben. Kein Wunder daher, wenn sich aus diesem Vertilgungskrieg, den mönchisch gebildete und darum ziemlich engherzige Geistliche gegen alle Erinnerungszeichen des germanischen Heidentums führten, kein einziges Denkmal der altgermanischen Religion erhalten hätte; ein Wunder aber ist es, daß diesen Vernichtungsflammen mönchischer Eiferer nicht blos ein Götterlied sondern sogar eine ganze Sammlung von Götterliedern glücklich entgangen ist. Es ist die Edda, in der That eine Urgroßmutter deutscher Sage und Dichtung. Auf der Insel Island, dieser äußersten Grenzwarte germanischen Lebens, diesem ultima Thule der Alten, von dessen König, „gar treu bis

an das Grab" uns Göthe das schöne Lied gesungen hat, ist die Edda entstanden.

Im eigentlichen Deutschland gelang es dem Eifer der christlichen Priester und Mönche nur zu gut, die alten Götterlieder des Volkes bis auf die letzten Spuren auszurotten. Man gönnte ihnen nicht einmal, im Staub einer Klosterbibliothek für eine weniger engherzige Nachwelt aufbewahrt zu werden: mit den Göttern, an die das Volk geglaubt, gab man auch die Lieder, die es von ihnen gesungen, erbarmungslos der Vernichtung anheim. Erst später gewann der christliche Glaube im germanischen Norden, in Schweden und Norwegen die Oberhand: mit dem alten Glauben fristete sich dort auch noch länger die alte freie Verfaßung der Germanen. Erst um 870 wurde die altgermanische Stammverfaßung in Norwegen durch König Harald den Schönhaarigen gebrochen und in ein streng geeintes Königtum umgestaltet. An die Stelle der alten Gaugemeinde, in welcher jeder freie Mann Stimme hatte, setzte Harald den unbeschränkten Willen des Herrschers.

Damals verließen viele edle, freiheitsliebende Männer ihre alte Heimat, die ihnen durch den Verlust der alten Freiheit verleidet war, und siedelten sich auf Island an. Die alten Ueberlieferungen ihrer Väter, den alten freien Geist der Germanen nahmen sie mit hinüber und bewahrten ihn auf ihrer einsamen Insel mit aller Treue. Um's Jahr 1000 wurden sie Christen. Nicht Fremdlinge, ohne Herz und Sinn für Sitte und Glaube der Vorfahren, waren ihre Lehrer und Priester — die Armut und Entlegenheit des fernen Eilandes lockte sie nicht: nein es waren Eingeborne, die zwar im Auslande den neuen Glauben kennen gelernt, aber damit nicht die Liebe zu dem angestammten Erbgute ihrer Sprache, Sitte und Eigentümlichkeit wie ein altes Kleid abgeworfen hatten. So geschah es, daß, während auf dem Festlande die christlichen Priester die Elemente altgermanischer Bildung und Ueberlieferung auszutilgen suchten, hier auf Island die Geistlichen gerade Pfleger der volkstümlichen Sprache, Sitte und Ueberlieferung, ja die Gründer der altnordischen Litteratur wurden. Auch sie ließen ja keineswegs den alten Götterglauben neben dem neuen Christenglauben in den Herzen bestehen; aber sie waren barmherzig genug den von ihren himmlischen Thronen gestürzten alten Göttern wenig-

stens einen bescheidenen Platz in den Liedern, Schriften und Bibliotheken zu gönnen. Als Gegenstände gläubiger Verehrung mußten die Götter auch hier fallen; keine Opfer fielen, keine Altäre rauchten ihnen mehr; aber als Denkmale für die Nachwelt, als Gegenstand ihres Forschens, ihrer Erkenntnis ließ man sie bestehen. Die Nachwelt sollte doch Kunde erhalten von dem Glauben ihrer Ahnen, und Gelegenheit haben, in den Bildern ihrer schöpferischen Phantasie die Lichtpunkte ewiger oder natürlicher Wahrheit aufzufinden. Die Geistlichen gründeten daher nicht blos Schulen, als Pflanzstätten der neuen, christlichen Bildung — wie schon Isleif, der erste Bischof der Insel die zu Skalholt —, sondern gleichzeitig trugen sie Sorge, die Lieder und Sagen der heidnischen Vorzeit, die bis dahin nur im treuen Gedächtnis und Munde des Volkes gelebt und sich so von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten, schriftlich aufzuzeichnen, sie so vor dem Untergang zu retten und dem Andenken der Nachwelt zu überliefern. Die schöne Frucht dieser Bemühungen jener edlen Geistlichen Islands ist die Sammlung alter Götterlieder und Sagen, welche sie treffend Edda, das heißt Urgroßmutter, benannt haben.

Es gibt eigentlich zwei Edden, eine ältere und eine jüngere. Die erstere hat poetische Form und zwar die ursprünglichste der deutschen Poesie, die Alliteration, die in gleichem Anlaut der betonten, sinntragenden Wörter besteht, wie:

Weit im Walde Wohnen zwei Schwestern	oder	Roland der Ries' am Rathhaus zu Bremen ꝛc.

Sämund Sigfusson, mit dem Beinamen der Weise, (hinn frôdi) welcher 1133 starb, wird als Urheber dieser ältern Liedersammlung bezeichnet, deren größter Theil gewiß aus uralter Ueberlieferung stammt. Die jüngere Edda ist in Prosa verfaßt. Snorri Sturlason, der Verfasser der Heimskringla, des berühmten nordischen Geschichtswerkes soll den größten Antheil an ihrer Abfaßung haben. Er wurde 1241 zu Reikiahold auf Island erschlagen.

Diese Sammlungen alter Göttersagen sind es, verehrte Anwesende, aus denen wir unsre Kenntnis von dem Glauben unserer Vorfahren schöpfen. Aber war denn auch der Glaube jener nordischen Stämme derselbe mit dem der Bewohner des eigentlichen Germaniens? Das ist eine große, wichtige Frage. Wohl mir,

daß ich sie nicht zu beantworten brauche. Die Antwort darauf hat längst ein Mann gegeben, der uns überhaupt zuerst wieder die Pforten unseres Altertums geöffnet und die großartigen Bilder ihrer Tempel gedeutet hat: Jacob Grimm. Sein Werk über deutsche Mythologie liefert den Beweis, daß wirklich der Glaube jener Nordmänner, die sich auf Island anbauten, und der der alten Germanen wesentlich derselbe war, daß also Odin und Wuotan, Thôrr und Donar, Freyja und Frouwa dieselben Göttergestalten sind.

Gesegnet sei uns darum das Andenken jener edlen Geistlichen Islands, durch deren Bemühung Kunde von der Religion der alten Germanen auf uns gekommen ist. Ein neuerer Schriftsteller, Köppen, sagt über diese Isländer: Es war der Geist der germanischen Vorzeit selbst, der aus ganz Europa vertrieben am äußersten Ende der alten Welt seinen Thron aufschlug. Hier wollte er rasten, nicht um sich neue Bahn zu brechen, sondern um über sich selbst nachzusinnen, sich in sich selbst zu vertiefen, und das ist eben die weltgeschichtliche Bedeutung Islands, daß auf ihm der alte Norden zum Bewußtsein über sich selbst gekommen ist. Wie ein großer Staatsmann nach Abschluß seiner politischen Laufbahn sich in die Einsamkeit begibt, um hier seine Geschichte auszuarbeiten, so erkor sich der altgermanische Geist, als er das Ende seiner heidnischen Tage nahe fühlte, Island zum Ruheorte, um hier in Muße seine Memoiren zu schreiben — die wir in der Edda lesen.

Doch genug von den Quellen. Gehen wir nun zur Betrachtung der altgermanischen Religion, deren Kenntnis wir aus ihnen schöpfen, selbst über.

Dieselbe ist wesentlich Naturreligion, Erzeugnis der schöpferischen Phantasie unseres Volkes. In der Natur und ihren Erscheinungen, im Rollen des Donners wie im Rauschen mächtiger Eichen; im milden Glanze des Sonnenlichtes, wie in der vom Winterschlaf erwachenden sich mit neuem Grün und neuen Blumen schmückenden Erde; im Strom, der mit Macht seine Wellen dem Ocean zuwälzt, wie in dem Murmeln des Bergquells: überall sahen unsre Vorfahren das Walten und Weben der Gottheit. „Alles wies den eingeweihten Blicken, alles eines Gottes Spur.“

Nicht in Tempeln, von Menschenhänden gebaut, sondern im Heiligtum der Natur, auf freien Bergeshöhen, bei frisch-

sprudelnden Quellen, im Schatten majestätischer Eichen wurden die Götter verehrt. Die Naturreligion der Germanen war jedoch kein roher und dumpfer Naturdienst, keine Verehrung der Elemente und Naturkräfte selbst; ihre Götter, die sich den Erscheinungen der Natur offenbaren, erkannten sie viel mehr als persönliche Wesen, als freiwirkende geistige Gewalten. Wir sehen also in den Göttergestalten die Bilder, in welchen der Volksgeist sein Gottesbewußtsein verkörperte, seine Weltanschauung sich gegenständlich und anschaulich machte. „In seinen Göttern spiegelt sich der Mensch," dieses Wort gilt hier so sehr, daß die germanischen Götter in der That nur verklärte Abbilder, selige Schatten der germanischen Menschen sind. Das ist der himmelweite Unterschied zwischen Offenbarung und Naturreligion: dort heißt es: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, hier schaffen die Menschen die Götter nach ihrem Bilde. Damit will ich keineswegs leugnen, daß nicht auch in dieses Nebelland der altgermanischen Religion einzelne Lichtstrahlen der Uroffenbarung hereinleuchten, in diesen Liedern von Wodan und Donar nicht noch einzelne ausklingende Töne des Wortes, das im Anfang war und waltete, vernehmbar seien. Im Gegentheil, solche Lichtstrahlen finden sich in der deutschen nicht minder, wie in der griechischen Göttersage, und das eben verleiht ihr ihren eigentümlichen Reiz. Ja, nicht blos das: die ganze germanische Göttersage ist eine Weissagung auf das Christentum, eine Weissagung, so erhaben und großartig, wie kaum irgend etwas in der griechischen Sagenwelt. Diese germanischen Götter kämpfen mit feindlichen Mächten; sie wißen ihren einstigen Untergang; sie wißen, daß ihr Reich, ihre Herrschaft einst zu Grunde gehen und sich auf seinen Trümmern ein neues schöneres Reich des Friedens und der Freude erheben werde. So hat die ganze deutsche Mythologie einen prophetischen Charakter und weiset in dem wunderbar schönen Liede der Völuspa vom Weltuntergang und der Welterneuerung über sich selbst hinaus auf eine schönere Zukunft, auf ein herliches Friedensreich hin, und es stehet diesen germanischen Göttern gleichsam an der Stirn geschrieben: Nach uns kommt Einer, der vor uns gewesen ist, denn er war eher, denn wir.

Die deutsche Göttersage bildet kein System, ebensowenig wie die griechische. Hat sie doch nicht der ordnende Verstand, nicht

der charakterbildende Wille, sondern die frei sich bewegende Phantasie des deutschen Volksgeistes geschaffen. Dennoch ist sie auch kein zusammenhangsloses Allerlei verschiedener Sagen von den Göttern, ihren Thaten und Schicksalen. Sie hat wohl Zusammenhang, sie hat Anfang und Ende, heitern Ursprung und den tragischen Ausgang in des Weltbrands Flammen. Ich möchte sie ein großes Epos nennen. Sie gleicht als solches unserm herlichen Heldenepos, dem Nibelungenliede, von dem sie sich wieder als Götterepos unterscheidet. Wie das Nibelungenlied, so ist auch unsere Göttersage voll dramatischen Lebens: Alles ist hier Kampf, Drang und Bewegung, rastloses Streben, unermüdliches Ringen, Sieg und Niederlage; das Ganze aber bewegt sich vom gefahrlosen Beginn, wo die Götter noch in seliger Unschuld spielen, dem unvermeidlichen, längst vorher gewußten, immer hinausgeschobenen und doch nicht abgewandten Untergang der Götterwelt zu. So hat das Ganze einen innern Fortschritt, eine sichere und folgenrichtige Bewegung einem bestimmten Ziele zu, und gestaltet sich zu einem großartigen Weltdrama mit tragischem Ausgange; ebenso wie das Nibelungenlied seine herliche, in der Wonne des Dasens prangende Heldenwelt in der Nacht des Todes und der Vernichtung untergehen läßt.

Gewöhnlich pflegt man in Deutschland die altgermanische Mythologie weniger zu kennen, als die griechische. Das ist ächt deutsche Art oder beßer gesagt: Unart. Wir schätzen und preisen das Fremde und ignoriren und verkennen das Eigne, Nationale. Gerade darum sei mir ein kurzer Vergleich beider Götterlehren gestattet.

Die griechischen Götter sind idealisirte griechische Menschen und als solche Gebilde griechischen Schönheitssinnes, bei denen die rein menschliche Gestalt zum Modell gedient hat. Die griechischen Götter sind wirklich in ihrer äußern Erscheinung, das heißt in den Statuen der Künstler, Musterbilder der Schönheit, nichts Unförmliches haftet ihnen an. In der deutschen Göttersage nimmt dagegen das Ungeheure und Ungestaltete immer noch einen breiten Raum ein, wenn es auch meist in die ungeschlachte Riesenwelt verwiesen wird. Wodan hat z. B. nur ein Auge, sein Schlachtroß Sleipnir aber ist achtfüßig; sonach mag uns weder Roß noch Reiter als sonderlich

schön erscheinen. — Aber im Ganzen herscht doch auch in der deutschen Götterwelt die rein menschliche Gestalt vor, wenn auch nicht in der Vollendung, wie bei den Griechen, in deren Mythologie übrigens das Ungestaltete auch nicht ganz fehlte, wie schon der hundertarmige Briareus und die Chimära beweisen. Keine bildende Kunst, wie die griechische, trat der deutschen Göttersage fördernd zur Seite. Steht sie darum auch in dieser Hinsicht — was die äußere Erscheinung der Göttergestalten betrifft — der griechischen nach, so hat sie andererseits vor dieser entschiedene Vorzüge.

In der deutschen Göttersage findet der in Kampf und Noth, Sieg und Tod sich bewährende, ungebrochene persönliche Heldensinn seine höchste Verherlichung und Verklärung, und der oberste der Götter, Wodan, ist zum Träger desselben gemacht; Repräsentanten desselben sind aber auch seine Söhne Donar und Ziu. In der griechischen Göttersage ist das weniger der Fall; die griechischen Götter sind schön von Ansehn, aber nicht solche streitbaren Helden wie die deutschen. Wodans höchste Lust ist Kampf und Sieg, Vater Zeus liebt es dagegen bisweilen andere, minder gefahrvolle Händel anzuknüpfen.

Das führt uns auf einen andern Punkt. In dem deutschen Götterhimmel Asgard herschen beßre Sitten als auf dem griechischen Olymp, wie die Sitten der Germanen selbst reiner und unverdorbener waren als die griechischen. Man vergleiche nur die Göttinnen der Liebe. Welch eine keusche züchtige Gestalt ist die deutsche Freyja gegenüber der griechischen Aphrodite! Und Wodan hat zwar im heißen Kampfgewühle viele Helden erschlagen, zur Entführung schöner Erdentöchter aber keine Zeit gehabt und keine Lust empfunden.

Der griechischen Mythologie fehlt ferner das dramatische Gepräge, das die deutsche auszeichnet. Ewigklar und spiegelrein und eben fließt das zephyrleichte Leben im Olymp den Seligen dahin; da ist kein Kampf und Streit; nachdem der Kampf mit den Giganten und Titanen glücklich bestanden ist, wißen die griechischen Götter ihr Dasein geborgen und verbringen es in mühelosem Genuß. Wie anders im deutschen Asgard! Welcher gewaltige

Kampf mit den finstern feindlichen Gewalten wird da ausgekämpft, ein Kampf der dem furchtbar-tragischen Ausgang entgegendrängt!

Das führt uns auf den letzten Vergleichungspunkt. Der griechischen Göttersage fehlt das, was die Seele der deutschen ist, der prophetische Charakter. Die griechische Heroensage von Herakles und Prometheus hat solchen; die eigentliche Göttersage nicht. In thatlosem Genuß leben die griechischen Götter ihre Tage dahin, sie wißen nicht, sie ahnen nicht, daß einst ihr Tag kommen wird, wo sie fallen und untergehen werden: die germanischen Götter kämpfen den furchtbaren Kampf und wißen, daß sie trotz ihres Ringens einst untergehen und einem Stärkeren, einem Friedensfürsten Platz machen werden.

Doch es ist Zeit, daß wir uns von dieser allgemeinen Betrachtung, der germanischen Religion im Besondern zu wenden.

Das Bewußtsein von der Einheit Gottes, das ursprünglich vorhanden war und in der Verheißung jenes Mächtigen, der am Ende der Göttertage kommen werde, ewige Satzungen anzuordnen, wieder aufleuchtet, ist auch unsern Vorfahren schon frühe in der Verfinsterung ihres Gottesbewußtseins abhanden gekommen. Sie wißen nur noch von einer Vielheit göttlicher Wesen, die sie in der Mannigfaltigkeit der Naturdinge und Naturerscheinungen wirksam sehen.

In dieser Vielheit göttlicher Wesen bestehen Unterschiede, Grade, Abstufungen nach Charakter, Würde und Macht der Götter. Zunächst ist das Reich der eigentlichen oder oberen Götter von den Reichen jener zahllosen Schaaren geisterhafter, mit übermenschlichen Kräften ausgerüsteter, guter und böser Wesen zu unterscheiden, die zwischen Göttern und Menschen gleichsam in der Mitte stehen: der Elfen, Zwerge und Riesen.

Die eigentlichen Götter heißen im Nordischen Aesir, Asen, (Gothisch anseis, Althochdeutsch ensî.) Wie die olympischen Götter der Griechen bilden sie eine Art Gemeinwesen, einen Götterstaat. Ihre Wohnung heißt Asgard, Göttergarten, der deutsche Olymp. Prächtige Paläste sind darin, Wohnungen der einzelnen richtenden und rathenden Götter. In Allvater's Saal sammeln sie sich zum Rath, wenn ihrem Reich Gefahr droht. Aus Asgard's Thoren ziehen sie aus über die Regenbogenbrücke zum Kampf gegen

ihre Feinde, die Riesen (thursen), die in Riesenheim (iötunheim) an den Küsten des Weltmeers in Bergen und Felsen wohnen. Zwischen Asgard und Riesenheim liegt das Reich der Luftelfen (Ljosalfaheim) und Midgard oder Mannheim, das Land der Menschen, die Erde.

In Asgard ist auch Walhall, das heißt: Halle der auf der Walstatt Gefallenen. Unsere Urväter sahen den Tod nicht als das Ende der menschlichen Dinge an. Wo sich die Schranken dieses Erdenlebens schließen, öffneten sich ihrem religiösen Bewußtsein die Pforten einer höheren Welt. Den Frommen öffnet sich im Sterben Walhalla's Pforte. Wer aber war fromm nach dem Sinne der alten Germanen? Der Tapfere, der Held, der im Kampf für's Vaterland, oder für Weib und liebes Kind auf der Walstatt ruhmvoll kämpfte und sein Blut versprützte: der war ein frommer Mann.

Fromm (frum) heißt ursprünglich tüchtig, wacker, daher sagt man noch im Mittelalter: ein frommer Held, ein frommer Ritter, indem man ihre Frömmigkeit weniger auf die Zahl ihrer Paternoster, als auf ihre tapfere Haltung im heißen Kampfgewühle bezog. Daß übrigens auch jetzt noch Frömmigkeit und Tapferkeit sich nicht gegenseitig ausschließen und aufheben, daß der christliche Glaube nicht feige macht, beweisen nicht nur Cromwells Gottselige, aus denen er seine Eisenseiten nahm, sondern auch in unseren Tagen die sogenannten Heiligen des Generals Havelok in Indien. — Wer auf der Walstatt als frommer Held fällt, den führen Wodan's, des Schlachtenlenkers Töchter, die Walküren oder Schlachtenjungfrauen in Walhalla's Wonnesaal ein. Dort führen die tapfern Heldenseelen, Einherier genannt, ein Leben, wie es sich der kriegslustige Volksgeist der Germanen als herlich und wonnereich, als paradiesisch dachte. „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste“ heißt auch da ihr Zauberwort, mit dem sie das Leben köstlich machen. Die Arbeit des Tages ist Kampf, heißer blutiger Kampf mit den Feinden der Götter: wie denn Kampf und Streit und Schwerdterklirren und Schlachtgesang für das Ohr des Germanen die lieblichste Musik war. Vom irdischen Kampf unterscheiden sich diese himmlischen Kämpfe wesentlich. Auch hier in der höhern Welt fallen Helden im Streit, aber wenn der Sonne letzte

Strahlen über der Walstatt verglühen, dann springen die Verwundeten und Todten wie neuverjüngt auf und reiten frisch und gesund heim nach Walhalla zum frohen Gelage. Hören wir darüber die Edda: Es heißt hier im Wafthrudnismal. 41

Die Einherier all in Odins Saal
Streiten Tag für Tag.
Sie kiesen den Wal und reiten vom Kampf heim
Mit Asen Ael zu trinken,
Und Sährimnirs satt sitzen sie friedlich beisammen.

Sährimnir ist ein Eber, der täglich geschlachtet, gekocht und und verspeist wird, jeden Abend aber wieder neu und ganz dasteht, um sich auf's Neue sieden, braten und verspeisen zu laßen. So haben die frommen Helden Walhalla's nicht über hohe Fleischpreise zu klagen, wie wir Menschenkinder hier zu Thal! Auch der Durst wird in Walhall leicht und wohlfeil gestillt. Wein trinken die Helden dort nicht, folglich ist er bei ihnen auch nicht theuer. Sie trinken Ael oder Meth. Den gibt ihnen die Ziege Heidrun, die sich vom Laub des großen Weltbaumes nährt. Sie bietet so viel Meth, daß alle Seligen vollauf zu trinken haben.

So dachten die alten Germanen das Leben im Paradiese. Es wechselt ab zwischen Kampf und Gelage, ist mühevoll und doch wonnevoll. Solche Vorstellung vom Jenseits war im irdischen Leben ein mächtiger Antrieb zu todesmutigem Kampf; solcher Glaube lehrte den Tod verachten und bildete Helden. Viele gute Christen haben sich darüber den Kopf zerbrochen, was sie wohl die lange Ewigkeit hindurch beginnen sollten, um sich der langen Weile zu erwehren. Sie sehen, verehrte Anwesende, unsere Altväter wußten hiergegen nach ihrer Weise vortrefflichen Rath, wußten auch ihre Seligen auf wohlfeile Weise mit Speise und Trank zu versorgen.

Wo aber wiesen sie die Gottlosen hin, die Feigen, die Landesverräther und Meineidigen — denn diese wurden vorzugsweise als Gottlose bezeichnet? Sie wiesen solche in die finstre Behausung der Hellia. Aber nicht als feuriger Pfuhl wird die Hölle gedacht, sondern als ein schlammiger breiter Strom, in dem die Bösen, wie der griechische Tantalus, stehen und waten. Des Stromes Fluth treibt ihnen Schlamm und Schwerdter entgegen. Die Edda sagt Völuspa 45:

Im starrenden Strome
Stehn da und waten
Meuchelmörder
Und Meineidige
Und die Andrer Liebsten
In's Ohr geraunt.

Der Strom wälzt ostwärts
Durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerdter,
Der Slidur heißt.

Doch zurück aus dieser deutschen Waßerhölle zu Asgards Göttern!

An der Spitze der Asen steht Wodan der im Nordischen Odin heißt. Sein Name kommt vom althochdeutschen Zeitwort watan das das Präteritum wout bildet. Wir gebrauchen es nur noch beim durchwaten des Waßers; ursprünglich hieß es Entgegenstehendes heftig durchdringen, durchsausen und durchbrausen. Davon kommt das Wort Wuth, das ursprünglich jede heftige Erregung des Gemüths, wie der Elemente, also Sturm bezeichnet. Wodan ist der Alles durchdringende, rastlos bewegende, mächtig erregende Weltgeist. Wie die Luft Alles erfüllt, Alles durchdringt, so durchwehet und durchwaltet er Alles. Wie alle Götter hat auch Wodan zwei Seiten in seinem Wesen eine Naturseite und eine geistige. Doch ist er derselbe auf dem Gebiet der Natur, wie des Geistes: er offenbart sich in jeder heftigen Erregung: in der Begeisterung der Dichter und Seher, wie in der Leidenschaft der Liebe, in dem Brausen des Sturmes, wie in dem Toben des Kampfes. Als Naturwesen bedeutet er wohl die Luft. Er ist einäugig: sein Auge ist die Sonne deren Strahl überall hindringt. Das andere Auge hat Wodan zum Pfand laßen müßen, als er aus Mimirs Quell Weisheit trinken wollte. Mimir ist das Meer, das verpfändete Auge aber der Mond, wie er in des Meeres Fluthen taucht.

Wodan hat aus Mimirs Quell Weisheit getrunken. Seine Allwißenheit ist nämlich keine absolute: zwei Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung) sitzen auf seinen Schultern und fliegen täglich aus, um ihm Kunde zu bringen von dem, was in der Welt vorgeht. Die Runen, jene heiligen Buchstaben, der Inbegriff aller Weisheit, sind seine Erfindung. Auch Dichtkunst und Beredsamkeit stammen von ihm: er ist Bragi's, des Gottes der Dichtkunst, Vater.

Wodan heißt Allvater, er ist Geber alles Guten, Lenker der Geschicke und verleiht den Kämpfenden Sieg, seinen Freunden und Lieblingen Wonne, deren Inbegriff ursprünglich das Wort Wunsch ausdrückt. Daher die Sagen vom Wunschhütlein und Wunschmantel; Wuodan erscheint nämlich meist im Krämpenhut und Mantel und verleiht sie, wem er wohl will.

Damit ist aber der eigentliche Kern in Wodans Wesen noch nicht bezeichnet. In ihm hat sich nämlich der altgermanische Heldengeist, die Kampfeslust und Kampfesfreude unserer Vorfahren wie in einem Spiegelbilde selbst angeschaut. Daher ist Wodan vor Allem Lenker der Schlachten, Kampfes- und Siegesgott, weshalb er auch Walvater heißt. Auf seinem Rosse Sleipnir, das man sich achtfüßig dachte, um Wodan möglichst schnell überall gegenwärtig sein zu laßen, reitet er aus zum Kampfe gegen feindliche Mächte. Weithin leuchtet seine Rüstung, Goldhelm, Harnisch und Speer, die Walküren (Schlachtjungfrauen) begleiten ihn und führen die gefallenen Helden in Walhalla ein, auch die Einherier begleiten ihn. Oft nimmt er auch Theil am Kampfe der Menschen und verleiht Glück und Sieg, wem er wohl will. Er ist daher wohl der Gott, quem adesse bellantibus credunt, den die Deutschen im Toben des Kampfes, im Gewühl der Schlacht gegenwärtig glaubten, wie Tacitus German. Cap. 7 erzählt. Ihn riefen sie auch wohl in ihren Schlachtgesängen an, wenn sie auszogen zum Kampf.

Wie im Sturme der Schlacht, waltet Wodan auch im Sturm des Wetters. Wenn der Sturmwind daher saust, dann jagt er durch die Lüfte. In der Sage vom wilden Jäger klingt dieser Mythus noch nach, nur ist Wodans Heer hier zum wüthenden Heer umgebildet; aber auch im Ausreiten des Rodensteiners mit Hurrahgeschrei und Trompetenklang, das schweren Krieg ankündigt, wie noch in jüngster Zeit die Zeitungen uns von solch' einem Auszug meldeten. Wie mächtig wurzelt doch solcher alte Glaube in einem Volke! Wer einst, wie ich, als Knabe in tiefer Waldeinsamkeit beim dämmernden Morgen sich mit einem Wagenführenden Bauernburschen auf den Boden niedergeworfen hat, um den Zug des wilden Heeres über sich wegbraußen zu laßen, der weiß das aus Erfahrung.

Auch sonst hat Allvater Wodan noch Erinnerungszeichen seiner ehmaligen Herschaft und Herlichkeit hinterlaßen. Der Mittwoch trug ursprünglich seinen Namen: noch heißt er in Westfalen Wodenstag, im Englischen Wodanstag.

Im hessischen Städtchen Gudensberg, in Godesberg bei Bonn und dem Godenelter (Wodansaltar) bei Ahrweiler wie in der Stadt Odensee auf der Insel Fünen lebt das Andenken des deutschen Götterkönigs noch fort. Lange wurde er auch noch heimlich verehrt. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts fand sich unter den Meklenburgischen Bauern folgende Sitte: Wenn die Roggenerndte vollendet war, so ließ man auf dem letzten Ende des Feldes einen kleinen Fleck ungemäht stehen. Die Mäher traten zusammen, richteten ihre Sensen in die Höhe, schlugen dreimal mit dem Wetzstein daran, goßen einige Tropfen ihres Getränkes, Milch oder Bier, auf das stehen gebliebene Korn, schwenkten ihre Kappen und riefen:

Wode Wode
hol deinem Ross nun futter
heuer Distel und dorn
übers jahr besser korn!

Was ist das anders, als ein Trankopfer, dem Wodan gebracht mit dem Ersuchen, übers Jahr für eine beßere Erndte zu sorgen?

Wodan's Gemahlin ist Frigg. Unter ihr ist wohl wie unter Hertha oder Nerthus die Mutter Erde vorgestellt, denn die Fruchtbarkeit ist ihr Werk. In der schöpferischen Umspannung der Erde durch den Regen und, Sonnenschein spendenden Himmel sah man die Vereinigung Frigg's und Wodan's.

Unter Wodan's Söhnen ragt Thôrr hervor, hochdeutsch Donar geheißen. Er ist der Gott des Donners und Blitzes. Wie der Blitz leuchtend roth ist, so ist auch Thôrr's Bart und Haupthaar roth. Wenn der Donner rollte in den vom Sturmwind gejagten Wolken, so sagten unsere Väter: Thôrr fährt über den Himmel weg. Er fährt aber auf einem mit lohfarbigen Böcken bespannten Wagen über die Wolken dahin: die zuckenden Blitze sind die Schläge seines Hammers, mit denen er namentlich Felsen zerschmeißt. Dieser Hammer, Miöllnir geheißen, ist das Symbol

seiner Macht: so oft er ihn schleudert, kehrt er von selbst wieder in Thôrrs Hand zurück.

Wir sind gewohnt, im Gefolge des Gewitters meist Zerstörung und Verwüstung zu sehen, es zu fürchten und uns weniger durch Gebet, als durch Einkauf in Feuer- und Hagelversicherungs-Gesellschaften dagegen zu schützen. Nicht so unsere guten Vorfahren: sie sahen im Gewitter eitel Segen. Thôrr oder Donar ist ihnen darum kein schrecklicher, sondern ein den Menschen freundlicher, milder und segenspendender Gott. Seine Lebensarbeit ist der Kampf mit den Riesen, die in den Felsen und Bergen wohnen und den Menschen feindlich sind. Er zerschmettert ihnen mit seinem Hammer die Köpfe. Damit sprechen unsre Alten aus, wie das Gewitter doch im Grunde dem Menschen frommt und ihm die wüste, felsige, unfruchtbare Natur bewältigen hilft. Der Blitz spaltet das Felsgestein des Hochgebirgs, zerklüftet und verwettert es, und wandelt so den harten Felsgrund in urbares Erdreich um. In Donar ist daher recht eigentlich der Kampf des Geistes mit der Natur personifizirt, in welchem der Mensch täglich ringt, die Erde sich unterthan und ergiebig zu machen. Die Cultivirung des Bodens ist der Anfang des Culturlebens überhaupt: daher ist es nur ein einfacher Fortschritt, wenn Donar weiter als Gott der Cultur gedacht wurde. Die rohe, unbebaute, wilde Natur repräsentirt das ungeschlachte Volk der Riesen; die fortschreitende, in unermüdlichem Kampf die Natur und ihre Kräfte überwältigende und dienstbar machende Cultur, Thôrr. Seitdem die Welt steht, dauert dieser Kampf der Cultur mit der Natur. Sie sehen, v. A., unsere heidnischen Vorfahren hatten ein deutliches Bewußtsein davon; und doch hat man sie lange genug als halbwilde, eichelfressende Barbaren verschrieen! Als Culturgott hilft Thôrr dem Menschen gegen Alles, was die Cultivirung hemmt und stört, gegen Frost, Kälte und Winterstürme; wie er andererseits jeden Fortschritt der Cultur fördert. Er ist es, der die wilden Bergströme zähmt, daher sind ihm die Brücken heilig; er ist es, der die Gebirge durchbricht und zugänglich macht, daher sind ihm die künstlich gebauten Wege und Gebirgspfade heilig; er ist es, der durch seinen Hammerwurf in den Feldern der Landbauer das Mein und Dein scheidet und das Eigentum eines Jeden feststellt und schützt; ja er ist sogar Gott

der Ehe, die sein Hammer weiht. Unsere heidnischen Väter vollzogen die Eheschließung durch drei feierliche Hammerschläge. Noch jetzt ist's ein Nachklang jener Sitte, wenn bei Versteigerungen der Zuschlag mit dem Hammer ertheilt, der Kaufvertrag fest gemacht wird.

Auch andere Andenken an diesen Gott haben sich erhalten. Unser Donnerstag trägt von ihm den Namen; die Donnerkeile und der Donnersberg in der Pfalz sind nach ihm benannt. „Daß dich der Hammer" ist in manchen Gegenden ein gangbarer Fluch. Bei Hildesheim liegt das Dorf Algermissen. Dasselbe hat jährlich an den Küster des Dom's zu Hildesheim 19 Sgr. 4 Pf. Jupitergeld zu zahlen. Die Priester übersetzten den Thor nämlich lateinisch Jupiter. Ein Bauer aus demselben Dorf hatte jährlich einen 4 Fuß hohen achteckigen Holzklotz auf den Domhof zu bringen. Der Klotz hieß Jupiter d. h. Thor oder Donar. Die Schüler bekleideten ihn mit Mantel und Krone, griffen ihn von zwei Seiten mit Steinwürfen an und verbrannten ihn endlich. Der Urahn des Bauern von Algermissen hatte wahrscheinlich lange an Donar geglaubt, weshalb seine Nachkommen also gebüßt wurden.

Wodan's Sohn ist auch Balder, der Gute, das altgermanische Urbild der sanften, lieblichen Anmuth. Von ihm ist gut reden, Alles lobt ihn. Er ist so schön von Antlitz und so glänzend, daß ein Schein von ihm ausgeht. Er ist der weiseste, beredtste und mildeste unter allen Göttern. Niemand darf seine Urtheile schelten. Er bewohnt im Himmel die Stätte, die Breidablick (Weitglanz) heißt; da wird nichts Unreines geduldet. Als er durch Lokis Tücke umkam, weinten und trauerten alle Götter und Göttinnen um ihn. Dann sandten sie Hermodur in die Unterwelt, um der Hel, der Göttin des Todtenreichs, Lösegeld für Baldur zu bieten. Hel sagte: Wenn alle Dinge in der Welt, lebendige und todte, um Baldur weinen, dann soll er nach Asgard zurückkehren, wo nicht, so muß er bleiben. Und siehe, Alles weinte, nur ein altes Riesenweib, Thök, sagte, als sie gebeten wurde auch zu weinen:

> Thök muß weinen mit trockenen Augen
> Ueber Baldurs Ende.
> Nicht im Leben, noch im Tod hatt' ich Nutzen von ihm,
> Behalte Hel was sie hat. —

In Baldur erkennen wir unschwer das milde, allerfreuende Sonnenlicht, in seinem Tod die Sonnenwende und die darauf folgende Sonnenferne während des Winters. Die Thränen, welche die Dinge um den scheidenden Baldur weinen, sind die Thautropfen der Abenddämmerung.

Bei dem kriegerischen Sinn der Germanen kann es nicht auffallen, wenn bei ihnen auch noch der Krieg seinen besonderen Gott hatte. Es ist der kühne und furchtlose Tyr, althochdeutsch Ziu. Von ihm hat unser Dienstag seinen Namen. Früher leitete man das Wort ab von Ding, Gericht. Das ist aber falsch. Der Genitiv von Tyr lautet Tys, von Ziu: Zis. Daher heißt der Dienstag im Nordischen tysdag, während ihn die Schwaben noch Zistag nennen, wie sie ihre alte Hauptstadt Augsburg Ziesburg heißen. In Baiern aber heißt der sonst von allen deutschen Stämmen nach dem Kriegsgott Tyr genannte Tag Ertag oder Erctag. Wie mag das zusammenhängen? Einfach so: heru Schwerdt und Saxnôt Schwerdtnoth waren Beiworte, Attribute des deutschen Kriegsgottes; von einem derselben nun haben die Baiern den betreffenden Wochentag benannt. Der Ertag der Baiern, der Zistag der Schwaben, der Dienstag der Mitteldeutschen und der tysdag der Nordländer bezeichnet also alles dasselbe: den Tag des Kriegsgottes Tyr. Tyr stand natürlich in hohem Ansehn; er wurde in Liedern angerufen, wenn's zum fröhlichen Waffentanz der Schlacht ging; ihm wurde geopfert, wenn der Sieg errungen war. Daher mußten die Deutschen beim Uebertritt zum Christentum ihm, dem Saxnôt, auch besonders absagen und das mochte ihnen am schwersten eingehen, daß sie ihren alten Kriegsherrn und Schlachtenlenker verlaßen sollten.

Eine liebliche Erscheinung in der Reihe der Götter ist Freyja; althochdeutsch Frouwa. Von ihr tragen die deutschen Frauen den Namen. Frouwa oder Frau bedeutet die erfreuende, somit wird die Frau nicht blos als des Hauses Ehre, sondern als des Hauses Wonne gefaßt. Auch der Freitag benennt sich nach Freyja und ebenso freien für heirathen. Freyja ist nämlich die Göttin der Liebe und der Ehe. Liebende Seelen flehen um ihre Gunst, ihren Beistand. Sie hat Freude an Gesang und Saiten-

spiel und hört gerne Liebeslieder singen. Sie selbst ist unvermählt, und weint um ihren fernen Geliebten goldene Thränen.

Im Reiche der Götter ist noch eine wichtige Person Heimdall. Sein Name bedeutet Weltdolde, Weltbaum. Er ist der Gott der harmonischen Ordnung in der Welt, der die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft gegründet hat, und der Wächter in der Götterburg Asgard. Die Mondsichel ist sein Wächterhorn, darein wird er am Ende der Tage stoßen und die Götter zum letzten Kampf wecken. Einstweilen hütet er die Regenbogenbrücke, bif-röst die bebende Rast, genannt und sorgt, daß kein Bergriese über sie her in Asgard einbricht.

Merkwürdig ist es, daß im Reiche der Götter auch das böse Princip nicht fehlt. Es ist reichlich vertreten in Loki, der in Allem den Gegensatz zu Heimdall bildet. Wie Heimdall der Wächter, so ist Loki der Zerstörer der gesetzlichen Ordnung, ein Geist, der stets verneint; wie jener der Gott des Anfangs und gedeihlichen Wachstums, so ist dieser Gott des Endes und Untergangs; jenem ist der Morgen, diesem der Abend heilig. Merkwürdig nur, daß dieser kleine Teufel Loki, der seine Freude am Zerstören hat, weil er, wie Mephistopheles meint, daß Alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht, in der Gesellschaft der Götter erscheint. Er ist das schleichende Verderben, welches in Asgard eingedrungen ist und die Götter dem sichern Untergang entgegenführt. Wo er den Göttern Leid und Schaden anthun kann, da versäumt er's nicht. Baldur's Tod, der die Katastrophe im Götterdrama bildet, ist sein Werk. Grauenhafte Kinder hat Loki erzeugt: Hel ist seine Tochter, die Herscherin im Helheim, wohin die Strohtodten, das heißt: die nicht im Kampfe Gefallenen kommen. Der Wolf Fenrir, dessen Wildheit und Stärke den Göttern Furcht einflößt und die Weltschlange Jörmungander sind seine Söhne.

Mit ihnen kommt es am Ende zu einem furchtbaren Entscheidungskampf. „Auf dem Dasein der Götter lastet das Vorgefühl ihres Untergangs; überall erkennen sie seine Zeichen: im Einbruch der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichtes, im Dahinwelken des Sommergrüns, im Sieg des Winterfrostes ahnen sie den Tod ihrer Schöpfung, empfinden sie ihr eignes Altern." Seit Baldur hin ist, naht das Verderben mit schnellem Schritte heran; was auch

die Götter für Vorkehrungen treffen, es ist unabwendbar. Die Mächte der Finsternis, Loki und seine Brut, sind entfeßelt und stürmen heran zu Asgards Vernichtung. Heimdall, der Wächter, stößt in sein goldenes Horn Giallar; die Posaune des jüngsten Tages ist's, die ertönt und die Götter zum Kampfe ruft. Da wird es finster im Himmel und auf Erden, ein Wolf des Abgrundes verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel. Die Götterdämmerung (ragnarök) bricht herein, die Zeit der Herschaft des Bösen:

> Brüder befehden sich, fällen einander,
> Geschwisterte sieht man die Sippe brechen
> Unerhörtes ereignet sich, großes Unrecht
> Eh die Welt zerstürzt,
> Der Eine schonet des Andern nicht mehr.

Die Weltschlange im Weltmeer tobt; das Meer wallet und wogt und schlägt über die Ufer; der Wolf Fenrir bricht los, die Feuerriesen stürmen zum Kampf heran. Die Götter ziehen aus den Ungetümen entgegen: voran Wodan mit Goldhelm, Harnisch und Spieß. Die große Weltschlacht entbrennt, die Mächte des Himmels und der Hölle ringen mit einander: die Götter erliegen. Muspell's Söhne, die Flammen, schlagen über die Erde: im Weltbrand verbrennet Asgard und Erde. — Ist aber das Werk der Zerstörung vollbracht, dann erhebt sich aus dem Meere eine neue schönere Erde, eine neue Sonne, ein neuer Mond leuchtet am Himmel. Da werden unbesäet die Aecker tragen, kein Krieg, kein Leid, kein Tod wird mehr sein; in Friede und Eintracht wird ein neues Geschlecht der Menschen wohnen, liebevoll, freundlich, verständnisinnig. Das Böse ist verbannt von der Erde, nur gute Menschen wohnen darauf. Dann kommt der höchste Gott selbst, lenket Alles und ordnet ewige Satzungen an. Er ist der Herscher der verjüngten Welt, so heilig, daß keine Zunge ihn zu nennen wagt; sein Reich vergeht nicht, es ist ein ewiges Reich.

Was sollen wir, V. A., zu diesen Ideen unserer Väter von einem Ende aller Dinge, einer endlichen Ueberwindung des Bösen und einer Erneuerung der Welt sagen? Nicht wahr, es ist uns hier, als ob ein Säuseln und ein ferner Klang von dem neuen Himmel und und der neuen Erde, den das Wort der

Wahrheit verheißt, einst durch unser Volk gegangen sei? Jedenfalls spricht sich in diesen Ideen das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit des heidnischen Götterglaubens und die Ahnung von der Zukunft eines ewigen Friedefürsten auf eine ebenso klare, als rührende Weise aus.

Doch von den den Göttern untergeordneten geisterhaften Wesen ist noch in Kurzem zu sprechen. Zu ihnen gehören zunächst die Elfen, kleine, vielwissende, kunstreiche Wesen. Sie scheiden sich in Lichtelfen und Dunkelelfen. Die Lichtelfen sind schöne, leuchtende und wohlwollende Wesen, sie wohnen im Lichtraume des Himmels, in Blüthen- und Blumenkelchen, lieben Musik und Tanz und führen im Mondschein auf den bethauten Wiesen den nächtlichen Reih'n. Die Dunkelelfen dagegen und die ihnen verwandten Zwerge sind schwärzer als Pech und wohnen in den Tiefen der Erde. Daselbst graben sie Gold, schmieden den Göttern Waffen und allerlei Schmuck. Die Menschen necken sie oft und thun ihnen gerne allerlei Schabernack an. Doch streifen sie zur Nachtzeit über die Erde, so scheucht sie das aufgehende Sonnenlicht in ihre Klüfte zurück.

Von all diesen kleinen holden und unholden Wesen verschieden sind die Riesen. Sie heißen im Nordischen thursen und iötunn. Der erste Name hängt mit dürsten, der zweite mit essen zusammen. Damit schon sind sie als gierige, ungeschlachte, hungrige und durstige Wesen bezeichnet. Alles Schädliche in der Natur: Trockenheit, Dürre, Sturm, Frost und Hitze ist ihr Werk. Sie wohnen in Bergen und Felsen, sind Feinde der Götter und Menschen und mit den Göttern in fortwährendem Kriege begriffen.

Jahrhunderte lang hat das deutsche Volk mit treuer Liebe an dem Glauben festgehalten, dessen Hauptmomente ich flüchtig angab. Endlich kam, der da kommen sollte, der in den Mythen eigentlich gemeinte, unausgesprochne Gott: die Sonne des Evangeliums tagte über Deutschlands Gauen. Es begann der Kampf der alten Götter mit dem Christentum. Das Heidentum erlag; die alten Götter sanken von des Himmels Thron.

Verschieden aber, sehr verschieden war das Schicksal der alten Götterwelt. Das härteste Loos traf Asgars Götter selbst: die guten Götter Wodan, Donar und Ziu mußten sich gefallen lassen,

durch den Eifer der christlichen Priester zu Teufeln und Gespenstern herabgewürdigt zu werden. So wurde Allvater Wodan zum wilden Jäger mit dem wüthenden Heere. Beßer ging es den andern Wesen, den Riesen, Zwergen und Elfen. Sie schienen dem Christenglauben minder gefährlich und widersprechend. Daher wüthete man nicht, als sich das kleine Elfen- und Zwergvolk auch unter der Herschaft des Christentums noch fortbehauptete, indem es in allerlei Schlupfwinkel der neuen Welt sich verkroch. So fest hing das Volk am alten Glauben, daß es keiner Macht der Erde gelang, ihn völlig auszurotten: noch heute lebt er fort, noch heute lebt in ihm ein gutes Stück altgermanischen Heidentums.

Sollen wir nun als Christen sofort Hand anlegen und die neue Welt vom alten Glauben reinigen? Das sei ferne. Was wäre unsre Kindheit ohne die lieblichen Märchen von Schneewittchen und den Zwergen, von Dornröschen und Frau Holda. Ja was wäre unsre deutsche Poesie ohne den unerschöpflichen Born deutscher Sagen und Märchen, ohne diese breite Grundlage der Feen, Elfen und Zwerge? Was gibt es Schöneres zu lesen als Tieks Marie, die Elfenkönigin, als Fouqué's wunderliebliche Undine? Göthe's Balladen ruhen ganz und gar auf jenem Volksglauben an geisterhafte, dem Menschen schmeichelnde, ihn aber ins Verderben lockende Wesen und stellen uns den Kampf des Menschen mit diesen feindlichen Naturgewalten dar. Ich erinnere nur an den Erlkönig und den Fischer.

Die Wirklichkeit des Lebens hat ihr gutes Recht und die Poesie hat das ihre. Die vom Leben ausgestoßenen kleinen Elfen und Berggeister hat die Poesie in ihre heiligen Hallen aufgenommen, den armen Verfolgten ein liebliches Asyl gewährt. Sollen wir der Edlen wehren, ihre Schützlinge zu hegen und zu pflegen, sie als ihre Kinder zu immer erneuter Geltung zu bringen? Wir sagen entschieden Nein!

Daneben aber sagen wir, wenn wir zum Abschied noch einmal die deutsche Götterwelt, die wunderbaren Phantasiegebilde unserer Vorfahren anblicken:

Gelobet sei Gott, der uns in Christo berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte!



2.

Ueber den ursprünglichen National-Charakter der Deutschen.

In der Natur wie im Menschenleben offenbart sich fort und fort ein wunderbares, göttliches Walten in der Verwirklichung einer Idee durch eine unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Werfen Sie einen Blick in die Pflanzenwelt: der Begriff der Pflanze ist ein bestimmter, fest umschriebener, die Idee der Pflanze ist nur eine: aber in welcher wunderbaren Mannigfaltigkeit von Erscheinungsformen von der königlichen Palme des Südens bis zum bescheidnen Veilchen des Nordens offenbart, verkörpert sich diese Idee! Die stofflichen Bestandtheile dieser Pflanzen sind, wie die Chemie lehrt, wesentlich dieselben: Kohlenstoff, Wasserstoff, Ammoniak: aber sind die denn das Wesenhafte, das Principielle, was die einzelnen Pflanzen zu dem macht, was sie sind: die Rose zur Rose und den Brodbaum zum Brodbaum? Nein fürwahr nicht, sondern es ist ein formgebendes plastisches Princip, welches dieselben materiellen Grundelemente ergreift, wie der Töpfer den Thon, und hier im Norden auf kalter Höhe zum einsamen Fichtenbaum, dort auf dem brennenden Boden des Südens zur majestätischen Palme ausprägt; es ist ein formgebendes, die Materie zur bestimmten Erscheinungsform erst auswirkendes Princip, welches aus denselben Bestandtheilen hier die üppige Tulpe und dort die gewürzige Nelke, hier das liebliche Schneeglöckchen und dort auf hoher Alp die Blümlein weiß und blau ausprägt; aus denselben Elementen hier im deut-

schen Norden die fruchtbaren Obstbäume und dort im persischen Schiras jene Rosenwälder schafft, die das Auge des Fremden entzücken. Aus der chemischen Küche, in der Menschenhände wirken, ist noch kein organisches Wesen neugeschaffen hervorgegangen: jenes in der Natur waltende, die Grundstoffe zur Mannigfaltigkeit der Wesen ausbildende, die eine Idee in der unendlichen Vielheit ihrer Erscheinungen verkörpernde Princip ist darum höherer Natur und Art: es ist ein göttliches Princip, es ist das schöpferische Walten dessen, der die Lilien des Feldes kleidet mit ihrer Pracht und auch die Cedern des Libanon schafft mit ihrem himmelan ragenden Wuchse.

Wie in der Natur, so ist's im Menschenleben. Die Idee des Menschen, in welcher Vielheit von Varietäten, Völkern, Geschlechtern und Individuen offenbart sie sich! Wie einfach und wenig sind die Züge und Theile des menschlichen Angesichts, in denen sich das Bild des Menschen ausprägt nnd doch hat man nie zwei Menschen gefunden, die sich durchaus und vollständig geglichen hätten wie ein Ei dem andern. Ueberschauen Sie eine Versammlung von Tausenden, lassen Sie eine Armee von einer halben Million Menschen an sich vorbeiziehen, niemals wird Ihr Auge zwei Menschen entdecken, die sich ganz und gar gleich wären in ihren Zügen; überall werden Sie bei wesentlich demselben Typus kleine Nüancen, Schattirungen, Verschiedenheiten entdecken. So liebt es die Idee ihre Fülle in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von ähnlichen und doch unähnlichen, gleichen und doch ungleichen, verwandten und doch verschiedenen Wesen zu offenbaren. Es ist dasselbe plastische Princip, oder einfacher und deutlicher gesagt: derselbe wunderbare, allmächtige Gott, der dort am Baume kein Blatt dem andern völlig gleich sein läßt, und hier kein Menschenantlitz ganz auf die Form eines andern hinauskommen läßt. Dort wie hier dasselbe Wunder unseres in Natur und Menschenleben sich offenbarenden Gottes: seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt: jede Pflanze, jeder Mensch ist ein verkörperter Gedanke Gottes.

Im Menschenleben aber findet sich bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der äußeren Erscheinungsformen auch noch die

Differenz der Charaktere, der Geistesanlagen, Neigungen und Richtungen, wodurch die Idee des Menschen sich noch in eine unendlich lich größere Vielheit zerlegt, als z. B. der Begriff der Pflanze!

Und doch finden wir bei aller Mannigfaltigkeit auch wieder Einheit nnter den Menschen, bei allen Verschiedenheiten und Abweichungen im Einzelnen auch wieder Uebereinstimmung im Wesentlichen und Ganzen.

Daher kann man von dem Nationalcharakter eines Volkes reden. Darunter versteht man die Gesammtheit jener geistigen Züge, durch welche eine Vielheit von Individuen von sich das Bild eines Volkes erzeugt. Das was ein Volk zu diesem bestimmten Volke macht, wodurch es in Gesinnung und Gesittung, in Geist und Gemüth, in Neigungen und Abneigungen, Gaben und Anlagen, Tugenden und Fehlern sich von andern Völkern scharf und bestimmt unterscheidet: das ist sein Nationalcharakter. Das Wort Charakter kommt vom griechischen Zeitwort χαράττειν d. h. eingraben, namentlich ein Bild ins Erz. Das Bild und Zeichen auf der Münze ist ihr Charakter; an ihnen erkenne ich den Werth der Münze. So ist der Charakter eines Volkes auch sein geistiges und sittliches Gepräge, sein sich in einzelnen Zügen und Eigentümlichkeiten ausprägendes Bild.

Auf der Münze, welche durch vieler Menschen und Geschlechter Hände geht, verwischen sich allmählich die Züge ihrer Inschrift, verliert sich das bestimmte Gepräge ihres Bildes. So ist es auch gar vielen Völkern im Laufe der Zeit ergangen: ihr ursprünglicher fester Volkscharakter hat sich abgeblaßt, verwischt, verloren. Manche Völker haben auch da, wo sie historisch bedeutend werden, wo sie im großen Drama der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen beginnen, gar keinen bestimmt ausgeprägten Nationalcharater mehr, sondern nur noch einzelne Züge gemeinsam. Namentlich ist das bei solchen Völkern der Fall, die sich aus der Mischung verschiedener Stämme und Völkerschaften bildeten; während sich da der ursprüngliche Volkscharakter reiner und ungetrübter zu erhalten pflegt, wo sich ein Volk ohne fremde Beimischung rein aus sich selbst entwickelt.

Das deutsche Volk ist kein Mischvolk, sondern ein Urvolk; darum hat es auch einen bestimmt und scharf ausgeprägten

Charakter. Wohin wir blicken, nach Westen oder Süden: überall haben wir Mischvölker zu Nachbarn. Die Engländer sind ein Mischvolk: zu den alten celtischen Briten, Picten und Scoten kamen seit Julius Cäsars Landung die Römer; dann 449 n. Chr. unter Hengist und Horsa die Angelsachsen, ein germanischer Volksstamm, dann 1013 unter Swen und Kanut dem Großen die Dänen und endlich eroberten und überflutheten die französischen Normannen unter Wilhelm dem Eroberer seit 1066 die Insel. Aus welchem Gemisch celtischer, römischer, angelsächsischer und normännischer Elemente ist also das englische Volk hervorgegangen! Seine Sprache ist das getreue Abbild davon; ihre Wurzeln liegen im Altdeutschen nicht minder, wie im Lateinischen und Celtischen. Nur scheint das Germanische und Römische im englischen Charakter vorzuwiegen: mit den Germanen haben die Engländer wenigstens Ernst und Tiefe, mit den Römern Eroberungstrieb und Ausdauer gemeinsam.

Sehen wir auf unsre nächsten westlichen Nachbarn: die Franzosen. Auch sie sind ein Mischvolk. Die alten Gallier waren Celten. In viele Stämme zersplittert wurden sie von Julius Cäsär von 58—52 v. Chr. in blutigem Kampfe überwältigt und romanisirt. Im fünften Jahrhundert drangen die germanischen Stämme der Franken über den Niederrhein und überflutheten von Norden her ganz Gallien. Der Franke Chlodwig vernichtete den letzten Rest der römischen Herrschaft 486 bei Soissons unter Syagrius. Das romanisirte Gallien wurde nun frankisirt: Gallien wandelte sich in Frankreich um. Die Germanische Eigentümlichkeit der Franken ging in der Mischung mit den vorgefundnen Volkselementen fast ganz zu Grunde; nur wenig Wörter der französischen Sprache wurzeln im Deutschen; nur der Fuchs der altdeutschen Thiersage, die mit den Franken über den Rhein wanderte, hat dort seinen deutschen Namen treu beibehalten. Er nennt sich renard d. h. Reinhart, raginohard der Rathstarke, der Schlaue, Listige. Die Franken haben dort in der Fremde bald ihr germanisches Gepräge, ihre germanische Sprache, Sitte und Lebensweise abgeworfen, wie ein altes Kleid, nur Reinhart Fuchs ist dort deutsch geblieben.

Aus welchem wunderbaren Gemisch der Nationalitäten aber sind die andern romanischen Völker, die Spanier und Italiener, hervorgegangen! Im grauen Altertum kamen Phönicier nach Spanien, dann Charthager und rangen den celtischen Einwohnern Land und Leute ab. In ihr Erbe traten die Römer; Spanien wurde zur Zeit des zweiten punischen Krieges römische Provinz. Im Strom der Völkerwanderung stürmten germanische Schaaren Alanen, Vandalen und Sueven über die Pyrenäen in Spanien hinein und setzten sich fest; dann kamen unter Athaulf und Wallia die Westgothen, die 419 das westgothische Reich mit der Hauptstadt Tonlouse an der Garonne gründeten. Die Westgothen wurden von den Arabern überwältigt, die 711 unter Tarik und Musa landeten und den König Roderich bei Xeres de la Frontera schlugen. Welch eine Mischung verschiedenartiger Elemente ist das schon, wenn die Söhne der Wüste sich mit Germanen und Römern verbinden! — Noch mehr als die genannten Völker sind die Italiener ein Mischvolk, gebildet aus einer Vermengung der allerverschiedensten Stämme und Nationen. Daher der Jammer ihrer Zersplitterung, daher die Thatsache, daß ihr Charakter der ist, daß sie keinen haben.

Nur dem deutschen Volke war es von Gott vergönnt, sich ohne solche Mischungen mit fremden Elementen rein aus sich selbst, Blut aus Blut und Geschlecht aus Geschlecht zu entwickeln: ein Urvolk zu bleiben. Kein getrübtes, kein gemischtes, sondern rein germanisches Blut durchströmt noch heute die Adern unseres Volkes; die Bauern, welche dort am Fuße des Teutoburger Waldes den Acker pflügen, sind wohl direkte Nachkommen der Helden, die unter Armin, dem Cheruskar, im Jahre neun n. Chr. das römische Joch zerschlugen und die römischen Sachwalter an den Bäumen des Waldes aufknüpften. In Westfalen und Sachsen leben unstreitig die unvermischten Enkel jener deutschen Männer, die Heinrich der Städtebauer im Jahre 933 gegen die Ungarn bei Merseburg führte. — Und wie wir ein Urvolk, so ist auch unsre deutsche Sprache eine Ursprache, keine Mischsprache. Auch sie hat einen reichen Entwickelungsgang durchgemacht, eine volle und reiche Geschichte erlebt, aber aus sich selbst, aus den unergründlichen Tiefen ihres eigenen Wesens hat sie sich entwickelt, zu dem

herausgebildet, was sie jetzt ist. Würde sie auch wohl sonst dem germanischen Ohre so wonnesam und traut klingen, würden ihre Laute, in der Ferne vernommen, wohl den Deutschen so anheimeln, ihm mit Heimatsehnsucht das Herz erfüllen?

Zu wiederholten Malen drohte dem deutschen Volke die furchtbare Gefahr, seiner Nationalität verlustig zu gehen; zu wiederholten Malen wogte eine Sündfluth fremder Völkerschaaren heran und drohte Deutschland zu überfluten; doch Gott hat seine Deutschen in solch kritischen Epochen nicht verlassen. Er half, Er wollte Japhets Geschlecht rein und frei erhalten, damit es, wenn seine Zeit käme, wohnen könne in den Hütten Sems. Darum wurde Deutschland weder römisch noch slavisch, weder zu Attilas Zeit hunnisch, noch zu Heinrichs I. und Ottos I. Zeit ungarisch, weder mongolisch, als Dschingiskhan seine wilden Horden zahllos wie Heuschreckenschwärme heranführte, noch türkisch, als die Söhne der Wüste drohten, ihre Rosse sollten den Rhein austrinken, noch endlich für die Dauer französisirt, als schon Napoleon unser Vaterland für gute unverlierbare Beute hielt.

Weil aber das deutsche Volk durch den Lauf der Jahrhunderte sich so im Ganzen ungetrübt von fremden Zuthaten und Mischungen erhalten, sich aus seinem eigenen Lebensgrunde immer neu verjüngt hat: darum hat es auch von seinem ursprünglichen Wesen und Charakter mehr deutlich erkennbare Züge erhalten als die romanischen Mischvölker in seiner Nachbarschaft. Der germanische Urtypus ist noch nicht ganz verwischt, der ursprüngliche Nationalcharakter noch nicht ganz durch den zerstörenden Zahn der Zeit zerstört: mögen seine Züge im heutigen Geschlechte vielfach abgeblaßt sein, erloschen sind sie noch nicht.

Doch wohin müssen wir denn blicken, wenn wir den ursprünglichen Charakter unseres Volkes kennen lernen wollen? Müssen wir das deutsche Volk, wie es heute ist, ins Auge fassen und aus seiner gegenwärtigen Erscheinung uns das Bild seines ursprünglichen Wesens zusammensetzen? Es leuchtet sofort ein, daß das nicht geht. Bei aller Uebereinstimmung im Wesentlichen zwischen den Deutschen von heute und den Germanen zur Zeit des Tacitus ist doch auch vieles anders geworden im Laufe der Jahrhunderte. Welchen umgestaltenden Einfluß hat allein das Christentum auf

die Deutschen ausgeübt! Wer darum aus der Erscheinung der heutigen das Bild der ursprünglichen Germanen abnehmen wollte, würde ebenso einseitig und verkehrt handeln, wie Einer, der aus unserer modernen hochdeutschen Sprache das Gothische des Ulfilas oder das Angelsächsische zur Zeit der Hengist und Horsa glaubte erlernen zu können. Wenn aber in seiner Gegenwart nicht, wo treffen wir dann sonst wohl das Bild des ursprünglichen Volkscharakters der Germanen an?

Am klarsten und deutlichsten spiegelt sich der Charakter eines noch heidnischen Volkes in seiner Religion. Sie ist der verklärte Widerschein, der Abglanz seines Wesens; in der Religion strömt das innerste, verborgenste und eigentümlichste Leben, das Herzblut des Volkes. Daher kann man sagen: Zeige mir deinen Gott und ich zeige dir deinen Menschen. Die Götter sind Spiegelbilder, verklärte Schatten der Menschen, wie wir neulich sahen. Die Religion der alten Germanen gibt uns darum den besten Aufschluß über den ursprünglichen Charakter derselben.

Der Geist unseres Volkes offenbart, spiegelt sich ferner in seiner Geschichte, in den welthistorischen Thaten, die es vollbracht, in den Institutionen, die es hervorgerufen, in den Kämpfen, die es für die Güter des Lebens durchgekämpft hat. Wollen wir darum ein Bild von unserem Volke in seiner nationalen Eigentümlichkeit gewinnen, so müßen wir neben der Religion seine Geschichte zu Rathe ziehen. Da liegen die Früchte, an denen wir den Baum erkennen, der sie gezeitigt, getragen hat.

Die äußre politische Geschichte ist noch nicht die ganze Lebensgeschichte eines Volkes. Neben dem politischen Leben geht und entwickelt sich das geistige, neben dem äußern Wirken das innere Schaffen, neben dem Staatsleben das Geistes- und Gemüthsleben mit seinen Thaten, seinen Schöpfungen, seiner Geschichte. Die Litteratur und namentlich die Poesie ist es, worinnen sich dieses innere Leben und Schaffen des Volksgeistes offenbart. Auch die Poesie und zwar hauptsächlich die Volkspoesie ist ein Spiegelbild von dem Charakter eines Volkes. Denn sein Hoffen und Wünschen, sein Dichten und Trachten, sein Leid und seine Freude, sein ganzes bewegtes Seelenleben spricht ja das Volk in seinen Liedern aus. Darum werden uns zu unserm Zweck auch vorzüglich die

Produkte der Volkspoesie, die alten Volksepen und die Volkslieder als Quelle dienen.

Wir haben endlich noch eine Quelle von ganz besonderem Werthe. In den Tagen des Kaisers Trajan, etwa 100 Jahre nach Christi Geburt, als das deutsche Volk längst das Joch der Römer abgeworfen hatte, als Roms Glanz schon erbleichte: da hat der große Geschichtschreiber der Kaiserzeit, der uns die früheren Kämpfe der Germanen und Römer mit so lebendigen Farben schildert, Cajus Cornelius Tacitus ein Buch verfaßt, in welchem er dem dahinsiechenden, in der Fluth seiner Laster versumpfenden Römerwolke das glänzende Bild des unverdorbenen, im Schmucke einfacher, reiner Sitten und großer Tugenden prangenden deutschen Volkes gegenüberstellt, gleichsam als einen Spiegel, in dem die Römer ihre eigne Schmach und Schande erkennen sollen. Es ist Tacitus Germania, eine getreue, anziehende und lebensvolle Schilderung von dem Lande, der Religion, Sitte und Lebensweise der Germanen; ein für uns Deutsche unschätzbares Buch, ein Ehrendenkmal für unsre lieben Altvordern errichtet, werthvoller als viele Triumphbogen und Ehrensäulen.

So wollen wir denn Religion, Geschichte und Litteratur unsres Volkes und die Germania des Römers Tacitus zugleich um Rath fragen und uns das Bild von dem ursprünglichen Charakter unseres Volkes nach seinen wesentlichen Zügen zu vergegenwärtigen suchen. Vergeßen Sie dabei nicht, daß ich mehr rede von dem, was das deutsche Volk einst und ursprünglich war, als von dem, was es jetzt ist.

Das deutsche Volk war vorerst und vor Allem ein Volk der That. Kampf und Krieg waren seine höchste Lust und Freude, thatlose Ruhe verursachte ihm Pein, dünkte ihm ärger als der Tod. In den Kampf zogen sie so fröhlich und wohlgemuth, als gehe es zum Hochzeitsschmaus, dann sangen sie aus voller Brust ihre Lieder von Donar und Ziu und den alten Stammesfürsten und Helden, die vordem ihrem Volke im Kampfe vorangeleuchtet. So mächtig war in den Germanen der Drang nach Thaten, die Kampfesfreude und Kriegslust, daß Tacitus berichten kann Germ. C. 14: „Wenn ein Volksstamm in langem Frieden thatenlos hinstarrt, so ziehen Schaaren edler Jünglinge als Freiwillige aus zu den Völ-

kern, die gerade in einen Krieg verwickelt sind; denn der Germane haßt unthätige Ruhe und sucht in Kämpfen und Gefahren leichtere Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben. Nicht so leicht überredet man ihn, die Erde zu pflügen und den Jahreslauf abzuwarten, als Feinde herauszufordern und Wunden zu erkämpfen; ja es dünkt sie Trägheit und Erschlaffung, mit Schweiß zu erwerben, was mit Blut zu gewinnen ist." Kein Wunder, daß bei solchem Heldensinn die Tapferkeit, der todeskühne, in allen Drangsalen ungebeugte Muth als erste und vornehmste Tugend, die Feigheit dagegen als höchstes Verbrechen galt. Nur auf drei Vergehen stand bei den alten Deutschen als Strafe der Tod: die Feigheit war eins dieser dreien. Andre Völker haben die stille Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Himmelskörper in ihrer Religion gefeiert und als Vorbild für das menschliche Leben hingestellt; noch andre haben die Schönheit und Harmonie, die im Weltall gestaltend webt, erkannt und in Religion und Poesie verherlicht: die germanische Glaubenslehre hat an die Spitze der Göttergestalten gestellt eine Personification jenes ungebrochenen, rastlos thätigen, todverachtenden Heldengeistes: den Wodan. Ist er nicht ganz ein germanischer Kämpfer und Held, nur in vergrößertem Maßstabe und auf höherer Daseinsstufe? An Kampf und Sieg hat er seine höchste Wonne, Schwerdterklirren ist ihm die süßeste Musik, die im Kampf Gefallenen nimmt er in Walhalla auf. Welch ein tapferes, kriegslustiges Geschlecht müßen doch unsre Vorfahren gewesen sein, da sie sich nicht einmal das Leben in der Ewigkeit ohne Kampf und Wunden denken konnten, da ihnen der Himmel erst dadurch zum Land der Seligkeit und Herlichkeit ward, daß darin gekämpft, Schlachten geschlagen und Siege errungen wurden!

Wo es zuerst in unserer deutschen Geschichte dämmert, sehen wir die Germanen in ungebrochner Naturkraft, stark nnd fest, wie die Eichen ihrer Wälder, den Römern gegenübertreten. Als im Jahre 58 v. Chr. bei Vesontio Cäsar dem Suevenfürsten Ariovist gegenüberstand, da erbebten seine Legionen beim bloßen Gerücht von der Stärke, Kriegslist und Tapferkeit der Germanen. Viele begehrten Urlaub, Andere machten ihre Testamente: das Lager war voll Trauer und Klagen. Schon Cäsars Adlerblick erkannte, daß er niemals beßre Krieger finden würde, als in dieser starken und

festen, kampfesfrohen und treuen Jugend Germaniens. Deshalb nahm er sofort deutsche Jünglinge und Männer in sein Heer auf und ehrte sie, wo er konnte. Germanen waren es, die ihm im Jahre 48 bei Pharsalus den Sieg errangen und die Herschaft über das gewaltige Römerreich in die Hände lieferten; Germaniens treue Söhne waren es, aus denen der Kaiser Augustus seine Leibgarde bildete, denen er die Obhut seiner Person anvertraute; Germanen waren es, die unter den spätern Kaisern ihre guten Waffen für Roms Größe und Bestand bald im fernsten Osten gegen die Parther, bald im Süden am Rand der afrikanischen Wüste, bald auch leider gegen ihre Stammesgenoßen in der Heimat führten. Rom's blendender Glanz, die Aussicht auf Ehre und Ruhm, mehr aber als Alles die germanische Kampfeslust trieb nicht bloß Einzelne, sondern ganze Schaaren in die Dienste der Römer. Ja bald verließen ganze germanische Völkerschaften, wie die Heruler, Rugier, Gothen und Vandalen den heimischen Boden, um sich im kühnen Trotz auf ihre Kraft in dem weiten Raume des römischen Weltreichs eine neue Heimath zu erstreiten. —

Die Zierde des freien Germanen waren die Waffen. Durch sie unterschied er sich äußerlich vom Sclaven, der sie nicht tragen durfte. Ueberall erschien der freie Mann bewaffnet, beim Gelage, wie in der Volksversammlung. Hier in der Gaugemeinde wurden die Jünglinge in die Stammesgenoßenschaft feierlich aufgenommen, wenn die Gemeinde urtheilte, sie würden die Waffen rühmlich führen können. Die Aufnahme geschah durch Wehrhaftmachung, durch Ueberreichung der Waffen. Damit sagte man ihm: Fortan sollst du unser Mitkämpfer und Streitgenosse sein. Denn das ganze menschliche Leben faßte man als Kampf und Streit, und fürwahr in noch ganz anderm Sinne als der moderne Dichter, konnte der alte Germane am Abende seines Lebens sagen:

Seht, ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Es ist wahr, die altgermanische Kampfeslust und Tapferkeit hatte vielfach etwas, was uns modernen, friedfertigen Menschenkindern als Derbheit, Rohheit und Ungeschlachtheit erscheinen muß. Sie hatte etwas Wuotanisches in sich; sie war der absolute Gegensatz jener sentimentalen, weichlichen Verkümmerung und Verknirpsung

des deutschen Charakters, wie wir sie im vorigen Jahrhundert z. B. in den deutschen Reichsstädten finden.

Aber so wie er war, war der deutsche Heldengeist nöthig, wenn er anders seine welthistorische Aufgabe erfüllen sollte. Die Germanen waren berufen, das römische Weltreich zu zerbrechen.

Das römische Weltreich! Bedenken wir, was das sagen will! Ein Reich, wie es die Welt nie gesehen, reichend vom Euphrat bis nach Spanien, von der Nordsee und Donau bis zur glühenden Sandwüste Afrikas; ein Reich, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, mit einer stets schlagfertigen, gewaltigen Kriegsmacht, die unter Augustus 350,000 Mann stark war, mit Flotten und den Hülfsquellen der reichsten Länder und kräftigsten Völker. Schon streckte Rom gierig seine Hände nach dem Besitz unseres Vaterlandes aus. Was wäre wohl damals aus ihm geworden, wenn unsere Vorfahren solche stille, matte, friedselige, gutmüthige, *ihr kleines Leben gleichsam bittweise vorzeigende Philister* gewesen wären, wie wir sie im vorigen Jahrhundert in den deutschen Reichsstädten finden! Fürwahr mit leichter Mühe wäre Deutschland unterworfen und romanisirt worden!

Die Gefahr, römisch zu werden, war bereits groß genug. Gerade zu der Zeit, als der Friedefürst und Befreier der Menschheit geboren ward zu Bethlehem im jüdischen Lande, waren die Römer drum und dran, unser Vaterland in Feßeln zu schlagen. Schon wurde an den Ufern der Weser von römischen Richtern nach römischem Brauch Gericht gehalten und Recht gesprochen, schon sah der freie Germane ein Recht, das er nicht begriff, eine Sprache, die ihm fremd klang, bei sich im Schwange, schon sah er seine Brüder wegen geringer Vergehen zu körperlicher Züchtigung verurtheilt, sich selbst die Pflicht der Steuerzahlung auferlegt. Steuern hatte er sich seither nur von seinen Leibeigenen, den Bebauern seines Ackers, zahlen lassen, nun sollte er selbst Steuern zahlen! Das mußte ihn nach seinen Begriffen zum Knechte herabwürdigen, mit Wuth und Rachedurst erfüllen.

Die Rache kam, schrecklicher als die Römer je geahnt! In jenen fürchterlichen drei Tagen der Schlacht im Teutoburger Walde zerbrach der deutsche Heldengeist das römische Joch, das ihm schon so fest auf dem Nacken zu sitzen schien, 9 n. Chr. Damals hat

nicht Armin, sondern jene wuotanische Thatkraft, jener Heldengeist des deutschen Volkes die deutsche Nationalität vor dem Untergang bewahrt. Ohne diese dreitägige Schlacht wären die Germanen wohl nicht minder, wie die keltischen Gallier, in dem Sündenpfuhl römischer Laster und Ueberkultur zu Grunde gegangen. — Was nun aber auch fortan die Römer unter Germanicus gegen Deutschland wagen und beginnen mochten: es gelang nicht, es dem römischen Scepter zu unterwerfen. Am Ende mußte Rom froh sein, wenn die Germanen es selbst in Ruhe ließen.

Aber damit — mit dieser Selbstbefreiung — hatte der germanische Heldengeist noch nicht das ganze Werk vollbracht, zu dem er berufen war. Er sollte das Weltreich, das bis jetzt mit unersättlicher Gier alle Völker und Länder verschlungen hatte, zerschlagen. Er hat auch das vollbracht im 5. Jahrhundert nach Christus. Schon im Anfang dieses für Rom so verhängnisvollen Jahrhunderts drang Alarich mit seinen Westgothen in Italien ein. Bebend fragten Roms Gesandte, als er harte Bedingungen stellte: „Was willst du uns denn laßen?“ „Das Leben“, antwortete er. 410 stürmte er die Stadt, und die stolze Roma ward in den Staub gebeugt vor den siegreichen westgothischen Helden.

Noch eine Weile hielt sich ein matter Schatten der alten kaiserlichen Herlichkeit; dann ging diese Sonne unter. Der letzte römische Kaiser, der merkwürdiger Weise den Namen des ersten römischen Königs und des ersten römischen Kaisers in der Verkleinerungsform vereinigt führte, Romulus Augustulus, legte 476 seine Krone zu den Füßen eines deutschen, wahrscheinlich aus Pommern oder von Rügen stammenden Heerfürsten, Odoaker, nieder. Bald darauf blühte unter Theoderich dem Großen in Italien ein deutsches, das ostgothische Reich auf. Andre wurden anderswo auf römischem Boden gegründet. So das westgothische in Spanien, das fränkische in Gallien, ein deutsches Reich sogar auf der Nordküste Afrikas, auf Karthagos Trümmern: das vandalische.

So hat der germanische Heldengeist die morsch und faul gewordene alte Weltmonarchie zerschlagen, sich selbst Raum geschafft und neue Reiche gegründet.

Derselbe germanische Heldengeist hat sich auch im spätern Verlaufe der deutschen Geschichte offenbart und herliche, ewig ruhmes-

werthe Thaten vollbracht. Er half im Jahre 451 auf den katalaunischen Feldern in jener furchtbaren Völkerschlacht, in der die Kampfesmüden Blut tranken, um den Durst zu löschen, die Macht Attilas und seiner Hunnen brechen; er schlug später unter Karl Martell die Araber, die aus Spanien vorgedrungen waren und ganz Europa zu überfluten drohten, bei Tours und Poitiers aufs Haupt und warf sie über die Pyrenäen zurück, 732; er hat die furchtbaren Feinde, die gleich rauschenden Wasserwogen von Osten herauf brausten und unser Vaterland überschwemmten, immer, so oft sie kamen, zurückgetrieben und ihnen Schranken gesetzt: die Ungarn bei Merseburg 933 und bei Augsburg auf dem Lechfelde 955, die Mongolen bei Liegnitz im Jahre 1241. Damals starb Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien mit fast seinem ganzen Heere von deutschen Rittern den Heldentod — es war auf derselben Walstatt, wo 1813 am 26. August Blücher die Franzosen schlug — aber dieser Tod war ein Opfertod fürs Vaterland: die Mongolen, so an der Grenze empfangen, verloren die Lust, weiter vorzudringen. Derselbe germanische Heldengeist hat sich in den Türkenkriegen bewährt und die feurigen, fanatischen, blutig grausamen asiatischen Barbaren trotz alles Anstürmens immer wieder aufs Haupt geschlagen: es waren vor Allem und vornehmlich Deutsche, die die Siege unter dem Prinzen Eugen und jene großen Schlachten bei Mohacz und Zentha erringen halfen. Derselbe germanische Heldengeist war es, der in Preußens Söhnen lebte, als sie Friedrich der Große gegen fast ganz Europa in den heißen, blutigen Kampf führte; derselbe Geist war es auch, der nach langer Schande Nacht und Grauen 1813 in Preußens Volke neu auflebte, aufging wie ein großes weithinstrahlendes Licht, sich aufschwang wie ein junger Adler und die Feßeln des corsischen Völkerverwüsters zerbrach.

Doch ich müßte die ganze Geschichte unsres Volkes erzählen, wollte ich die Offenbarung des altgermanischen Heldensinnes und Heldenmuthes Ihnen vor Augen stellen. Unsre Geschichte zeigt: der Deutsche ist von Natur langsam zum Zorn, er trägt und duldet wohl das Unrecht, das ihm geschieht; in seiner unendlichen Gutmütigkeit läßt er sich lange plagen, bedrücken, mishandeln; aber wenn es zu arg wird, wenn er zornentbrannt sich regt, dann fährt

er darein wie vernichtende Donnerwetter und offenbart seine vordem schlummernde Heldenkraft und Heldenkühnheit.

Oder ists nicht so gewesen 1813—15? in jener Zeit, wo der Sinn der besten Kämpfer für des Vaterlandes Sache der war, dem der Dichter Ausdruck gibt, wenn er sagt:

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgehn, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

Wie steht es heutzutage mit dem deutschen Volk? — Ein neuerer Dichter klagt:

Spottet ja nicht des Kind's, wenn es mit Peitsch und Sporn
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt,
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
T h a t e n a r m und g e d a n k e n v o l l.
Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O, ihr Lieben, so nehmt mich,
Daß ich büße die Lästerung.

Ein bittere Wahrheit spricht Hölderlin damit aus. Aus dem großen, weiten Kreiße des öffentlichen und staatlichen Lebens sind wir heutzutage meist in die kleinen engen Kreiße des Bücherlebens, des Kaufmanns- und Handwerkerlebens zurückgedrängt, und was sind die besten Thaten des Gelehrten, des Kaufmanns? Die Abfaßung eines guten Buches, eine gute Speculation. Aber die Gelehrtenstube und das Komptoir sind viel zu eng, als daß sich die germanische Thatenlust, der alte Heldengeist darin offenbaren könnte oder möchte: er muß den weiten Raum des öffentlichen Lebens haben, sonst verkommt und verkümmert er in der Werkstätte des Schusters nicht minder, wie in der Bücherstube des Gelehrten. Ein deutscher Theologe, Bernhard Hundeshagen, hat ein goldenes Buch vom deutschen Protestantismus geschrieben. Darinnen weist er nach, wie die krankhaften Auswüchse des deutschen Protestantismus, die moderne atheistische Denkungsart, der Naturalismus und die Alles zersetzende und zerfreßende Kritik eben darinnen ihre Quelle haben, daß unser Volk, das alle Bedingungen einer umfaßenderen Entwicklung in sich trägt, auf eine rein litterarische Existenz zurückgedrängt ist.

Ach, das ist nur zu wahr: **ein** Feld will der germanische Geist zu seiner Selbstoffenbarung haben, ist ihm das große Gebiet des öffentlichen Lebens verschloßen, so wirft er sich mit aller Energie auf das engere Gebiet des litterarischen Lebens und erzeugt im Ingrimm über sein Reducirtsein auch schlechte und schädliche Früchte. Wollen Sie ein schlagendes Beispiel aus der Gegenwart? Wohlan, so haben Sie es. Karl Vogt, das ehemalige Mitglied des Frankfurter Parlaments von blutigrother Färbung, schreibt nun, da ihm die Thüre zum politischen Schauplatz verschloßen ist, seine vielen Bücher, die den Materialismus predigen und das Herz unseres Volkes vergiften.

Ist denn aber nun anzunehmen, wie viele Schwarzsichtige thun, daß unter dieser ungünstigen Constellation der alte Heldengeist unseres Volkes ausgestorben sei? Sollen wir es glauben, wenn ein Neuerer sagt: die Deutschen könnten heutzutage keinen niedergerißenen Gänsestall mehr rächen? Sollen wir es glauben, wenn Emanuel Geibel, der deutscheste und größte unserer neuern Dichter, voll bitteren Unmuthes klagt, daß des deutschen Namens Ehre draußen bei Schleswig begraben liege?

O, ich weiß es, ich berühre hier Saiten Ihres Innern, die wie Trauer und Klage erklingen. Wer ist unter uns, dem sein Herz nicht schlüge für unsre armen, gemishandelten Brüder im Norden, an denen der Feind ihrer Nationalität einen Mord und Raub en gros begeht, indem er ihnen ihre deutsche Eigentümlichkeit und Sprache raubt?

Doch getrost, der altgermanische Heldengeist lebt noch; wenn nirgends sonst, wenn nicht in Oestreich, nicht in Baiern: er lebt noch im preußischen Volke, in ihm, das durch sein deutsches Gewißen 1849 getrieben wurde, den Brüdern zu helfen, im heißen Kampf beizustehen.

Wenn seine Stunde schlägt, dann wird der preußische Adler auch wiederum seine mächtigen Flügel schlagen, und sein Flügelschlag wird sein wie Gewittersturm und Donnerschläge, und er wird Schleswig-Holstein freimachen von seinen Peinigern und aufs Neue vor Aller Welt bezeugen, daß der altgermanische Heldengeist in Preußens zukunftreichem Volke noch nicht ausgestorben ist.

Doch zurück, zurück aus unserer Gegenwart in die Zeit unserer Väter, der alten Germanen.

Ein Volk der That, ein Heldenvolk, waren sie; das sahen wir. Aber sie waren zum Andern auch ein Volk der Gesinnung. Diese Gesinnung offenbarte sich schon bei den noch heidnischen Germanen und auch späterhin vorzugsweise in der Tugend, die allezeit die schönste Zierde des deutschen Namens geblieben ist: in der deutschen Treue. Der Deutsche ist von jeher ein treuer Mensch, eine treue Seele gewesen. Angeboren ist ihm der Trieb in allen Dingen, den höchsten, wie den geringsten, ein unmittelbares persönliches Verhältnis festzuhalten. Nicht tritt er, wie andere Völker, mit dem kalten berechnenden Verstande, nicht mit dem eigensüchtigen Willen den Menschen und Dingen gegenüber, sondern mit seinem treuen Gemüthe, mit seinem Herzen. Für die Dauer muß ihm jedes Lebensverhältnis zu Menschen und Dingen ein inniges, herzliches, gemütliches werden, oder es geht als momentan, schnell vorüber.

Im deutschen Altertum und Mittelalter sehen wir namentlich ein solches persönliches Lebensverhältnis, in welchem die deutsche Treue ihre schönsten Früchte trieb: es ist das Verhältnis des Dienstmannen zu seinem Herrn, zu seinem Fürsten und Könige. Treue war die Seele, das Band dieses Verhältnisses, daher sie auch vorzugsweise Mannentreue heißt.

Nach der Anschauungsweise unserer Väter muß ein Herr und König zwei wesentliche Eigenschaften haben, die ihn erst zu einem Herrn machen: er muß sein reich und milde. Reich muß er sein, um die königliche Eigenschaft der Milde d. h. der Freigebigkeit üben zu können: reich muß er sein, um seine Mannen und Untergebenen, die für ihn in Kampf und Gefahr gehen, die für ihn willig und gern ihr höchstes Gut, ihr Leben in die Schanze schlagen, belohnen zu können. Der reiche und milde Herr im eminenten Sinne ist Gott. „Du reicher Gott vom Himmel" das ist in altdeutschen Gedichten eine gewöhnliche Weise der Anrufung. Dem reichen und milden Könige und Herrn, der gerne gibt und durch Gaben erfreut, ist andrerseits auch der deutsche Mann in unverbrüchlicher Treue, die nur im Tode erlischt, verbunden. Für ihn wird tapfer gestritten, willig geblutet, und wenn es sein muß,

freudig in den herben Tod gegangen. Mag die Gefahr noch so groß sein, noch so verderbendrohend, der sichere Untergang noch so gewiß sein: der deutsche Mann verläßt seinen Herren nicht, wo jener kämpft, da kämpft er auch, wo jener stirbt, da stirbt er auch. Und solcher Tod der Treue dünkte unsern Vorfahren das schönste Loos zu sein. Schon Tacitus weiß von dieser deutschen Treue zu reden; er sagt Germ. C. 14: „Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten, an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit gleich zu kommen. Ehrlos und geschändet auf lebenslang ist, wer den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrt: ihn zu vertheidigen, ihn zu schützen ist höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten."

Diese Treue ist das eigentliche pulsirende Herz unserer ältesten deutschen Poesie, in dem wir das edelste und reinste Lebensblut unsres Volkes strömen sehen. Unser Nibelungenlied, unsre Gudrun, alle jene Lieder von Dietrich von Bern und andern Helden sind von dieser Gesinnung der Treue getragen, durchleuchtet, ich möchte sagen: durchgeistet; in ihnen hat sich jene Treue des deutschen Volkes unvergängliche Denkmale gesetzt, an denen wir noch jetzt unsre höchste Lust und Freude haben.

Werfen Sie einen Blick ins Nibelungenlied. Da sehen Sie den gewaltigen und grimmen Hagen als Dienstmann der burgundischen Könige. Er widerräth seinen Herrn die Fahrt in's Hunnenland, weil er dort den sichern Untergang der Burgunden voraussieht; als aber die Fahrt dennoch beschloßen wird, da hält ihn Nichts, auch nicht die Aussicht auf das sichre Verderben zurück. Wo seine Herren hinziehen, da zieht er auch hin; wo sie fallen, da fällt auch er. — Die Treue seiner Herren aber offenbart sich eben so herlich. Da stehen die Burgundenhelden an Etzels Hof im weiten Saale und kämpfen den furchtbaren Kampf der Vernichtung. Chriemhild, die zarte schüchterne Jungfrau, ist zur Furie geworden, da man ihr Sigfrid, ihr liebes Leben, erschlagen hat. Sie nimmt jetzt Rache. Daher der grauenvolle Kampf, daher die Blutlachen um die Burgunden her, daher die Menge der Gefallenen. Chriemhild will nicht ihrer Brüder Tod: Hagen ist Sigfrids Mörder, ihn allein will sie ausgeliefert haben, sein Haupt allein soll der Blitz=

strahl ihrer Rache treffen. Aber als sie nun für Hagens Auslieferung den Königen, ihren Brüdern freien Abzug anbietet, da ringt sich ein Schrei des Entsetzens aus deren Herzen los: „Fahr hin, o Vaterland, fahr hin, o Gattin, fahr hin, blühende Braut, fahr hin o junges Leben, fahr hin du edler Stamm der Burgunden, dessen allerletzte wir sind — Hagen wird nicht ausgeliefert."

Blicken Sie ins Lied von Gudrun. Ist Gudrun, dieses wunliebliche Bild einer innigen deutschen Frauenseele, nicht auch ein Musterbild deutscher Treue? Welche Mishandlungen muß sie erdulden! Sie wird ins Meer geworfen und wieder herausgezogen, sie, die Königstochter, wird zur Dienstmagd erniedrigt und im kalten Märzwinde ans Gestade des Meeres geschickt, um zu waschen, sie wird von Hartmuts Mutter Gerlinde mit Schimpf und Schmach bedroht: aber Nichts, Nichts auf der ganzen Welt kann sie bewegen, die ihrem Herwig gelobte Treue zu brechen und sich mit dem Normannen Hartmut zü vermählen. Ehe sie das thut, trägt und duldet sie lieber Alles, selbst den Tod.

Und wie in unsrer Poesie, so lebt auch die deutsche Treue in unserer Geschichte. Namentlich in der deutschen Kaiserzeit hat sie sich glänzend bewährt; aber auch sonsten. Ja man kann im weiten Gebiet unserer Geschichte kaum einen Schritt thun, ohne einem Ehrendenkmal zu begegnen, das sich deutsche Treue errichtet hat. Von den meisten weiß freilich nur die Specialgeschichte zu berichten. Soll ich Sie erinnern an jenen Hermann von Siebeneichen, der sich im Jahre 1167, als sein Herr Friedrich Barbarossa aus Italien floh und in Susa, wo er übernachtete, durch Verschworene ermordet werden sollte, in seines Herrn Bette legte, um sich für denselben todtschlagen zu laßen? Soll ich Sie erinnern an jene 300 Pforzheimer Bürger, die im 30jährigen Krieg, im J. 1623, als ihr Herr, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, nach der Schlacht bei Wimpfen vor Tilly's nachsetzenden Schaaren floh, sich wie eine Mauer dem Feinde entgegenstemmten und ihn so lange aufhielten, bis ihr Markgraf gerettet, sie aber bis auf den Letzten gefallen waren?

Oder soll ich Sie, als Preußen und Preußinnen, lieber an die Schlacht bei Fehrbellin im Jahre 1657 mahnen, wo der preußische

Stallmeister Emanuel Froben dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm seinen Schimmel abnahm und sein eignes Pferd gab, um sich nun für seinen Herrn todtschießen zu laßen?

Wozu Beispiele aus der Vergangenheit? Die deutsche Treue ist Gottlob auch jetzt noch nicht ausgestorben. Es ist den jüngsten Revolutionsmännern nicht gelungen, sie unter die Altweibermährchen zu verweisen. Es soll ihnen auch nie gelingen.

Als ein Volk der Gesinnung, welches die Objecte gleich mit tiefem und ernstem Gemüthe erfaßt, ist das deutsche Volk auch so recht eigentlich ein Religionsvolk, ebenso wie die Griechen ein Kunstvolk, die Römer ein Rechtsvolk waren. Mit echt deutscher Treue haben die alten Deutschen an ihren alten Göttern Wodan, Donar und Ziu, Freyja und Holda festgehalten. Hat doch erst die Schärfe des Frankenschwertes und ein dreißigjähriger blutiger Kampf die harten und festen Nacken des Sachsenvolkes dem Evangelium zu beugen vermocht. Aber da nun die alte Götterwelt wie Nebel vor der Sonne zerstob, wie nahmen da die Deutschen das Evangelium auf? Nicht als ein neues Philosophem zur Uebung dialektischer Kunst, wie die Griechen, auch nicht blos als eine neue Lebensnorm und ein Gesetz wie die Römer, sondern als Heilsthat. Ergriffen die speculativen Griechen das Evangelium mit dem Verstande und machten es zum Gegenstand blos verstandesmäßiger Erkenntnis, faßte das praktische Rechtsvolk der Römer es mehr als Sache des Willens auf, so haben die Deutschen es von Anbeginn mit ihrem Herzen und Gemüthe aufgenommen. Auch mit Christo suchten sie sich sofort in ein persönliches Verhältnis zu setzen, sich seiner Person zu vergewißern, sich mit ihm in Treue aufs Engste zu verbinden. Daher trugen sie auf ihn das Verhältnis treuer Unterthänigkeit und Dienstwilligkeit über, in welchem der deutsche Dienstmann zu seinem Herrn und Könige stand und — wunderbar genug — man stellte sich Christus am liebsten als einen reichen und milden Volkskönig vor, der, von 12 Fürsten und einem großen Gefolge treuer Dienstmannen begleitet, umherzieht durch die Lande, um zu rathen und zu richten, zu helfen und zu heilen, zu weisen und zu lehren, und der reiche Himmelsgaben spendet, wohin er kommt.

Bald nach der Bekehrung der Sachsen im 9. Jahrhundert, ist hier im Sachsenlande, und zwar in unserer unmittelbaren Nähe, wahrscheinlich zu Werden an der Ruhr, ein christliches Epos entstanden, der Heliand. Da erscheint Christus ganz so aufgefaßt, als ein deutscher Volksherzog, der umgeben ist von seinen Getreuen, denen er mit königlicher Milde die Gaben des Himmels spendet, die ihm mit Treue bis in den Tod anhängen. Wenn er, der Landeshirte, zu den Versammelten redet, stehn sie um ihn sinnend und schweigend, bereit und willig, mit Ernst auf seine Worte gespannt. Und als er hinzieht, um zu sterben in bitterm Tod, da spricht im Heliand Thomas, der treue Gefolgsmann des Königs: „Wohlan, wir wollen treu bei ihm ausharren und dulden mit unserm König. Das ist des Gefolgmannes Preis, daß er bei seinem Herrn ausharre nnd sterbe ihm zu Ehren."

Von Rom aus, der alten Gesetzgeberin der Völker, wurde während des Mittelalters das Evangelium als ein neues wuchtendes Gesetz den Völkern aufgejocht, wurde das persönliche Verhältnis der Menschen zu Christo aufgehoben, indem man die Legionen der Heiligen und die Majestät des päpstlichen Stuhles zwischeneinschob; von Rom aus wurde die Religion aus dem innersten Lebensmittelpunkt, dem Gemüth, herausgenommen und in die weite Peripherie äußerlicher Werke verlegt.

Deutsche waren es da, die diese Verkehrung, Veräußerlichung und Verweltlichung des Christentums tief fühlten und empfanden und nun die große Aufgabe unternahmen, das religiöse Leben aus seinem Dahingegebensein an die Aeußerlichkeit wieder in die innerste Sphäre des Geistes und Gemüthes zurückzuführen, aus der Peripherie zum Centrum zurückzubringen, d. h. an die Stelle todter Werke lebendigen Glauben, Gesinnung zu setzen. Schon vor Luther wirkten in diesem Sinne Johann Tauler und die Brüder vom gemeinsamen Leben, dann die edlen deutschen Mystiker Eckhart von Köln und Suso, der Sohn eines Grafen von Berg; dann die sämmtlich vom Niederrhein stammenden sog. Reformatoren vor der Reformation, Johann Wessel, Johann von Wesel und Johann von Goch, lauter edle, tiefe Männer, alle durchdrungen von der Erkenntnis, daß das Christentum nicht todtes Werk, sondern wesentlich Gesinnung ist.

Und endlich trat Luther auf, ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie David, aber auch ein Mann nach dem Herzen des deutschen Volkes, durch und durch deutsch, namentlich auch in seinem kühnen Trotz und christlichen Heldenmuth. Er wie die edlen Schweizer vollbrachten mit Gott das große Werk, stellten das rein persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott wieder her, indem sie die zwischeneingeschobnen Schaaren der Heiligen wegtrieben, und führten das religiöse Leben aus seinem Hingegebensein an die Aeußerlichkeit in seinen wahren Quellpunkt zurück. An die Stelle todter Werke trat fortan lebendiger Glaube, an die Stelle der herzlosen That herzliche Gesinnung.

Wohl ist die Reformation eine Gottesthat, aber sie ist auch zugleich eine That des deutschen Geistes, der hier seinen Beruf zum Christentum erfüllt hat. Man redet wohl von auserwählten Völkern und nennt bisweilen das deutsche Volk das Israel des neuen Bundes. Mag daran auch viel übertrieben sein: wahr ist's, die Germanen sind von Gott vor allen andern Völkern zu Trägern, Hütern, Pflegern und Ausbreitern des Evangeliums bestimmt. Mit diesem Beruf haben Japhets Söhne die uralte Verheißung, daß sie in Sems Hütten wohnen sollen. Blicken wir nach Indien und China, so sehen wir, wie sich das dreitausendjährige Verheißungswort vor unsern Augen erfüllt. Das aber wißen wir auch, daß nur, soweit die Germanen ihren Beruf als Religionsvolk erfüllen, sie ins Sems Hütten wohnen werden.

O, daß das Volk der Treue sich auch hier dem Evangelium gegenüber treu bewährte und, wenn es auch ringsum die Völker abfallen sieht, wenn es im Westen sieht, wie ein tollgewordenes Geschlecht den alten Gott entthronen und seine Vernunft vergöttern will, möchte es dann doch zu dem großen Völkerhirten, den einst der Sänger an der Ruhr gepriesen hat, sagen:

Wenn alle untreu werden.
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.



3.

Die
Licht- und Schattenseite des deutschen Volkscharakters.

Als Grundzüge des ursprünglichen Volkscharakters der Deutschen haben wir bereits Thatenlust und Treue kennen gelernt, in deren Besitz und Bewährung sich uns die alten Germanen als ein Volk der That, ein Heldenvolk und als ein Volk von entschieden ausgeprägter Gesinnung darstellten.

Als ein weiterer Grundzug des altgermanischen Geistes stellt sich uns nun die Liebe zur Freiheit dar, nicht Liebe zu jener mit Unrecht so genannten Freiheit, die im Grunde nichts anderes als völlige Schranken- und Zügellosigkeit, ein Los- und Ledigsein von aller göttlichen und menschlichen Ordnung, also etwas rein Negatives ist und sich in einem fast nur den Thieren zukommenden „Thun nach aller Lust" offenbart, — vielmehr eine lebensvolle, positive Freiheitsliebe, die den Sinn für Zucht und Sitte, für Ordnung und Unterordnung nicht ausschließt, sondern gerade als wesentliches Element in sich befaßt. Der Germane der alten Zeit war ein freier Mann: Freiheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit waren sein Lebenselement, ihm ebenso zu seinem Leben unentbehrlich, nothwendig, wie die frische Luft, die er einathmete. Nur durch Selbstständigkeit und Freiheit schien dem Deutschen erst das Leben lebenswerth, ein wahrhaftiges Gut für den Menschen zu werden, das Leben in Knechtschaft schien ihm als ein bloßes Vegetiren und dumpfes Hinstarren, die Sclaverei ein lebendiger Tod zu sein. Erst durch die Freiheit wird der deutsche Mann zum Mann, der Knecht, der Leibeigene ist kein Mann, sondern nur ein Mensch.

Laßen Sie uns einmal einen Blick thun in die älteste Gestaltung des socialen und politischen Lebens unserer Vorfahren, so werden wir sehen, wie alle ihre Lebensverhältnisse und staatlichen Ordnungen von jener Freiheitsliebe Zeugnis geben.

Denken wir uns einen freien deutschen Mann auf rein deutschem Boden, etwa dort in Westfalen, das noch so viele augenfällige Spuren der altgermanischen Lebensgestaltung an sich trägt. Da wohnt ein freier Mann auf seinem Gehöfte. Im Schatten mächtiger Bäume, von denen nicht fern ein frischer Quell sprudelt, steht sein Haus. Es ist rings umgeben von dem dazu gehörigen Gute, von Gärten, Wiesen und Aeckern. Das Gut ist eingefriedigt durch einen Wallgraben, der es vom fremden Eigentum trennt und in Fällen der Noth schützen hilft. Auf dem Gute sehen wir kurzgeschorene Menschen, in enganliegenden Kleidern, sie bauen den Acker oder besorgen auf dem Hofe die Wirthschaft, oder weiden dorten am Waldessaume und auf der Wiese das Vieh. Es sind Leibeigene, Knechte, meist im Krieg gefangen, nun das Schicksal willenloser, aber mühe- und arbeitsvoller Dienstbarkeit ertragend. Doch ist ihr Loos erträglich, menschlich und milde werden sie behandelt, ja freundlich sogar, wenn sie im Dienste Treue beweisen. Nach der Schlacht im Teutoburger Wald hat in Westfalen und weiterhin bis zum Harz gar mancher römische Senators- und Patriciersohn den Boden eines freien deutschen Mannes gepflügt, dessen Heerde gehütet, dessen Hausarbeit verrichtet. Doch sehen wir uns nach dem Gebieter im Hause um! Da tritt er uns entgegen: eine hohe kräftige Gestalt, mit breiter Brust und nervigem starkem Arm; an der stolzen Haltung, an der blonden Farbe des Haares, an dem himmelblauen, seelenvollen Auge, an dem kühnen durchdringenden Blick erkennen wir den Deutschen, an dem lang herabwallenden Haupthaare und dem um die Lenden gegürteten Schwert erkennen wir den freien deutschen Mann. Schon sein Aeußeres verräth einen Mann, der stolz auf seine Unabhängigkeit, dem die Freiheit lieber als das Leben ist. Mit voller Freiheit waltet er auf seinem Eigentum, in seinem Hause; Weib und Kind und Gesinde, alle, die auf seinem Hofe leben, sind ihm unterthan, beugen sich unbedingt seiner Autorität, nehmen ohne Widerspruch die Gebote seines Willens als bindend für sich an, und gehorchen ihm.

So macht der freie Mann seine Freiheit und Uuabhängigkeit über diejenigen geltend, die durch das Band des Bluts oder der Dienstbarkeit von ihm abhängig sind: er schaltet und waltet auf seinem Hofe als ein König im Kleinen, der alle Gewalt in seiner Person vereinigt, denn er ist nicht blos oberster Herr, sondern auch oberster Richter und Priester der Seinen. War nun aber die Macht des Familienhauptes einerseits eine unbeschränkte, so wurde sie andererseits doch auch wieder durch Herkommen, Sitte und Religion in heilsamen Schranken gehalten. Kein Strafgesetzbuch, kein Criminalrecht oder Eherecht sicherte die Frau vor Mishandlung, aber die altehrwürdige, von den Vätern so überkommene, durch Alter und Brauch der Vorfahren wie durch die Religion geheiligte Sitte gebot dem freien Manne, das Weib zu ehren, in ihr eine Mitgenossin von Leid und Freud, ja ein der Gottheit und dem Himmel näherstehendes Wesen zu sehen, und diese heilige Sitte war für die deutschen Frauen alter Zeit eine beßere Schutzwehr gegen die sonst unbeschränkte Gewalt des Mannes, als heutzutage viele Paragraphen des Code Napoleon. Schon Tacitus gibt unsern Vätern das glänzende Zeugnis: Bei ihnen gelten und vermögen gute Sitten mehr, als anderswo Gesetze.

Wie aber im Hauswesen durch heilige Sitte, so fand die Freiheit des Germanen im öffentlichen Leben heilsame Schranken durch die Zwecke und Einrichtungen des Gemeinwesens. Der freie deutsche Mann dort auf seinem Hof lebt nicht in völliger Isolirung und Vereinzelung: er gehört einem Geschlecht von Blutsverwandten einer Sippe, er gehört einer Gemeinde von mehreren Einzelhöfen, einer Markgenoßenschaft; er gehört im weiteren Kreiße dem Verbande eines Untergaues, einer Hundertschaft; er gehört im weitesten Kreiße endlich als ein Glied dem großen Ganzen seines Stammes und Gaues, der Stammgenoßenschaft und Gaugemeinde an. In diesen Kreißen: Familie, Geschlecht, Markgenoßenschaft, Hundertschaft und Stammgenoßenschaft, bewegt sich das Leben des freien deutschen Mannes. Als Glied der Sippe hat er die heilige und unerläßliche Pflicht der Blutrache. Ist ein Blutsverwandter durch die Hand eines Andern gefallen, so kann der Schatten des Gemordeten nicht eher zur Ruhe kommen, bis sein vergossenes Blut an dem Mörder blutig

gerächt ist, bis der Frevler daliegt in seinem eignen Blute. Die nächsten Verwandten haben die Blutrache zu vollziehen, koste sie auch, welche Mühen und Opfer sie wolle. Nur in einzelnen Fällen kann die Familie für den Erschlagenen das Wergeld von dem Mörder als Buße hinnehmen. —

Als. Glied der Markgenossenschaft tritt der deutsche Mann bisweilen mit den Besitzern der zunächst gelegenen Höfe, seinen Markgenossen und Nachbarn, zusammen: ein angesehener Mann führt als Dorfgraf den Vorsitz, man beräth sich über die gemeinsamen Interessen und Angelegenheiten der Höfe oder des Weilers.

Zu gewißen Zeiten versammelten sich bei den alten Malstätten die freien Männer des Untergaues, um die Verhältnisse ihres Verbandes zu ordnen. Hier wurde Recht und Urtheil über Alle gesprochen, die den Frieden gebrochen und sich an Leib, Leben und Eigentum eines Andern vergangen hatten. Ein Edeling führte den Vorsitz, aber jeder Freie hatte das Recht, seine Ehre und Freiheit in eigner Person zu schützen, mit zu rathen und mit das Recht zu finden und das Urtheil zu sprechen.

Der weiteste Kreiß, in dem sich das öffentliche Leben der alten Germanen bewegte, war die Gaugemeinde. Bei Neu- oder Vollmond wurde sie zu gewißen Zeiten gehalten. Alle freien Männer des Stammes hatten Recht und Pflicht der Betheiligung. Und Alle betheiligten sich, denn die wichtigsten gemeinsamen Angelegenheiten des Stammes: die Berathung über Krieg und Frieden, die Gesetzgebung, das Gericht über die schwersten Verbrechen, die Wahl der Heerführer (Herzöge) und Vorsteher der Untergaue (Grafen) fand hier statt.

Wo es sich aber um Wohl und Wehe der Gesammtheit, wie jedes Einzelnen handelt, da muß auch jeder freie Mann mitberathen und mitbeschließen; wo es sich um Recht, Freiheit und Leben eines Mannes handelt, da muß auch derselbe sein Wort in die Wagschale legen, da gilt nicht der Machtspruch eines Gebieters, sondern nur der Ausspruch der Gesammtheit der Volks- und Stammesgenoßen. Auf diesem Grundsatz beruhen alle staatlichen Ordnungen und Einrichtungen der alten Deutschen, in der Versammlung der Gaugemeinde fand derselbe seine höchste Anwendung.

Stellen wir uns einmal eine solche Versammlung der freien Männer eines Gauen recht lebendig vor. Auf weitem etwa in der Mitte des Gaues gelegenen Plane, am liebsten auf freier Bergeshöhe, wo uralte Eichen Schatten und Kühlung gewähren, kommen die Männer des Gaues am Neumond zusammen. Sie führen Waffen mit sich, Zeichen, Symbole ihrer Freiheit und Manneswürde. Der Gaugraf, der seinen Namen von der Zierde des Alters, dem grauen Haupte trägt, führt den Vorsitz, Priester verkündigen heiligen Frieden, strenge wird Störung desselben bestraft. Nun werden die Götter gefragt, ob ihnen die Versammlung genehm ist. Wie aber erkundet man den Willen der Götter? Auf eine höchst eigentümliche, merkwürdige Art. Der Zweig einer Buche wird in kurze Stäbchen geschnitten, in die Stäbe werden die heiligen Buchstaben, die Runen, eingeschnitten, dann werden die Stäbe über den Plan geworfen und aus dem Zusammenliegen der einzelnen Stäbchen und Runen wird der Wille der Götter entnommen. Sie sehen, es ist eine Art Werfen der Würfel, von dem hier die Entscheidung abhängt, und es dürfte vielleicht die Vorliebe der alten Deutschen fürs Würfelspiel sogar eine religiöse Wurzel haben. Noch tragen unsere Lesezeichen von jener Divinationsart den Namen Buchstaben, noch sagen wir: „ich entwerfe den Plan zu einer Schrift", „ich lese diese Zeilen", was eigentlich bedeutet: ich nehme ein Wort nach dem andern auf, gleichwie die Priester einen Runenstab nach dem andern vom Boden auflasen und daraus den Willen und Sinn der Gottheit entnahmen. — Ist nun das Loos günstig gefallen, so wird von den Priestern Ruhe geboten und die Versammlung ist eröffnet. Die gerade vorliegenden Sachen kommen zur Verhandlung und Berathung. Jeder freie Mann darf sich ungehindert darüber aussprechen, niemand hat hier zu gebieten, seinen Willen zum Gebot für Andre zu erheben, man will überzeugt sein und nach Ueberzeugung wollen alle beschließen, was nachher Alle zu vertreten haben, wollen jetzt mitrathen, da sie später auch mitthaten sollen. Obwohl aber alle Freien ursprünglich gleich sind, so macht doch auch hier in der Stammesversammlung die Sitte ihr Recht geltend: den Fürsten und Edelingen wird je nach ihrem Adel und Kriegsruhm, nach ihrem Alter und Ansehn, nach Verdienst und Beredtsamkeit der Vorrang der Rede gelaßen; ihre Worte gelten

aber nur einem Rathe, nicht einem Machtgebote gleich. Gefällt ihr Rath, so schlagen die Versammelten mit ihren kurzen Speeren (frameäe) aneinander, denn Waffenklirren, für ein germanisches Ohr die lieblichste Musik, ist auch das angenehmste Zeichen freudiger Zustimmung; misfällt der Rath, so weist man ihn mit unwilligem Geschrei ab. Bedenkt man, daß in diesen Versammlungen der Gaugenoßen wirklich über die höchsten und wichtigsten Angelegenheiten des Volkes berathen und beschloßen wurde, daß darin Gesetze gegeben, über Krieg und Frieden entschieden, die Grafen und Richter der Untergaue gewählt, die herangewachsenen Jünglinge durch Wehrhaftmachung in die Stammesgenoßenschaft aufgenommen wurden, und daß in denselben jeder freie Germane, der ein Eigengut besaß, das volle Recht hatte, mitzuberathen nnd mitzubeschließen: so ergibt sich, welch einen regen, lebendigen Antheil der Einzelne an dem Gemeinwesen nahm, wie er ein lebendiges, mitwirkendes, — nicht blos passives, sondern im eigentlichsten Sinne actives — Glied des großen Ganzen war, und immer in dieser Mitwirksamkeit zum Wohl des Ganzen sein Recht und seine Würde als freier Mann bethätigte. Sclaven, hörige Pächter und solche Freie, die noch kein Eigengut besaßen, waren von der Gaugemeinde ausgeschloßen.

Die alte Gaugemeinde bildete das höchste Gericht; das war eine ihrer wichtigsten Seiten. Der freie Mann kann und darf nur durch seine Genoßen gerichtet werden, dieser Gedanke liegt hierbei zu Grunde. Der Beamtete, der Graf, hatte nur die Gerichtsversammlung zu leiten; das Urtheil zu finden und zu fällen, das stand allein der Gaugemeinde zu. Klagen auf Leben und Tod konnten bei ihr geführt werden. Als todeswürdige Verbrechen galten aber nur Landesverrath, Ueberlaufen zum Feinde, Feigheit und Ehebruch, weil sie das Wohl der Gesammtheit unmittelbar bedrohten und nach der Meinung des Volkes den Zorn der Götter erregten, der nur durch das Blut des Frevlers zu sühnen ist. Der Angeklagte hat das Recht, sich zu vertheidigen; auch die Familie tritt für ihn auf, vertheidigt ihn und haftet für ihn. So trägt das Gericht den Charakter der größten Oeffentlichkeit, Billigkeit, Freiheit: wo es sich um Leib und Leben eines Stammesgenoßen handelt, darf jeder von seines Gleichen sein Wort für oder wider ihn

in die Wagschale legen, darf auch er seinen Verklägern sein höchstes Gut, sein Leben noch abringen.

Da sehen wir schon in ältester Zeit bei unsern Vorfahren ein Princip in Geltung, welches in dem Geschwornengericht zuerst wieder in England aufgetaucht ist. Das Geschwornengericht unserer Zeit ist nichts, als eine Rückkehr zu der alten guten Sitte unserer Vorfahren, einer Sitte, die in dem germanischen Freiheitssinn, in dem Billigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl unserer Vorfahren ihre tiefen und gesunden Wurzeln hatte!

Von Beamtentum war wenig bei unsern Vätern die Rede; die einzige regelmäßige Amtsgewalt, die es gab, war die der Grafen oder Fürsten; sie allein wurde auf Lebenszeit verliehen, war aber nicht erblich. Jeder freie Mann konnte zu dieser Würde gewählt werden. Der Graf war Oberrichter des Gaues und leitete die Versammlung der Freien; sein Ansehn beruhte mehr auf sittlichem Werthe und persönlicher Tüchtigkeit, als auf dem Besitz; seine Stellung war ehrenvoll und glänzend. Eine Ehrenwache, aus bewaffneten Jünglingen bestehend, schirmte seine Person vor Angriffen.

War in der Gaugemeinde Krieg beschloßen, so wählte sich das Volk einen gemeinsamen Anführer, der, weil er vor dem Heere herzog und den Andern in der Tapferkeit voranleuchtete, den Namen Herzog führte. Nicht nach Reichtum, Adel und Ahnen ward dabei gefragt, sondern nach Tapferkeit, Kampfesmuth und Tüchtigkeit. Der Gewählte ward, wie noch später die deutschen Könige, auf einen Schild erhoben und auf den Schultern von einigen Männern umhergetragen, damit ihn männiglich sehen und als sein Oberhaupt im eigentlichsten Sinne mit Beifallsruf begrüßen könne. Mit dem Ende des Krieges erlosch auch die Gewalt des Herzogs: wie er aus der Menge der gemeinfreien Leute hervorgezogen war, so trat er wieder in die Reihe seiner Stammesgenoßen zurück.

Ursprünglich gab es bei den alten Deutschen weder erbliche Fürsten, noch Könige. Leicht aber konnte es geschehen, daß ein Stamm, der langwierige Kriege zu führen hatte, die Herzogsgewalt mehr und mehr befestigte und, wenn der Sohn eines tapfern Herzogs dem Vater ähnlich war, auch diesen wieder zum Kriegsherrn wählte. Namentlich trat das Bedürfnis, eine stärkere Gewalt an

die Spitze zu stellen, hervor, wenn ein Stamm die alte Heimat verließ, und sich mit den Waffen in der Hand eine neue erkämpfte. Daher ist die Zeit der Völkerwanderung der Aufrichtung und Befestigung der königlichen Gewalt bei den Germanen so günstig gewesen. Unter Königen, wie Alarich, Athaulf und Wallia, Geiserich, Theoderich, sehen wir da die germanischen Völker auswandern und im fremden Lande sich niederlaßen; aber diese Könige sind, was sie sind, durch die Wahl des Volkes geworden, die ihnen auch wieder einen Nachfolger gibt, wenn sie das Loos der Sterblichen dahinrafft. So wurde 410 an Alarichs Stelle, als die Busentowogen über sein Grab dahinrauschten, und die Klagegesänge verstummten, von den Westgothen der tapfere und schöne Athaulf gewählt. Erblichkeit des Königtums wurde erst nach der Völkerwanderung hier und da Sitte. So weit aber die geschichtliche Kunde reicht, weiß sie in alter Zeit nirgends etwas von einem völlig unumschränkten Königtum, dem sich alle andern freien Männer unbedingt auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen hätten. Auch das Königtum vernichtete nicht die Freiheit des Freien: Sitte und Gesetz setzten seiner Willkür heilsame Schranken.

So sehen wir die Freiheitsliebe der alten Germanen aus allen ihren staatlichen Ordnungen hervorleuchten. „Wie die Deutschen, sagt Giesebrecht, noch vereinzelt auf ihren Höfen wohnten, durch welche frei der Wind wehte und die ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie sie Städte als Zwingburgen der Freiheit scheuten: so fühlten sie auch gegen ein Staatsleben Abscheu, das die Menschen eng aneinander kettete und den Willen und die Interessen des Einzelnen der Gesammtheit zum Opfer brachte. Dagegen zeigt sich in allen Kreißen des Lebens ein immer frischer und neuer Trieb zu freier selbstständiger Gestaltnng der einzelnen und besonderen Verhältnisse.“

Dieser, mit unauslöschlichen Zügen ins deutsche Herz gegrabenen, altgermanischen Freiheitsliebe verdanken wir es, daß unser Vaterland im ersten Jahrhundert nach Christo nicht römisch wurde. Dem germanischen Heldensinn gab die Liebe zur Freiheit erst recht Seele, Leben und Spannkraft. Nichts haben die Römer dazumal unversucht gelaßen: die strahlende Herlichkeit der Weltstadt, den Glanz des Kaiserthrones mit seinen Titeln, Aemtern und Ehren

haben sie den Deutschen gezeigt, alle möglichen Lockmittel und Verführungskünste haben sie in Bewegung gesetzt, die besten und tapfersten Legionen haben sie in den Kampf geführt, um dem freien Volke das römische Joch aufzuhalsen. Vergeblich: die angestammte Liebe zur Freiheit entflammte den Heldengeist des Volkes, und es zerbrach seine Ketten und errang sich seine Freiheit wieder.

Und gerade so war es wieder in den Jahren 1813—15 die altgermanische Freiheitsliebe, welche Deutschlands Söhne heiter ins Gewühl mörderischer Schlachten trieb. Ließ doch damals Theodor Körner seine Heroldsstimme also erklingen:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.
Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Tapferkeit und Freiheitsliebe, die wir so als Grundzüge des altgermanischen Charakters kennen gelernt haben, sind mehr männliche Eigenschaften und Tugenden. Aber neben ihnen ist, merkwürdig genug, auch ein tiefes und inniges, weiches und empfängliches Gemüth, das man gemeinhin mehr bei der Frauenwelt zu suchen pflegt, ein ursprüngliches Erbtheil der deutschen Nation.

Hierinnen haben mehrere Erscheinungen des altgermanischen Lebens Grund und Wurzel. Zunächst und vor Allem die Stellung der Frauen bei den alten Deutschen.

Wenn wir bei den bedeutendsten heidnischen Völkern des Altertums wie der Neuzeit Umschau halten, so finden wir das weibliche Geschlecht überall in einem Zustande des Leidens und der Unterdrückung, die freilich bei dem einen Volke größer, bei dem andern geringer war. Die gottgewollte Unterordnung der Frauen ist im Heidentum zur völligen Herabwürdigung und Misachtung geworden, das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit des Weibes ist abhanden gekommen oder doch verdunkelt und verkümmert; ein Bann, ein Fluch lastet auf den Frauen, sie sind die recht- und schutzlosen

Opfer für den Egoismus der Männer, ihr Dasein geht in einem freudlosen Sichhinopfern und Hingeopfertwerden auf. Oder ist es nicht so? übertreibe ich vielleicht? Das Volk der Hindus ist uns durch den neuesten Krieg mit England nahe gerückt. Welches ist bei ihnen die Stellung der Frauen? Mit dem zwölften Jahre wird das Mädchen von den Eltern einem Manne gegeben, dessen Besitz es mit vielen andern unglücklichen Opfern theilen muß; von aller Bildung ist die Frau ausgeschloßen, selbst die heiligen Religionsbücher oder Veda's sind ihr unzugänglich; so wie ein Mann, sei's auch ihr eigner Vater, die Schwelle des Hauses betritt, hat sie sich eilig zurückzuziehen und zu fliehen; selten kommt sie in die Oeffentlichkeit. Kein Wunder daher, wenn es in einem indischen Volksliede heißt:

Mag aufwachsen der Baum im grünen Walde,
Nur kein Mädchen werde geboren im Hause.
Laß die Felsen sich häufen auf den Bergen,
Nur kein Mädchen werde geboren im Hause.
Laß Thiere kommen und Vögel und Alles:
Nur kein Mädchen werde geboren im Hause.

Und was ist das Loos der indischen Frau, wenn der Mann stirbt? Nach einem so elenden, freudelosen, jämmerlichen Leben muß sie sich mit ihm verbrennen laßen als ein Stück seines Eigentums.

Die Chinesen wollen ein gebildetes Volk sein. Aber das Weib ist bei ihnen auch zurückgesetzt, wird um geringer Ursache willen verstoßen und theilt seine Rechte mit andern. Von den neugebornen Mädchen werden die meisten bald getödtet. Eine einheimische Dichterin klagt über das Loos des weiblichen Geschlechtes also:

Um das Loos der armen Frauen
Klag ich nicht um meines blos.
Auf ein lieblos Herz zu bauen
Herzenslieb, o hartes Loos!
Die Verschmähte, die Gekränkte,
Schweigend in sich selbst Gesenkte
Fühlt im Wachen ihren Schmerz
Und im Schlaf ihr wundes Herz.

Leuchtend wechseln Mond und Sonne
Golden silbernes Geschmeid,
Doch mein Gram, mit keiner Wonne
Wechselnd, wechselt nur mit Leid.
Seh ich gleich in Seufzerhauchen
Ganz das Leben mir verrauchen:
Wird es doch so leicht kein Duft
Zu verschwimmen in der Luft.

Auch bei den hervorragendsten und gebildetsten Völkern des Altertums, bei Griechen und Römern, waren die Frauen mit weni-

gen Ausnahmen in einer niedrigen Stellung, in einem Zustand der Unterdrückung. Die Männer waren und galten alles und die Frauen waren und galten nichts, namentlich im Lande der Bildung, in Griechenland.

Wie ganz anders bei dem deutschen Volk, das in dieser Beziehung hoch über allen Heidenvölkern stand! Während bei andern Nationen das weibliche Geschlecht so zu sagen die Schatten- und Nachtseite der Gesellschaft bildet, so bildet es bei den alten, noch heidnischen Deutschen schon die Lichtseite, das ideale Element derselben, ja die Frauen erscheinen vielfach geradezu als die das Volksleben tragende und durchdringende Seelenkraft des germanischen Stammes. Die Deutschen achteten und ehrten das Weib, ja sie sahen, wie Tacitus berichtet, in ihm etwas Heiliges und Ahnungsreiches (sanctum et providum) und diese ehrfurchtsvolle Scheu vor der innigen Tiefe und Reinheit des weiblichen Gemüthes, diese Ahnung von der Anlage der Frauen zur Religion und Frömmigkeit leitete unsre Vorfahren auch, wenn sie Frauen zu Priesterinnen hatten. Sie übertrugen ihnen den Dienst der Gottheit, weil sie sie mit dem Himmel näher verwandt glaubten. Auf den Rath der Frauen achteten unsre heidnischen Vorfahren in den wichtigsten Dingen; Tadel und Vorwürfe derselben scheuten sie mehr als den Tod im Schlachtgewühle; Verträge galten für fester, wenn unter den gestellten Geiseln auch Jungfrauen waren.

Schon unsere heidnischen Väter hatten darum auch, weil sie dem Weibe eine würdige Stellung anwiesen, ein wahres Familienleben. Die Achtung der persönlichen Würde des Weibes schließt jede Art von Polygamie aus, fordert mit sittlicher Nothwendigkeit die Monogamie als einzig zuläßge Form ehelicher Lebensgemeinschaft. Bei unsern Vorfahren finden wir daher auch schon in heidnischer Zeit durchweg die Monogamie; „sie sind fast die einzigen Ausländer," sagt Tacitus, „die sich mit einem Weibe begnügen." Ueberhaupt hat das deutsche Familienleben schon diesen Römer zum Lobe begeistert; er preist die Zucht und Reinheit, die Einfachheit und Unschuld desselben; er sagt uns, wie bei den Deutschen der Ehebund geschloßen wurde, wie strenge die Sitte die Heiligkeit der Ehe überwachte. Nicht als Opfer für den Egoismus des Mannes, nicht als Magd und Sklavin, wie bei andern Völ-

kern, trat die Frau ins Haus ein, sondern als eine Gehülfin der Freude und Lebensgefährtin des Mannes im vollsten Sinne des Wortes. Das Erstere beweist das Wort Frau (frouwa) selbst, d. h. ursprünglich die Frohe, Erfreuende, wonach sie des Mannes Trost und Freude sein soll, wonach sie die schöne Aufgabe hat, den im feindlichen Leben stehenden, ringenden, kämpfenden Mann mit dem Feindlichen im Leben zu versöhnen, ihm als Hausessonne Frieden und Freude in sein von allerlei Stürmen des Lebens bewegtes Herz hineinzulieben. Daher sagt Freidank:

Durch vröude vrouwen sint genant:
ir vröude ervröuwet elliu lant.

Als Lebensgenossin bezeichnete die Frau die Morgengabe, welche der Mann ihr darbrachte. Es waren nicht kostbare Kleider und Juwelen: es war ein Rindergespann, es war ein aufgezäumtes Schlachtroß, es war Schild, Speer und Schwert. „Auf solche Gaben hin," sagt Tacitus, „wird die Gattin angenommen und sie bringt hinwieder dem Manne Etwas von Waffenrüstung zu. Dieß ist ihnen das stärkste Band, dieß die geheimnißvolle göttliche Weihe des Ehebunds. Damit nicht die Frau wähne, mit den Gesinnungen des Heldenmuths und dem Schicksale des Krieges habe sie nichts zu schaffen, so ermahnt sie die Eintrittsfeier des beginnenden Ehestandes selbst, sie komme als Genossin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, um im Krieg wie im Frieden ihm treu zur Seite zu stehen und sein Loos zu theilen. So, als treue Lebensgefährtin des Mannes, müße sie leben, so sterben. Dieß kündigen das Rindergespann, dieß das Schlachtroß und die Waffenrüstung an, die sie als Morgengabe vom Manne empfängt. Was sie empfange, müße sie unverletzt und unentweiht ihren Kindern und Enkeln hinterlaßen." Das sind des Tacitus eigene Worte. Nach ihnen mag es uns nicht mehr wundern, wenn die Ehe selbst als heilig und unverletzlich galt. Auf die Verletzung derselben stand schwere Strafe: das schuldige Weib wurde öffentlicher Beschimpfung preisgegeben, der schuldige Mann mußte sterben: lebendig wurde er in einen Morast versenkt unter dem schauerlichen Todtengesang seiner Gemeindegenoßen: Kriech unter, kriech unter, die Welt ist dir gram. Doch selten nur kamen solche Fälle vor, die Ehe war von der heiligen Sitte nicht minder wie von der Re-

ligion vor Entweihung geschützt. Mit wehmütigem Ernste sagt Tacitus, indem er auf Deutschland hinweist: Dort lacht Niemand des Lasters; verführen und verführt werden heißt dort nicht Zeitgeist.

Selbst erzog die deutsche Frau ihre Kinder, selbst nährte sie dieselben an ihrer Brust; Mägden und Säugammen wurden dieselben nicht überliefert; in unmittelbarer Obhut und Pflege ihrer Mutter wuchsen sie heran. Mit Recht hebt Tacitus auch dieses als einen Beweis für die Innigkeit des deutschen Familienlebens hervor. Bei allen heidnischen Völkern hat erst das Christentum die Frauen aus Staub und Schande zur Menschenwürde emporheben müßen: nur bei unsern Vorfahren galten die Frauen von Anfang an nicht nur überhaupt als Menschen, als volle und wahrhaftige Menschen, sondern sogar als der beßere, weil gemüthvollere, frömmere Theil der menschlichen Gesellschaft.

Im Mittelalter steigerte sich, je mehr das Christentum in's Leben unseres Volkes eindrang, unter dem Einfluß der Berührungen mit südlichen Völkern, die altgermanische Achtung der Frauen zur Frauenverehrung, zum Frauencultus. In Maria fand die dem deutschen eingeborne Hochachtung der Frauen ihren rechten und würdigen Gegenstand; sie wurde daher das Ideal der Frauen überhaupt, auf sie übertrug der religiöse Volksgeist der Deutschen, was sonst von Verehrung, Hoch- und Heiligachtung des weiblichen Geschlechtes vereinzelt in ihm war. Maria wurde die Sonne, deren heller Schein das ganze Geschlecht überstrahlte, verklärte. Das hatte seinen guten Grund. War doch, indem Maria gewürdigt wurde, Mutter des Weltheilandes zu werden, damit der alte Bann und Fluch der Geringschätzung und Herabwürdigung mit einem Male vom weiblichen Geschlecht genommen. Der Mariencultus gedieh namentlich in Deutschland, hier sind ihr von Gottfried von Straßburg bis auf den jetzigen Erzbischof von Köln, Johannes von Geissel, herab die zartesten und lieblichsten Lieder gesungen worden, Lieder, an denen auch ein protestantisches Gemüth Freude haben kann, so lange sie Maria als die Gebenedeite unter den Weibern, nicht aber als Göttin feiern!

Der Frauendienst des Mittelalters gab dem Rittertum erst idealen Reiz, ich möchte sagen: poetischen Duft, breitete um es

einen höheren Glanz, gab ihm seine Weihe. Die Frauen, welche flechten und weben, himmlische Kränze in's irdische Leben, haben erst der Ritterwelt poetischen Reiz und poetische Triebkraft gegeben, haben den germanischen Heldengeist soweit gemildert und gesänftigt, daß er zarte und innige Lieder dichtete. Die Minne. d. h. ursprünglich das stille, sehnende Gedenken der Geliebten, wurde der Hauptgegenstand der deutschen Lyrik im Mittelalter, die von ihr Minnegesang genannt wird. Im Minnegesang hat die deutsche Frauenliebe ihre größte und schönste Verherrlichung gefunden, in ihm spricht sich der deutsche Frauen- und Familiensinn oft in einer so zarten, reinen und innigen Weise aus, daß jeder Empfängliche davon ergriffen wird. Dabei soll jedoch nicht geleugnet werden, daß vielfach auch die Ueberschwänglichkeit der ritterlichen Dichter die Frauenwelt auf eine Höhe hob, wo sie, ohne schwindelig zu werden, sich nicht halten konnte und ihr eine Herschaft einräumte, die sie selbst nicht zu ertragen vermochte; daß die maßlosen Huldigungen oft widerliche Zerrbilder höfischer Galanterie und unmännlicher Schwächlichkeit, wie bei Ulrich von Lichtenstein, erzeugte.

Zum gottgewollten Maße zurückgekehrt, lebt Hochachtung der Frauen und Familiensinn noch jetzt im deutschen Volke mehr als anderswo. Die Frauenwelt bildet noch immer die ideale und poetische Seite unserer Gesellschaft, sie weckt schlummernde poetische Kräfte zum Lied des Schmerzes und der Klage, zum Lied der Freude und des Jubels. In der Frauenwelt Liebe und Leben hat daher unsre Poesie einen unerschöpflichen Stoff, den die antike Poesie so gar nicht gekannt hat, einen ewig frisch sprudelnden Quell der Erneuerung und Verjüngung. Was wäre unsre deutsche Poesie ohne dieses ewig unerschöpfliche, ewig unausgesungne Lied der Liebe! Gewiß nicht der liebliche Garten voll duftender Blumen, sondern höchstens ein korntragendes Ackerfeld. Schwerlich aber mögen auch irgendwo in der Welt so zarte und reine, so innige und tiefe Lieder der Liebe gesungen sein, wie im deutschen Volke von dem uralten Volksliede: „So viel Stern am Himmel stehen", bis zu Rückert's „Liebesfrühling" und Chamisso's „Frauenliebe und Leben" herab.

Auch der Familiensinn lebt Gottlob noch in unserm Volke. Als der Sturm der Revolution in Frankreich tobte, als

sich der westliche Horizont Deutschlands mit schwarzen Gewitterwolken bedeckte, als die ganze menschliche Gesellschaft aus Rand und Banden zu gehen schien, da dichtete Göthe sein idyllisches Epos Hermann und Dorothea und hielt dem tollgewordnen Volke damit ein liebliches Bild deutschen Familienlebens vor Augen, zeigte damit, daß der letzte und solideste Ankergrund für unser Staatsschiff, daß die feste, unerschütterliche Basis unseres öffentlichen Lebens die deutsche Familie sei. Und im Gewittersturm von 1848 sprach ein deutscher Mann das Wort: Wenn auch Alles um uns wankt und bricht, wenn alle Verfaßungen und Staatsgebäude über den Haufen stürzen, so haben wir Deutsche noch eine Burg, noch eine letzte Zufluchtsstätte, in der uns der Alles zerfreßende Revolutionsgeist nichts anhaben kann und soll: es ist die Familie.

Ja, so lange es noch ein reines und heiliges deutsches Familienleben gibt, so lange wird es dem zerfreßenden Zeitgeist nicht gelingen, unser Volk gänzlich zu verderben. In unsern Tagen haben Heinrich Thiersch und Riehl treffliche Bücher über das Familienleben geschrieben: möchte in ihnen der deutsche Familiensinn nicht sein Testament gemacht, sondern ein Zeugnis von seinem frischen und fröhlichen Leben gegeben haben! Auf diesem Familienleben beruht ja unsre Hoffnung für die Zukunft.

Weil unserm deutschen Volk ein so inniges und tiefes Gemüth von Gott gegeben ist, darum ehrte es von jeher die Frauen, darum hatte es ein Familienleben voll inniger Gemüthlichkeit und warmer überströmender Herzlichkeit, darum ist ihm aber auch ein Natursinn und Naturgefühl eigen, wie wir es in dem Grade bei keinem andern Volke finden, wie es den slavischen Völkern, den Russen und ihren Blutsverwandten, ganz abgeht. Schon in heidnischer Zeit finden wir bei unsern Vätern eine seelenvolle Anschauung der Natur. Die Natur mit ihren Kräften und Erscheinungen war es, die ihnen mit dem Gefühl der göttlichen Allgegenwart die Schauer der Ewigkeit erregte. Wie seelenvoll faßten sie allein den Wechsel von Sommer und Winter auf! Die Erde ist Brunhild, die Walküre, die Erdenjungfrau; die Sonne Sigurd, der leuchtende Gott. Wodan hat Brunhild in einen Zauberschlaf versenkt, aber Sigurd, der leuchtende Sonnengott, weckt sie aus dem-

selben und vermählt sich mit ihr d. h. es ist Frühling, in dem die Sonne die Erde zu neuem Leben weckt; aber siehe da, Sigurd, der liebliche Sonnengott, ist treulos, er verläßt die erst zu neuem Leben wachgeküßte Erde wieder d. h. die Sonnenwende kommt, es wird Winter.

Welch tiefes und inniges Naturgefühl spricht sich weiter in den deutschen Minneliedern des Mittelalters aus. Da vernehmen wir die zarte und schüchterne Liebe der Sänger, „welche mit den rothen Blumen auf Anger und Haide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldessängern, mit dem fallenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust, Herbstestrauer und Winterklage sind die unzähligemal wiederholten Anfänge der Minnelieder.“ Dieses innige, bald freudig erregte, bald tief wehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude am jungen Grün und den muntern Waldesvöglein des Frühlings und diese Trauer um die verwelkten Blüthen, die gefallnen Blätter und die in Kälte und Schnee erstarrte Erde ist überhaupt ein Erbtheil des deutschen Volkes. Der deutsche Landmann kann sich noch jetzt im Herbst, wenn er die Blumen welken und die Blätter fallen sieht, eines tiefen Gefühls der Wehmuth nicht erwehren; er lebt aber auch neu auf, wenn Frühling und Sonnenschein wiederkehren.

Der jährliche Wechsel von Sommer und Winter, Leben und Tod in der Natur gibt dem Menschen den Eindruck der Vergänglichkeit alles Irdischen, denn die Stimme der Natur, die aus den Blumen des Frühlings und aus den fallenden Blättern des Herbstes, aus dem Kommen und Fortziehen der Vögel, aus dem Kommen und Scheiden des Tages zu uns redet, ist eben die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes. Die Wahrnehmung dieser allgemeinen Vergänglichkeit aber kann nur eine elegische Stimmung, ein Gefühl tiefer Wehmuth im Menschen erzeugen. Und dieses Gefühl tiefer Wehmuth ist's denn auch, welches wir immerdar mit dem deutschen Naturgefühl verbunden finden;

bald zittert leiser ein Ton der Wehmuth durch die Naturlieder unsrer Sänger hindurch, bald macht sie sich in lauter Klage Luft. — Mit überwallendem Wonnegefühl begrüßt Matthias Claudius den kommenden Frühling:

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein.
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude schrein
Und der König soll mir das nicht wehren ꝛc.

aber Ludwig Hölty sagt auch von dem wunderseligen Mann, welcher der Stadt entfloh und die Freuden und Annehmlichkeiten des Land- und Naturlebens genießt:

Einsam wandelt er oft Sterbegedanken voll
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz,
Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Und in dem schönen Liede: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" heißt es:

So dir geschenkt ein Röslein was
So thu es in ein Waßerglas,
Doch wiße:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf,
Das wiße, das wiße.

Derjenige unserer neueren Dichter, der wie kein Anderer es verstanden hat, in die Tiefe des Naturlebens hinabzusteigen, ihr ihre Geheimnisse und Wunder abzulauschen, ihre Bilderschrift zu deuten und ihre geheimnisvollen Klänge zu vernehmen, Friedrich Rückert, hat in seinem schönsten Liede diesem mit dem deutschen Naturgefühl unzertrennlich verbundenen Bewußtsein von der Vergänglichkeit des Naturlebens und alles irdischen Daseins einen ergreifend schönen Ausdruck gegeben. Ich meine sein Gedicht von der sterbenden Blume, das hier zur Charakterisirung des deutschen Naturgefühls eine Stelle finden mag.

Hoffe, du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch
Die des Herbstes Wind verhert.
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft
Und ein neues Grün entsprang —

Ach ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt —

Wenn du denn die Blume bist
O bescheidenes Gemüt
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n. —

Ja es werden nach mir blühn
Andre die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war
Bin ich selber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

Wenn einst sie der Sonne Blick
Wärmt der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geschick,
Das mich nun zur Nacht verdammt?
Sonne, ja du äugelst schon
Ihnen in die Fernen zu;
Warum noch mit frost'gem Hohn
Mir aus Wolken lächelst du?

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl;
Daß ins Aug ich dir geschaut
Bis es mir das Leben stahl.
Dieses Lebens armen Rest
Deinem Mitleid zu entziehn.
Schließen will ich krankhaft fest
Mich in mich und dir entfliehn.

Doch du schmelzest meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben nimm's,
Ewige zu dir hinauf.
Ja du sonnest noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles was von dir mir kam
Sterbend dank ich dir es jetzt.

Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt,
Augen die mein Glanz erfrischt,
Herzen die mein Duft erfreut,
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank ichs heut.

Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld
Wie die Stern auf höhrer Flur.
Einen Odem hauch ich noch
Und er soll kein Seufzer sein,
Einen Blick zum Himmel hoch
Und zur schönsten Welt hinein.

Ew'ges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir.
Himmel spann dein blaues Zelt,
Mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn.

Eine mit diesem Natursinne verwandte Seite des deutschen Geistes ist es, daß es ihm überhaupt gegeben ist, das Werden und

den Wechsel der Dinge, das Entstehen und Vergehen der Menschen und Menschenwerke, mit einem Worte: das Geschehen, die Geschichte zu verstehen und zu begreifen. Man könnte diese Fähigkeit den Geschichtssinn unseres Volkes nennen. Der Grieche nannte die Welt κόσμος d.-h. schöne Ordnung, Harmonie; der Römer nannte sie in ähnlichem Sinne mundus, der historische Sinn der Deutschen aber hat die Gesammtheit der sichtbaren Dinge Welt genannt. Das Wort lautete urspruuglich werlde und kommt von werden. So zeigt sich schon in diesem einen Worte „Welt" das deutsche Volk als ein Volk der Geschichte, als ein Volk, das den Geist der Geschichte zu sich reden laßen und vernehmen kann. Leid und Freude, das sind die Höhepunkte irdischen Lebens, gleichsam die Pole, zwischen denen sich das irdische Dasein hin und her bewegt. Entweder steigt das Leben von der heitern Mittagshöhe der Freude zur tiefen Nacht des Leides hinab, oder es steigt umgekehrt aus der Nacht der Schmerzen und des tiefen Wehes zum Lichte freudevoller Tage empor. Merkwürdig, unsre beiden großen Nationalepen, in welchen unsers Volkes eigenstes Geistesleben strömt, das Nibelungenlied und das Lied von Gudrun, stellen gerade diesen entgegengesetzten Gang des Lebens und der Geschichte der Menschen dar. „Wie Liebe mit Leide zum Letzten lohnen kann" das stellt wie in einem großartigen Drama das Nibelungenlied dar, es zeigt wie alle irdische Herlichkeit und Wonne des Daseins zuletzt in der Nacht des Todes untergeht; wie aus dem tiefsten menschlichen Leide, aus Schmerzen und Tod, ein neues schöneres, wonnereiches Leben erblüht, das stellt uns Gudrun vor die Seele: beide aber, Nibelungenlied und Gudrun schildern uns das Leben in seinem Wechsel. Darum möchte ich nicht mit Vilmar unsre Poesie eine Poesie des Todes, sondern eine Poesie der Geschichte nennen.

Mit der Fähigkeit aber, das Geheimnis des Werdens zu begreifen und im Wechsel alles Irdischen der Dinge geheimste Saat wahrzunehmen, verbindet sich im deutschen Geiste die nicht minder wichtige Fähigkeit, von der Geschichte zu lernen, durch die Geschichte selbst etwas zu werden. Das Leben und die Geschichte der Menschen ist eine Schule der Weisheit, alle Menschen machen Erfahrungen guter und böser Art, aber nicht alle sind fähig, aus den gemachten Erfahrungen Lehre und Weisheit zu schöpfen für das

Leben. Der tiefe Geist des deutschen Volkes aber besitzt diese Gabe, aus dem Leben, aus der Geschichte Einzelner, wie ganzer Geschlechter Weisheit zu schöpfen, aus dem Leben zu lernen. Diese aus den Erfahrungen, den Leiden und Freuden des Lebens gesammelte Weisheit spricht das Volk in seinen Sprichwörtern aus; in ihnen haben sich die gemachten Erfahrungen gleichsam kristallisirt. Wir Deutsche nun haben einen so reichen Schatz von Sprichwörtern, wie ihn kein andres Volk besitzt. Schon unter den Hohenstaufen entstand Freidanks Bescheidenheit, eine Spruchsammlung und wahre Schatzkammer von Edelsteinen und Perlen deutscher Lebensweisheit, um die uns wohl manches andre Volk beneiden könnte. Fragen wir nun aber: Woher bei uns diese Fülle von Spruchweisheit? so ist die Antwort: Daher, weil unser Volk Sinn und Verständnis für das Leben und die Geschichte hat und fähig ist, von dem Leben zu lernen, indem es den Geist der Geschichte zu sich reden läßt.

Die Fähigkeit zu lernen erweitert sich noch bei dem deutschen Volk zu jener wunderbaren Empfänglichkeit für das Fremde überhaupt, zu jener seltenen Fähigkeit, das Fremde in seinem innersten Wesen zu begreifen und zu verstehen, es in das eigne Blut und Leben aufzunehmen und mit der eignen Anschauungs- und Denkweise so innig zu zerschmelzen, daß das Fremde als ächt deutsches Eigentum erscheint. So nahm der deutsche Geist das Christentum in sich auf und vermählte sich mit ihm. Aus dieser Verschmelzung des Germanischen und Christlichen erwuchs die erste Blüthe unsrer Poesie zur Zeit der Hohenstaufen. So nahm wiederum der deutsche Geist den Geist des klassischen Altertums in sich auf und erzeugte zu Ende des vorigen Jahrhunderts die zweite Blüthe unsrer Poesie. Kein andres Volk ist so tief wie wir in den Geist des klassischen Altertums eingedrungen, keins ist zu einem so tiefen Verständnis vom Leben und der Kunst der Alten gelangt. Voß ließ den Homer deutsch zu uns reden, Donner den Sophocles, Schleiermacher den Plato, Wieland den Horaz; Winkelmann erschloß uns aus den Scherben antiker Kunstwerke das Geheimnis antiker Schönheit und Formvollendung.

Mit diesem Verständnis für das Fremde geht immer Hand in Hand eine gewiße deutsche Werdelust. In dieser Hinsicht

ist der Deutsche das gerade Gegentheil vom Chinesen. Dieser ist stabil, schließt sich ab nach Außen und schließt leicht ab mit seiner Entwicklung; er ist im Ganzen auf der Entwicklungsstufe stehen geblieben, die er vor vielen hundert Jahren schon inne hatte. Der Deutsche hat Lust am Werden, er will zunehmen, wachsen, immer reicher werden. Darum öffnet er bereitwillig die Schleußen seines nationalen Lebens und läßt die Lebenselemente und Lebensquellen fremder Völker hereinströmen, um die eignen Fluren dadurch erfrischen zu laßen; darum öffnet er sich fort und fort selbst neue Lebensquellen, um aus ihnen sein geistiges Leben zu nähren. Es gibt kaum ein poetisch bedeutendes Volk auf Erden, dessen Litteratur der deutsche Geist sich nicht erschloßen hätte. Nicht blos die Poesie der alten Völker, nein auch die reichen poetischen Schätze Englands, Spaniens, Italiens; die reiche poetische Welt Persiens und Arabiens, ja auch die Ramajana und Mahabharada der Hindus und Kalidasa's Sakontala sind uns zugänglich gemacht. Welch köstliche, duftende Blüthensträuße tiefster Poesie haben nicht Göthe und Rückert aus dem Orient, aus Hafis und Hariri's Rosengärten heimgebracht! In dieser Werdelust des deutschen Geistes ist es begründet, daß das deutsche Volk sich nicht ab- und auslebt wie ein Greis, sondern sich immer wieder neu verjüngt, aus tiefem Verfall sich immer wieder wie ein Phönix aus der Asche erhebt.

Die Empfänglichkeit für das Fremde hat wiederum eine gewiße deutsche Gerechtigkeit und Gutmüthigkeit neben sich. Der Deutsche ist gegen den Fremden und das Fremde nie in eigensinnigem Stolz ungerecht, er erkennt es vielmehr gern in seinem Werthe an und läßt es gelten; ja er vergißt nur zu leicht seine eigne Würde, ordnet sich dem Fremden willig unter und läßt es über sich herschen. So wird die gutmütige Gerechtigkeit zur Schwäche, welche wohl hauptsächlich uns den Spottnamen des deutschen Michel zugezogen hat. Doch ist zu bemerken, daß, wenn man vom deutschen Michel redet, man damit nicht minder die deutsche Ehrlichkeit und Biederkeit, Offenheit und Geradheit, Einfalt und Demuth wie eine gewiße Unbehülflichkeit, Steifheit und Plumpheit des Deutschen bezeichnen kann.

Doch damit kommen wir schon in das Sündenregister unseres deutschen Volkes hinein. Wir müßen aber vorher noch einen glän-

zenden Vorzug des Deutschen hervorheben: das ist die deutsche Innerlichkeit und Geistestiefe. Dadurch setzt sich der Deutsche in Gegensatz zu dem Franzosen, gegen dessen Ruhmsucht er auch die deutsche Bescheidenheit zu stellen hat. Der Franzose ist im Durchschnitt oberflächlich, äußerlich; er faßt das Aeußere der Dinge ins Auge und schöpft von der Oberfläche; den Deutschen treibt es stets, von der Oberfläche in die Tiefe, von dem Aeußern ins Innere, von der Schale zum Kern und Wesen der Dinge vorzudringen. Dem deutschen Historiker genügt es nicht, einfach die Thatsachen zu wißen, nein er will auch Ursache und Folge derselben mit seinem Geiste erkennen, darum steigt er von der Oberfläche des Gewordenseins der Dinge in die Gründe des Werdens, von der Vielheit der Erscheinungen der Dinge zur gemeinsamen Quelle, aus der sie entsprangen, hinab. Der Deutsche ist daher ein geborner Theoretiker, ein mehr oder weniger speculativer Geist. Daher kommt es, daß das deutsche Volk auf dem Gebiet der Philosophie Meister aufzuweisen hat, — die Kant, die Schelling, die Hegel, die Fichte, Jacobi und Baader, — wie kein andres Volk der Neuzeit; daher kommt es, daß wir das eigentlich theologische Volk der modernen Menschheit sind. Mögen die Franzosen in den exacten Wißenschaften, in Mathematik und Physik, es uns gleich thun; in der ganzen außerdeutschen Welt gibt es nichts, daß sich mit der „deutschen Theologie" auch nur von ferne meßen könnte. In der Theologie müßen alle andern Völker bei uns in die Schule gehen, um von uns zu lernen. Ueberhaupt scheint dem deutschen Volke im Kreiße der occidentalischen Völker die Aufgabe geworden zu sein, den christlichen Ideengehalt als das Herzblut der neuern Weltgeschichte zu bereiten, welches von ihm aus die Lebensadern aller Völker durchströmen soll.

Mit diesem speculativen Zuge geht gleich ein wesentlicher Fehler des deutschen Charakters Hand in Hand: der Mangel an praktischem Talent, die Unfähigkeit, die gute Theorie in gute Praxis, die schöne Idee in große Thaten umzusetzen, eine Unfähigkeit, die sich bei dem letzten Versuche, eine gemeinsame staatliche Ordnung zu schaffen, zum Entsetzen deutlich offenbart hat. Praktisch, durch und durch praktisch ist dagegen der Engländer. Während der Deutsche viele tiefe und sinnige Betrachtungen anstellt, wie

dieses oder jenes Werk anzufangen sei, während er lange und schöne Reden hält, legt der Engländer frisch Hand ans Werk, faßt die Sache mit praktischem glücklichem Griffe am rechten Ende an und führt sie rasch und still aus. Das fehlt uns Deutschen: wir bleiben nur zu oft in der grauen Theorie hängen, statt auf den grünen Plan des Lebens vorzudringen und auf das tief und schön Gedachte die That folgen zu laßen.

Hiermit aber sind wir, V. A., schon tief in die Schattenseite des deutschen Charakters hineingerathen. Gestatten Sie, daß ich bei der Darstellung derselben mich kurz faße: Weil das menschliche Auge sonnenhaft ist, so hat es ja überhaupt mehr Freude am Licht, als am Schatten.

Drei Fehler im deutschen Charakter nennt schon Tacitus in der Germania: die Raufluſt, Trunksucht und Spielwuth der Deutschen.

Die Rauflust ist zunächst nur die Kehrseite der altgermanischen Thaten- nnd Kampfeslust. Aus dieser Rauflust erklärt es sich zum Theil, warum die Deutschen, wenn keine Gefahr von Außen drohte, immer und immer wieder in Fehden unter einander geriethen. So konnte schon im Anfang unserer Geschichte der schlaue Tiberius sein inniges Wohlgefallen daran haben, daß die Germanen in inneren Fehden und Kriegen sich selbst schwächten und ihre Kraft zerrieben. Die deutsche Erbsünde der Zwietracht trug freilich auch das Ihrige dazu bei. Als 1254 das herliche Geschlecht der hohenstaufischen Kaiser durch der römischen Päpste Bemühn in ein frühes Grab gesunken war, und nun keine starke Hand mehr die Zügel des Reiches führte und Frieden und Ordnung aufrecht erhielt, da brach in jener kaiserlosen schrecklichen Zeit des Interregnums die deutsche Rauflust hervor und feierte in dem wilden und wüsten Fehdeleben der Zeit des Faustrechts ihre Triumphe. Späterhin finden wir die alte Rauflust namentlich bei den deutschen Landsknechten wieder, welche 1525 dem Kaiser Karl V. den herlichen Sieg in der Schlacht bei Pavia gewannen und unter Georg Frundsberg Wunder der Tapferkeit verrichteten. Ein merkwürdiges Volk waren diese Landsknechte: der Krieg war ihr Handwerk, das lose lustige und doch auch wieder schauerlich ernste Kriegsleben ihr Element; wo es etwas zu streiten und zu stürmen

gab, zogen sie hin, wer ihnen guten Sold gab, dem dienten sie, dem folgten sie zur blutigen Schlacht ebenso heiter und fröhlich, als ginge es zum lustigen Zechgelag. Ueberhaupt waren die Landsknechte ein lustiges und fröhliches Völklein, mit Sang und Klang zogen sie zum Kampfe, die Lieder aber, die sie sangen, machten sie sich selbst und die Melodien dazu und ließen sie mit heller Stimme hinter der Weinkanne so gut, wie in der wilden Schlacht erklingen. Viele dieser Lieder sind uns erhalten, z. B.: „Gott grüß dich Bruder Veite, hörst du kein neu Geschrei?“ oder: „Es geht ein frischer Sommer daher, da werdet ihr hören neue Mähr.“ In Uhlands Sammlung deutscher Volkslieder sind auch diese Lieder jener rauf- und kriegslustigen Söhne unseres Vaterlandes zu lesen. In ihnen spricht sich jene Rauf- und Streitlust in einer ganz unverhohlenen, einfachen, naiv-derben Weise aus. In neuerer Zeit scheint sich jene Rauflust nur auf einen germanischen Stamm, den angelsächsischen, vererbt zu haben, — wird doch John Bull als Allerweltskrakehler und Streithahn angesehen; — während wir Deutsche des Festlandes ein gar friedliebendes und friedfertiges Geschlecht zu sein scheinen, ein Volk, das sich selbst wohl viele Haare krümmen läßt, andern aber nicht gern ein Härlein krümmen mag. Aber ich möchte glauben, daß die alte Rauflust auch noch in unserm Volke, wie Funken in der Asche, fortglimmt. Woher sonst die stetigen Schlägereien mittel- und süddeutscher Bauern bei Gelagen und Festen? woher sonst die Thatsache, daß der junge hessische Bauer eine Kirmeß schlecht und verfehlt nennt, bei der es nicht zu einer waidlichen Prügelei gekommen ist?

Was den den Deutschen seit alter Zeit zum Vorwurf gemachten allzu großen Durst betrifft, so ist zu bemerken, daß nordische Völker im Allgemeinen unmäßiger sind im Essen und Trinken als Südländer. Das hängt bekanntlich vorzugsweise vom Klima und dessen Einfluß auf den menschlichen Organismus ab. In kalter Zone consumirt der Körper weit mehr als in der heißen. Daher ist der Franzose weit mäßiger als der Deutsche, der Deutsche aber wieder weit mäßiger als der Russe, dessen gesunden Appetit und dessen Trinklust unsre Väter in den Freiheitskriegen kennen lernten; der unmäßigste Mensch aber möchte wohl der Lappländer und Samojede sein, der sich seinen Seehundsbraten und seinen Thran-

krug noch weit beßer munden läßt, als der Baier sein Bier und der Rheinländer seinen Wein. Daß von jener Unmäßigkeit im Trinken, die man im Mittelalter den Rittern mit ihren Humpen, späterhin seit der Reformationszeit den wohlgenährten lateinischen Gelehrten besonders aufbürdete, noch viel in unserm Volke vorhanden ist, wird nicht leugnen, wer nur einmal deutsche Bauern von einem sogenannten Weinkauf aus der Stadt nach Hause wandern sah. Ob andre Stände an dieser alten Untugend weniger participiren, wage ich nicht zu entscheiden.

Auch Spielwuth fand Tacitus schon bei unsern Ahnen. „Das Würfelspiel, sagt er, treiben sie nüchtern als ernsthaftes Geschäft mit solcher Tollkühnheit bei Gewinn und Verlust, daß sie, wenn alles hin ist, auf den letzten Wurf sich selbst, ihre Person und Freiheit, einsetzen. Verliert der Deutsche auch diesen letzten Wurf, so begibt er sich ohne Murren freiwillig in die Knechtschaft des Andern; ist er auch jünger, ist er auch stärker: er läßt sich willig binden und verkaufen. So standhaft halten sie ihr Wort, selbst bei einer schlimmen Sache: sie nennen das Treue", sagt Tacitus. Es leuchtet ein, welch ein glänzendes Lob Tacitus mit diesem Zusatz unsern spiellustigen Vorfahren ertheilt, die er auch sonst ein Volk ohne List und Trug nennt. Heutzutage kann man uns wohl die Spielwuth nicht zum besondern Vorwurf machen, aber der scharfe Tadel trifft uns, daß wir jene Spielhöllen bei uns dulden, durch welche die Söhne des Auslandes, wie Deutschlands selbst massenweise ins Unglück gestürzt werden.

Doch diese Fehler sind insgesammt nichts, sind nur Kinderunart gegen weit größere Schäden des deutschen Volkscharakters. Die eigentlichen großen Erbübel unseres Volkes, die uns wiederholt in Elend, Schmach und Schande gestürzt haben, sind die Fremdländerei und die deutsche Uneinigkeit. Beide haben ihren Ursprung in einem ewig bejammernswerthen Mangel an Nationalgefühl der Deutschen, und dieser Mangel an Nationalsinn ist zum guten Theil wieder in unsern eigentümlichen Stammes- und politischen Verhältnissen begründet.

„Patriam fugimus" (wir fliehen unser Vaterland), hat Lichtenberg gesagt, das sei die rechte Ueberschrift über den Kopf des Deutschen. Das ist nur zu wahr: so köstliche Lebensgüter uns

auch Gott zuertheilt hat, wir haben wenig Bewußtsein von unserer deutschen Nationalität. Oder ist es nicht so? Tritt der Deutsche in der Fremde mit dem stolzen Nationalbewußtsein auf, wie z. B. der Engländer? Ach, wie jämmerlich pflegt er sich meist zu gebahren! Gleichsam nur mit der fortwährenden Bitte um Entschuldigung, nur ganz schüchtern und verstohlen läßt er sein deutsches Wesen hervortreten, bald wirft er seine Nationalität ganz ab wie ein altes Kleid und amalgamirt sich mit dem Fremden, französisirt sich in Frankreich, russificirt sich in Rußland und amerikanisirt sich in Amerika. Wahrlich, wer die Berichte von den Deutschen in Amerika liest, der muß sich fragen: Haben denn diese Leute nichts, gar nichts von geistigen und nationalen Gütern aus ihrem Vaterlande mitgenommen, das sie dort sehen laßen könnten, daß der deutsche Name dort zum Spottlied werden mußte? (black Dutch). Wohl haben sie nationale Lebensgüter mitgenommen, aber sie haben dieselben so schnell als möglich fortgeworfen wie alte Lumpen, um in Amerika, diesem Grab der Nationalitäten, als Deutsche möglichst bald unterzugehen und sich zu amerikanisiren.

Doch nicht blos in der Fremde, nein auch in der Heimath, im Bereich seiner eignen Grenzen wird der gegen Andre so treue Deutsche sich selbst untreu. In der gerechten Schätzung und Bewunderung des Fremden geht er bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst: er ahmt, äfft es nach und vergißt ganz, daß auch er Etwas hat und Etwas ist; er vergißt sich selbst und trägt die Livree der Fremde. Die Geschichte unsrer Sprache und Litteratur weiß davon zu erzählen, wie oft und wie lange wir das Joch der Fremde getragen haben. Im Mittelalter schon ließen unsre Dichter die alten nationalen Sagen liegen und ergriffen mit Hast die fremden Stoffe von Artus und seiner Tafelrunde und vom heiligen Gral. Seit der Reformation überfluthete die lateinische Gelehrsamkeit Deutschland: die Gelehrten schrieben und dichteten lateinisch, der deutschen Sprache schämten sie sich. Seit dem 30jährigen Krieg überwucherte uns französische Sprache und Cultur, die uns im vorigen Jahrhundert seit Ludwig XIV. ja ganz beherschte. Alle Vornehmen, alle Fürstensöhne wanderten nach Paris, um von dort französische Bildung, französische Sitten und Laster ins deutsche Vaterland heimzuholen. Die Gelehrten aber schrieben immer zugleich in drei

Sprachen, ihr Stil war ein buntes Gemenge deutscher, lateinischer und französischer Wörter. Preußens großer Friedrich sprach meist nur französisch, die deutsche Sprache erschien ihm als rauh und barbarisch. In solcher Zeit gänzlicher Selbstvergeßenheit und der Verachtung unsrer Muttersprache bedurfte es solcher Mahnung, wie sie Friedrich von Logau gibt:

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß sonsten keine nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe lieblich spricht?

Doch noch mehr. Dreihundert Jahre hat das deutsche Volk es völlig vergeßen können, daß seine Poesie unter den Hohenstaufen schon einmal eine reiche und schöne Blüthezeit erlebte; dreihundert Jahre lang wußte man die Namen unserer größten Dichter, eines Wolfram und Walther von der Vogelweide, nicht mehr; dreihundert Jahre lang lagen die größten Schätze unserer nationalen Litteratur, das Lied von den Nibelungen und das Lied von Gudrun, in tiefster Nacht der Vergeßenheit begraben. Erst die Freiheitskriege weckten uns aus diesem nationalen Todesschlafe auf. Da wurden auch die Schätze unserer alten Litteratur gleichsam von den Todten auferweckt, und die Deutschen sahen mit Staunen ein, daß sie doch eigentlich nicht Ursache hätten, die Träber der Fremde zu eßen und den Fremden immerdar nachzutrachten und nachzulaufen.

V. A. Denken Sie sich einmal, England hätte dreihundert Jahre, also bis auf unsre Tage, seinen großen Sheakespeare bis auf dessen Namen vergeßen. Was würden wir dann von ihm sagen? Würden wir es nicht herzlich bedauern oder gar verachten, daß es so Etwas thun konnte? Nun, dasselbe haben wir gethan mit den Heroen unsrer ersten Blüthezeit, bis zu dem Grade sind wir uns untreu geworden. Darum möchte man wohl dem deutschen Volk mit großer leuchtender Schrift ins Herz schreiben das Wort jenes großen brittischen Dichters:

Dieß über Alles: Bleibe selbst dir treu,
Dein Gott, mein Volk, er wirke dieß an dir.

Neben der Fremdländerei steht endlich die deutsche Uneinigkeit und Zwietracht. Schon in ältester Zeit zerfiel unser Volk in Stämme, und das Stammesbewußtsein überwog meist das Volksbewußtsein. Die Römer schon haben sich die Zwietracht der Deutschen zu Nutze gemacht. Nachdem später die Kaiser Deutschland

so ziemlich geeinigt, nahm es seit 1250 seinen Entwicklungsgang von dieser Einheit zur Vielheit kleiner Territorien und Herschaften, die durch den westfälischen Frieden sanktionirt wurde. Diese Zerspaltung und Zersplitterung ist etwas Trauriges, aber vergeßen wir nicht, sie hat auch ihre gute Frucht gebracht. Wäre Deutschland zur Zeit der Reformation eine in sich einige Monarchie gewesen, wie Frankreich, verlaßen Sie sich darauf, Karl V. hätte Land und Leute ebenso wieder zum Katholicismus zurückgebracht, wie die Könige von Frankreich ihr Volk. So aber trat dem Mächtigen die selbstständige deutsche Fürstenmacht hemmend entgegen und rang ihm für die protestantische Kirche Zugeständnisse ab. Darum gibt es im getheilten Deutschland eine evangelische Kirche; im einigen Frankreich aber hat man sie im Blute der Bartholomäusnacht erstickt.

Unsre Zwietracht und Uneinigkeit aber ist und bleibt ein Jammer. Das hat sich in den Kriegen mit Napoleon erwiesen. Wäre Deutschland von vornherein einig gegen ihn gewesen, ja wären nur Preußen und Oestreich Hand in Hand gegen ihn gegangen, die Schmach des Presburger und Tilsiter Friedens wäre ihnen erspart geblieben. Erst als das deutsche Volk unter dem Joche des Despoten erkannte, daß nur Einigkeit es stark mache, da schlug die Stunde seiner Rettung.

Die deutsche Uneinigkeit webt ihre Geschichte fort bis in unsre Tage hinein. Unsre Sänger mahnen uns:

> O haltet fest zusammen, fest und ewig,
> Seid einig, einig, einig!

und geben uns zu bedenken:

> Daß dann, wenn Deutschland einig blieb,
> Es einer Welt Gesetze schrieb,

aber es gibt Viele, die da glauben, die Einigung Deutschlands laße sich von außenher machen, es komme nur auf den rechten Zeitpunkt und die geeigneten Mittel an. Doch Geschichte läßt sich überhaupt nicht so äußerlich machen, die will und muß von innenheraus werden. Eine äußere Einheit ist nichts, ohne innere Einigkeit. Darum sollten wir Deutsche vor allen Dingen innerlich, geistig recht einig werden, sollten uns der gemeinsamen, von Gott empfangenen, nationalen Lebensgüter recht bewußt werden, uns auf

demselben Glauben an den Gott unserer Väter, der sein deutsches Volk noch nie verlaßen hat, fester gründen und erbauen und, wo wir können, das deutsche Nationalgefühl wecken und nähren. Wir Preußen, Sachsen, Hessen, Baiern und Schwaben sollten endlich aufhören, uns gegenseitig Ausländer zu schelten und uns vielmehr als Zweige desselben Stammes, als Familien desselben Geschlechtes gegenseitig achten, ehren und lieben. Wenn wir so von innen heraus mehr und mehr geistig eins werden, dann wird es auch mit der äußern Einigung beßer gehen; dann wird unser Volk auch recht den hohen Beruf erfüllen, den ihm Gott gegeben hat: Träger, Hüter, Pfleger und Verbreiter christlicher Cultur zu sein.

Das Feuer der Trübsal hat uns 1813 schon einmal geeinigt, möchten wir nun ohne eine solche Gluthitze der Noth und Bedrängnis innerlich recht einig werden! Noch gilt uns das Wort, welches Max von Schenkendorf in seinem „Frühlingsgruß an das Vaterland" unsern Vätern zurief:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen
Ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlößern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu.

Die Pflanzung des Christentums in Deutschland.

4.

Die Germanen und das Christentum.

In der Lebensgeschichte eines Volkes kann es keine tiefer greifende und folgenreichere Umwälzung geben, als die ist, welche eintritt, wenn ein Volk den alten Glauben seiner Väter, an dem es Jahrhunderte, ja wohl Jahrtausende lang gehangen hat, verläßt und eine neue Religion annimmt. Gegen eine solche religiöse Revolution erscheint jede rein politische gering und unbedeutend. Zwar pflegt ein Volk, wenn es die Formen, in welchen sich sein politisches Leben seither bewegte, zerbricht, oder als Gefäße der Unehre in einem Ausbruch von Zorn nnd Wuth gewaltsam zerschlägt, auch nicht blos gleichsam nur auf der Oberfläche seines Daseins berührt, sondern auch bis in die Tiefe seines Lebens erregt, erschüttert zu werden; denn die äußeren Lebensformen, welche als unbequeme, die freie und fröhliche Entfaltung des Volkslebens hemmende Feßeln zerbrochen werden, stehen mit dem inneren Leben des Volkes immer in einer gewißen, mehr oder weniger innigen Beziehung, in einem unverkennbaren Lebenszusammenhang: sie können daher nicht geändert, nicht umgestaltet werden, ohne daß dadurch das Volksleben selbst in irgend einer Weise miterregt und gewandelt wird. Etwas ganz Anderes ist es jedoch, wenn die Bewegung und Erschütterung nicht von Außen nach Innen, nicht von der Peripherie nach dem Centrum geht, sondern unmittelbar das pulsirende Herz des Volkes

trifft und von da nach Außen sich verbreitet. Das pulsirende Herz eines Volkes ist die Religion, jede Erschütterung, welche sie trifft, wird unendlich tiefer empfunden, schwerer verschmerzt und zieht weit größere Folgen nach sich, als wenn irgend eine politische Institution Wandel erfährt. Tiefer empfunden wird sie, weil ein lebenskräftiges Volk auf keinem Punkte so leicht und so tief verletzt werden kann, als in seiner Religion, in der gleichsam sein edelstes und reinstes Lebensblut strömt. Darum vermag ein Volk die Wunden, welche ihm hier geschlagen werden, auch nur schwer und langsam und allmälig zu verschmerzen und zu verwinden. Großartiger aber und durchgreifender sind die Wirkungen und Folgen eines Religionswechsels deshalb, weil bei einem Volke in normalem Zustande die Religion das ganze Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit trägt und bewegt, weil sie die das Leben bedingende und tragende Seele des Volkskörpers ist. Ist die Religion wichtiger als die Politik, die Religionsgeschichte wichtiger als die äußere, politische Geschichte, so kann es auch keine Frage sein, daß eine solche religiöse Revolution für den Betrachter unendlich mehr Interesse bietet, als eine politische Umwälzung, in der alte Institutionen abgeschafft, neue an ihre Stelle gesetzt werden.

Es ist die große religiöse Katastrophe im Leben unseres deutschen Volkes, die wir am heutigen und an den folgenden Abenden mit einander betrachten wollen. Ich meine nicht jene im 16. Jahrhundert, die wir Reformation nennen. Gewiß ist sie von der höchsten Wichtigkeit und Bedeutung für unser Volk gewesen, gewiß war sie so folgenreich, wie kein andres Ereignis in der neuern Zeit — sind doch zwei Jahrhunderte hindurch alle Bewegungen im Staatsleben der europäischen Völker durch sie bedingt gewesen — aber noch tiefer greifend, noch gewaltiger und großartiger im Leben unseres Volkes war doch die Katastrophe, in welcher es vom alten Heidentum zum Christentum übertrat.

Muß uns als Christen schon die Bekehrung eines fremden Volkes zum Christentum ein lebhaftes Interesse abgewinnen, wie vielmehr wird es nicht die Pflanzung des Christentums in unserm eignen Vaterlande thun müßen! Bei der Betrachtung desselben kommt zu dem rein historischen ein nationales und ein religiöses Interesse hinzu. Ein nationales, weil es eben der

große religiöse Umschwung im Leben unseres Volkes, unserer lieben Altvordern, ist, den wir betrachten und weil wir wißen, von welch unermeßlichen Folgen für die ganze geistige Entwicklung unsres Volkes die Aussaat des Evangeliums gewesen ist und noch immer ist. Ein religiöses: denn in der Bekehrung der Deutschen zum Evangelium sehen wir eine bedeutsame Weitererfüllung der schon den Propheten des Alten Bundes gegebenen Verheißung, daß der Heilige Israels auch das Licht der Heiden werden, und die Heiden in seinem Lichte wandeln sollen; sehen wir eine weitere Ausführung des großen, weltumfaßenden Testamentswortes unsers Herrn Jesu Christi: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten Alles, was ich Euch geboten habe, und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende." Matth. 28, 18—20.

Als der Herr im Begriff stand, diese Erde, auf welcher er durch Darlebung seines sündlos heiligen Erlöserlebens der Alleinherschaft der Sünde ein reines Terrain abgerungen, auf welcher er dem Tod in seinem bis dahin unbestrittenen Gebiet die Macht entrißen, auf welcher er die Versöhnung der Menschheit mit Gott vollzogen und durch seinen Opfertod besiegelt, auf welcher er ein, wenn auch in seinen Anfängen kleines, senfkornartiges, so doch die Verheißung, daß ihm alle Völker des Erdkreißes zufallen sollten, und Kräfte des ewigen Lebens in sich tragendes Gottesreich gestiftet hatte — als er im Begriff stand, diese Erde, den Schauplatz seiner Erniedrigung und seines welterlösenden Sieges, zu verlaßen, da war die letzte Sorge und die letzte Liebe, die sein Herz bewegte, die Sorge um die Erleuchtung der Völker, die noch in Finsternis und Schatten des Todes saßen. In jenen wichtigen letzten Stunden seines Erdenlebens, wo Er, dem nun gegeben war alle Gewalt im Himmel und auf Erden, seines Geistes Blick über die Völker des weiten Erdkreißes hinschweifen und in die Finsternisse des Heidentums eindringen ließ, da traten ihm zweifelsohne auch unsre heidnischen Vorfahren, die alten Germanen, vor seine Seele. Er sah sie, wie sie im Schatten ihrer heiligen Haine den Bildern ihrer Phantasie, ihren Göttern Wodan, Donar und Ziu Opfer brachten; Er sah sie, wie sie ohne Erkenntnis des lebendigen

Gottes und zwar nicht ohne, aber doch mit verkehrter Hoffnung des ewigen Lebens dahin lebten; Er sah sie, wie sie in eitlem Mühen die Buchenstäbchen über den Rasenplan warfen, um den Schleier der Zukunft zu lüften; Er sah sie, wie sie ausgerüstet mit den edelsten Anlagen des Leibes und der Seele, geschmücket und geziert mit schönen natürlichen Tugenden, doch dahinlebten voll eitlen Wahnes, gleichsam in edlen Gefäßen schlechten Inhalt tragend; Er sah sie auch in ihren natürlichen Lastern und Sünden, in ihrem ewigen Rauf- und Fehdeleben, in der Blutarbeit ihrer innern Kämpfe und auswärtigen Kriege, in der Blutarbeit ihrer Rache; Er sah sie, die Nachkommen Japhets, in ihrer unverstandenen Sehnsucht nach Erlösung und in ihrer Befähigung und Zubereitung für das Evangelium, Er sah sie — und sein großes Heilandsherz wallte und wogte auch von Liebe zu unsern Vorfahren und als Er zu seinen Jüngern sprach: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", da hat er sicherlich auch an das treue und biedere, tiefe und ernste Volk der Germanen gedacht.

Wohlan denn, so laßen Sie uns mit dem ganzen und vollen Interesse an der Sache, welches uns solche Erwägungen einflößen, mit einander eintreten in die Zeit, in welcher die Sonne des Evangeliums über Deutschlands Gauen aufgeht; laßen Sie uns zusehen, wie die alten Götter unseres Volkes sinken und ein neuer Glaube, der Glaube an den lebendigen Gott, der sich uns in Christo geoffenbaret hat, in die Herzen eingepflanzt wird; laßen Sie uns namentlich die Männer näher betrachten, welche in dieser Zeit des schweren Kampfes zwischen Heidentum und Christentum, in dieser Morgendämmerung des neuen Tages dastehen in Mühe und Arbeit, Kampf und Noth und Verfolgung und kühn und mutig an die Bollwerke des alten Heidentums Hand anlegen und die Saat des neuen Glaubens ausstreuen. Sie sind es werth, daß wir ihnen unsre Aufmerksamkeit widmen, denn sind es auch keine Helden, wie sie die Weltgeschichte rühmt, keine Schlachtenlenker und Länderverwüster und Eroberer, so sind es doch wirklich Helden, aber Helden anderer, höherer Art, Helden des Glaubens und der Liebe, Helden, die mit dem Schwerte des Geistes, dem Worte Gottes, dem Evangelium Bahn brechen durch das wilde Gestrüpp und Dickicht des Heidentums, Helden in Christi Ritterschaft und Dienst, deren

ganzes Kämpfen und Ringen dahin geht, ihrem himmlischen Herrn und Könige Herzen zu erobern und Seelen zu gewinnen; es sind nicht Größen, wie sie auf dem lauten, lärmenden Markt der Welt auftreten und verschwinden, sondern stille Größen im Reiche des Geistes. Bedenken wir, daß sich an die Wirksamkeit dieser Glaubensboten die ersten Anfänge einer höheren Bildung und Gesittung in unserm Volke knüpfen, daß sie also nicht blos für die Religionsgeschichte, sondern auch für die Culturgeschichte unseres Volkes überhaupt eine große Bedeutung haben, so werden wir um so geneigter sein, ihnen eine weitergehende Aufmerksamkeit zu widmen, als die Profangeschichte ihnen zu gönnen pflegt.

Ehe wir aber die Geschichte der Pflanzung des Christentums selbst näher ins Auge faßen, haben wir uns die Frage zu beantworten: Welchen Boden fand denn der gute Same des Evangeliums bei dem deutschen Volke? Fiel er auf harten Felsengrund, oder auf weiches, fruchtbares und ergiebiges Ackerland; fiel er auf den Weg, auf welchem nationale Laster ihren Triumph- und Siegeszug hielten und ihn zermalmten; fiel er auf den Weg wandernder Barbarenhorden, oder auf den Boden eines stillen, wohl umfriedigten Familien- und Volkslebens; fiel er auf einen noch ganz wilden und uncultivirten, mit Disteln und Dornengestrüpp bewachsenen, oder auf einen durch die Hand des großen Weltregenten schon zubereiteten, gepflügten Acker? Mit andern Worten: wir müßen uns zuerst und vor Allem klar zu machen suchen, in welcher Verfaßung und Beschaffenheit das herankommende Christentum unsere Väter getroffen hat, mit welcher geistigen und sittlichen Prädisposition die Germanen dem Christentum gegenüber traten. —

Indem wir im Vorigen die ursprüngliche Religion und den Nationalcharakter der Deutschen betrachteten, haben wir uns den Stoff zur Beantwortung dieser Frage schon bereit gelegt; die Antwort selbst ist aber damit noch nicht gegeben, weil bei jener Betrachtung eine durchgehende Rücksicht auf das kommende Christentum noch nicht obwaltete, wir vielmehr dort die Religion und den Volkscharakter der Deutschen mehr an sich betrachteten. Jetzt haben wir von dem früher Dargelegten gleichsam die Anwendung zu

machen und zu sehen, in welcherlei freundliche oder feindliche Beziehung zum Christentum das deutsche Volk durch diese seine Religion und durch diesen seinen Charakter gesetzt wurde. Es liegt auf der Hand, daß erst, wenn diese Beziehung ins rechte Licht gestellt ist, das rechte Verständnis der Geschichte des Religionswechsels unseres Volkes ermöglicht ist.

Ganz anders, als zu ihrer Zeit die Griechen und die Römer, trat das deutsche Volk dem herankommenden Christentum gegenüber. Als das Christentum in die griechisch-römische Welt eindrang und in derselben zur Geltung und Herschaft kam, da hatten die Griechen und Römer, diese beiden bedeutendsten Culturvölker der vorchristlichen Zeit, bereits die Jugend und Blüthezeit ihres nationalen Lebens längst hinter sich und waren am Abend ihres Lebens angekommen; da hatten beide ihre weltgeschichtliche Rolle so ziemlich ausgespielt, ihren Beruf erfüllt, ihre natürlichen Kräfte verbraucht und welkten und siechten nun, wie abgelebte lebensmüde Greise, dem Tod entgegen. In dem rastlosen Ringen nach Wahrheit, in dem unermüdlichen Streben, durch Politik und Poesie, bildende Künste und Philosophie dem Leben eine würdige Gestalt und sittlichen Halt zu geben, hatte sich der griechische Geist, so zu sagen, zerarbeitet und doch war am Ende all sein Mühen und Streben in letzter und höchster Beziehung vergeblich gewesen: das griechische Volk trat an natürlichen Kräften vollständig erschöpft, in sittlicher Beziehung so vollständig bankerot dem Evangelio gegenüber, daß es mit dem vergeblichen Ringen nach Wahrheit und Tugend zum nicht geringen Theil den Glauben an Wahrheit und Tugend überhaupt aufgegeben hatte. *) Auch das Rechtsvolk der Römer hatte die Fülle der ihm innewohnenden Kräfte bereits vollständig entfaltet, als das Christentum kam; es hatte in blutigen, schweren Kämpfen erst die Völker Italiens und dann die benachbarten Völker in weiterem Umkreiße und endlich den ganzen bekannten Erdkreiß seiner Herschaft, seinen Gesetzen und Institutionen unterworfen; es hatte die früher in

*) Vergleiche meine Schrift Griechentum und Christentum, die 1857 zu Barmen bei Langewiesche erschienen ist und sich von Seite 79 an über dieses Verhältnis der Griechen zum Christentum näher verbreitet.

feindseligem Nationalhaß schroff geschiedenen Länder in seiner Universalmonarchie einander genähert und verbunden; es hatte die griechische Sprache und Geistesbildung in sich anfgenommen und so ziemlich zum Gemeingut der ihm unterworfenen Völker gemacht; es hatte so dem Reiche Gottes die Wege gebahnt, war auf den Höhepunkt seiner Macht und Herschaft gelangt, und nun hatte sich schon seit den Tagen des Augustus auch seine Sonne zum Untergang geneigt, während im Lande der Verheißung die neue Lebenssonne aufging, die bestimmt war, das Licht der Heiden zu sein. Auch die Römerwelt war, als das Christentum überhand nahm, abgelebt, in sich morsch und faul, in einen wahren Pfuhl von Sünden und Lastern versunken, an tausend Schäden leidend, aus tausend Wunden blutend, daher dem Untergang und Zusammensturz verfallen.

Wie ganz anders die Germanen! Als ein frisches, unverdorbenes Naturvolk, strotzend in der Fülle jugendlicher Kraft, brechen sie, als das Evangelium ihren Grenzen naht, aus ihren Wäldern hervor. Sie stehen in der frischen Jugend ihres Daseins, sie sind fröhlich im Gefühl ihrer Gesundheit, mutig, kühn, ja trotzig im Gefühl ihrer Kraft, stolz im Gefühl ihrer Freiheit, ihrer Ehre und ihres Rechtes, frohbereit Jeden mit den Waffen in der Hand zu Boden zu schlagen, der es wagt, diese Lebensgüter anzutasten. Sie haben nicht die hohe Geistesbildung der Griechen und Römer, aber sie leiden auch nicht an dem Jammer der Ueberkultur und sittlichen Entkräftung; sie bringen dem Christentum nicht Kunst und Wißenschaft als Morgengabe entgegen, aber dafür findet sich auch bei ihnen keine Spur jener leiblichen Erschlaffung und geistigen Uebersättigung, an der die griechisch-römische Welt kränkelte. Dagegen treten sie dem Christentum entgegen mit einer Fülle unentwickelter Anlagen und Naturgaben, die nur geheiligt zu werden brauchen, um die edelsten und schönsten Früchte zu erzeugen; mit einem schönen Eigentum natürlicher Tugenden und unverdorbener Sitten, mit einem einfachen, durch keine Ueberkultur verkehrten und verdorbenen Natursinn für Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, mit einem für das Ewige und Göttliche empfänglichen Gemüth, mit einer jugendlichen Empfänglichkeit und Werdelust, die wir als ein Erbgut unseres Volkes kennen lernten, namentlich aber mit einer

Fülle unverbrauchter Jugendkraft, welche nur auf das rechte Ziel hingelenkt zu werden braucht, um das Höchste und Schwerste zu vollbringen. Waren also die Griechen und Römer bei der Annahme des Christentums abgelebte Greise, so waren die Germanen frische und lebenskräftige Jünglinge; siechten jene langsam dahin an den Uebeln und Krankheiten des Greisenalters, so waren diese an Leib und Seele frische und gesunde Menschen; ging es mit jenen abwärts, auch als sie christlich wurden, so erhoben sich diese erst in dem neuen Lebensabschnitt zur Mittagshöhe ihrer Macht und Herschaft empor.

Im Ganzen fand also das Christentum bei unserm Volke einen guten Boden, in welchem der Same des Evangeliums fröhlich aufgehen und reiche und gute Früchte bringen konnte: es fand bei ihm gesunde natürliche Kräfte, unverdorbene gute Sitten, natürliche Tugenden, jugendlich frische und darum empfängliche Herzen. Das Christentum will ja den Einzelnen wie ganzen Völkern die volle Gesundheit des Lebens, des geistigen nicht nur, sondern auch des leiblichen Lebens geben, indem es ihnen Kräfte des ewigen Lebens mittheilt; es fängt zwar immer von Innen, von dem Lebensmittelpunkt an zu regeneriren, aber seine Wirksamkeit erstreckt sich auch auf die Peripherie des äußeren, leiblichen Lebens *): wo es daher bei einem Volke eine Fülle gesunder natürlicher Kräfte vorfindet, da kann es leichter seine Aufgabe erfüllen, weil es da das Vorhandene nur umzubilden und zu veredeln, zu weihen und zu heiligen, nicht aber erst den Mangel durch seine schöpferische Gotteskraft auszufüllen braucht. Letzteres war bei den Griechen und Römern der Fall; die Nothwendigkeit des Ersatzes ihrer verbrauchten natürlichen Kräfte erforderte aber von ihrer Seite die volle und ungetheilte Hingabe an das Christentum. Nur so konnte dieses bei ihnen ein Neues schaffen, das gesunkene Volksleben regeneriren. Aber nur bei Einzelnen wurde diese Bedingung erfüllt, die griechisch-römische Welt im Ganzen erfüllte sie nicht, sondern misbrauchte die Gabe Gottes in Christo zur Uebung ihrer Dialektik, darum wurde sie auch nicht durch das Christentum regenerirt und

*) Vergleiche meine Polemik gegen Stirm und Rudolf von Raumer in: „Griechentum und Christentum“ S. 334 und 339.

vor dem Untergange bewahrt. *) Bei den alten Deutschen stand die Sache anders: der Erfolg der christlichen Predigt war bei ihnen von vornherein nicht in gleicher Weise in Frage gestellt, sondern stand sicherer zu erwarten.

Die Deutschen traten dem Evangelium als ein frisches und kräftiges Naturvolk gegenüber — diese Thatsache hat aber auch für das Christentum eine andere, eine Schattenseite aufzuweisen. In seinen Erdentagen hat der Herr einmal das Wort gesprochen: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken." Dieses Wort hat sich in der Geschichte des Christentums tausendmal bestätigt. Er selbst hielt sich für gesandt zu den verlornen Schafen vom Hause Israel; Arme und Kranke, denen ihr geistiges und leibliches Elend zum vollen Bewußtsein gekommen war, nahmen ihn auf; die Gesunden dieser Welt, die Reichen und Vornehmen, und die da weiche Kleider trugen in der Könige Häusern, wiesen ihn ab, oder bekümmerten sich nichts um ihn. Die griechisch-römi- Menschheit hatte bei all ihren philosophischen und künstlerischen Mühen und Bestrebungen doch mit einem vollständigen sittlichen Verfall geendigt, sie hatte die herbe und bittere Erfahrung machen müßen, das sie durch nichts, durch keine Kunst und keine Wißenschaft das Heil aus sich selbst zu erzeugen vermöge. Diese Lebenserfahrung mußte sie zu gründlicher Selbsterkenntnis bringen und somit für die Aufnahme der Gabe Gottes in Christo empfänglich machen. **) Die Deutschen machten diese Erfahrung nicht in gleicher Weise, statt des Gefühls sittlicher Ohnmacht und sittlichen Elendes erfüllte sie in ihrem Naturzustand das Bewußtsein ihrer Kraft und Tüchtigkeit, das Gefühl des Wohlseins und der Gesundheit. Wie leicht konnte sich nun auch an ihnen das alte Wort bewahrheiten, daß die Gesunden des Arztes nicht bedürfen, wie leicht konnte auch bei ihnen das Gefühl der Kraft und Gesundheit ein Hindernis für das Christentum werden!

Um so schwerer fällt dieses Moment in die Wagschale, wenn wir Folgendes hinzunehmen. Die Griechen und Römer hatten, als

*) Vergleiche die Begründung dieses Satzes in „Griechentum und Christentum" S. 335.

**) Vergleiche „Griechentum und Christentum" S. 128.

das Christentum auftrat, an ihrem alten Glauben längst Schiffbruch gelitten, sie waren längst an ihrer alten Götterwelt irre geworden und glaubten nicht mehr an sie selbst, sondern nur noch an ein allwaltendes Schicksal: ein Glaube, der dem armen Herzen im Leben keinen Trost und im Sterben keine Hoffnung gab, wohl aber die brennende Sehnsucht nach etwas Beßerem weckte. Die alten Deutschen aber hingen, als das Evangelium kam, noch meist mit alter treuer Liebe an ihren Göttern, wenigstens im innern und im nördlichen Deutschland; nicht glaubenslos waren sie, als die Kunde von Christo, dem Weltversöhner, zu ihren Ohren und Herzen drang; bei ihnen war es, soviel wir wißen, noch nicht dahin gekommen, daß die Priesterinnen einander auslachten, wenn sie sich begegneten; bei ihnen war der ganze religiöse Cultus noch nicht, wie bei den meisten gebildeten Römern und Griechen, eine reine Unwahrheit geworden, sondern hatte noch seine Wahrheit in dem harmlosen und naiven Glauben des Volkes. Hier hatte die Religion ihre Stützen, die im Ganzen noch fest und unerschüttert standen, wenn auch einzelne Deutsche im römischen Kriegsdienste oder im Verkehr mit den Römern mit ihren väterlichen Sitten auch den Glauben ihres Volkes einbüßen mochten. Auf den Grenzgebieten Germaniens fand dieser Verkehr hauptsächlich statt, daher mußte auch hier der germanische Volksglaube zuerst Einbuße erleiden und durch die Zweifel des Unglaubens erschüttert werden. Gewiß gab es daher bei der Berührung mit den Römern nicht minder aufgeklärte und ungläubige Deutsche, wie es römisch gesinnte gab, die sich, wie Segest, der Schwiegervater, und Flavus, der Bruder Armins, kein Gewißen daraus machten, ihr Vaterland an die Römer zu verrathen. Aber das waren Ausnahmen: im Ganzen war die Religion nicht minder, wie die Freiheits- und Vaterlandsliebe eine das Leben beherschende Macht. Wie nun? mußte nicht den an ihren Göttern unverrückt festhaltenden Germanen die Annahme einer neuen Religion unendlich schwerer fallen, als den Griechen und Römern? Offenbar, und zwar um so schwerer, je mehr das Volk geneigt war, das Alte, ihm durch das Alter und die Ueberlieferung von den Vätern Ehrwürdige treu festzuhalten.

War aber die Lebensbeschaffenheit, in welcher die Germanen dem Christentum gegenüber traten, von der der griechisch-römischen

Menschheit wesentlich verschieden, so hatten unsre Väter andrerseits mit den Griechen und Römern das gemein, daß auch sie Heiden waren, als die Botschaft von Christo ihr Ohr traf. Diese Thatsache ist, so selbstverständlich sie scheint, von der allergrößten Wichtigkeit; eine Reihe der schwersten Folgen ergibt sich daraus.

Jedes Heidentum, weß Namens es auch sein mag, bildet zum Christentum, der Religion der Offenbarung im eminenten Sinne einen schroffen Gegensatz, also auch das altgermanische, soviel unverstandene Hindeutungen aufs Christentum auch sonst in demselben liegen mochten. Und so trugen auch die heidnischen Germanen als solche in ihrer Religion und Weltanschauung, in ihrem Charakter, in ihrer Sitte und Lebensweise eine Fülle von Elementen, durch welche sie zum Christentum in feindlichen Gegensatz gestellt wurden.

Werfen wir zunächst auf diese dem Christentum widersprechenden, feindlichen Elemente des altgermanischen Heidentums unsre Blicke, um dann später auch die andre, das Christentum ansprechende, ihm freundlich und urverwandtschaftlich zugeneigte Seite desselben näher kennen zu lernen.

Am deutlichsten und offenbarsten ist zunächst der Gegensatz in der Religion. Ein tüchtiger Kenner des deutschen Altertums, Rudolf von Raumer, sagt darüber*): „Wenn wir die ungetrübten Quellen des deutschen Heidentums mit unbefangenen Augen betrachten, so finden wir, daß es, im Ganzen genommen, denselben Gegensatz zum Christentum bildete, wie die Religion der Griechen und Römer. Mag man immerhin einzelne Berührungspunkte zwischen dem Glauben der alten Germanen und dem Christentum aufsuchen, mag man dieser theilweisen Analogieen wegen das deutsche Heidentum dem Christentum relativ näher rücken, als das griechische und römische: der wesentliche Gegensatz bleibt nichtsdestoweniger derselbe.“ Und worinnen bestand dieser? Wir brauchen ihn nicht weit zu suchen, er liegt auf der Hand. Die altgermanische Religion war Heidentum, das Christentum ist Offenbarung,

*) „Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache“ S. 276.

ja höchste Offenbarung, Selbstoffenbarung Gottes. Damit ist eigentlich der Gegensatz schon in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen. Denn das Wesen des Heidentums ist die Verehrung des Geschöpfes statt des Schöpfers, Verehrung der Natur, die geschaffen und geworden ist, statt des Geistes, der sie geschaffen hat und ewig ist. Seinen Ursprung hat das Heidenthum in dem durch ein göttliches Strafgericht *) auf sich selbst gewiesenen, verkehrten und verdunkelten Geiste des Menschen, der die Götter nach seinem Bilde schafft; das Christentum hat seinen Ursprung in der Selbstoffenbarung, Selbstentäußerung und Selbstmittheilung des wahren, des lebendigen Gottes, der die Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat und nicht will, daß Jemand verloren gehe, sondern daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Das altgermanische Heidentum war im Grunde Pantheismus, Mischung von Natur und Geist, von Gott und Welt; es kannte nur eine in der Natur und ihren Kräften wirksame, innerweltliche, Natur in sich, sich in Natur hegende „Gottheit", keinen über die Natur erhabenen, von der Natur unabhängigen, die Natur in selbstständiger Freiheit und freier Selbstständigkeit überragenden Gott, wie das Christentum, welches wesentlich Theismus ist. Doch, wenn wir sagen: die Germanen kannten nur eine in der Natur waltende und webende Gottheit, so darf das Wörtchen eine nicht betont werden, denn sie hatten ja in ihrem Glauben die Einheit des göttlichen Wesens, gleich den meisten heidnischen Völkern des Erdkreißes, eingebüßt und wußten nur noch von einer Vielheit göttlicher Wesen, in denen sich die verschiedenen Kräfte und Wirkungen des Naturlebens in mannigfaltiger Weise manifestiren. Das germanische Heidentum stand also in seiner Ausbildung als Polytheismus dem christlichen Monotheismus gegenüber. In dieser Eigentümlichkeit beruhte, wie leicht ersichtlich ist, ein starker Widerspruch gegen das Christentum, aber auch die eigentliche Schwäche der germanischen Religion, welche ihr kein anderes Schicksal garantirte, als das, welches Nebel und Dünste trifft, wenn die Sonne, die Königin des Tages, sich erhebt.

Das Christentum hat, wie Raumer nachgewiesen hat,**) eine

*) Röm. 1, 21.

**) „Die Einwirkung des Christentums auf die althochdeutsche Sprache", Stuttgart 1845.

Fülle neuer, christlicher Begriffe und Wörter in die deutsche Sprache eingeführt, — was deshalb kein Wunder ist, weil es eine Fülle neuer, alles menschliche Ahnen, Hoffen und Denken absolut übersteigender, göttlicher Gedanken in die Menschheit geworfen hatte, für welche nun jede Volkssprache die menschliche Form, den adäquaten Ausdruck entweder aus ihrem Wortschatze hergeben, oder neu schaffen und bilden mußte. Das Wort „Gott" fand nun zwar das Christentum schon vor bei den deutschen Stämmen, aber natürlich ohne den rechten, einzig wahren Inhalt, nur etwa in der Weise, wie die polytheistischen Griechen ihr θεός, die Römer ihr deus in volkstümlicher Ausdrucksweise anwandten. Das Wort war nur eine Form, aber eine schöne, würdige, edle Form, ein wirklich meisterhaftes Gefäß der Ehre, dem das Christentum erst den rechten, würdigen Inhalt gab.

Es sei hier eine Bemerkung über dieses bedeutungsvolle Wort gestattet, welches fortan, seit die Deutschen Christen wurden, gleichsam den Kern und Stern des neuen Glaubens in sich beschloß. Was einmal Jacob Grimm über das Wort Sünde bemerkt hat,*) es sei tausendmal leichter, eine Sünde zu begehen, als den Ursprung des Wortes zu erklären, das trifft auch bei dem deutschen Namen des Herrn Jehovah Zebaoth zu: man kann ihn tausendmal leichter misbrauchen, als seinen Ursprung erklären. Gewöhnlich leitet man Gott von „gut" her und findet damit Gott treffend als den absolut guten, als den Inbegriff aller sittlichen Vollkommenheit bezeichnet. Sieht man blos auf das Hochdeutsche, so scheint der Zusammenhang beider Wörter offenbar, denn auch das Althochdeutsche gibt beide Begriffe durch Got und gut wieder. Geht man aber weiter auf das Gothische des Ulfila zurück, wo „Gott" guth, unser „gut" aber gôds lautet, so ergibt sich eine Verschiedenheit des Vocals, welche wenigstens an einen unmittelbaren Zusammenhang beider Wörter nicht denken läßt. Doch mag ein mittelbarer, wie Jacob Grimm**) vermuthet, wohl stattfinden, für welchen uns aber in unserm jetzigen Sprachschatze die nöthigen Zwischenglieder fehlen. Um jener Schwierigkeit willen sucht die deutsche Gelehrsamkeit die Wurzel des Wortes Gott anderswo. Leo in Halle

*) In den theol. Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit.

**) Mythologie S. 12.

war meines Wißens der Erste, der sie im Zendischen qvadâta und Persischen khodâ fand. Das heißt so viel als: „von sich gegeben und gesetzt" und würde also nicht unpaßend Gott als den bezeichnen, der seines Wesens Grund und Quelle nicht in einem andern, sondern in sich hat. Doch hat auch gegen diese Ableitung ein besonnener Forscher, Friedrich Windischmann, gegründete Bedenken erhoben *) und seinerseits das Wort „Gott" vom Griechischen κεύθω abgeleitet, welches „verbergen" bedeutet. Damit würde also Gott als der Verborgene bezeichnet. Welch ein Gegensatz ist zwischen dieser Ableitung und jener ersten, wonach Gott die Güte und Liebe ist! Der christlichen Gottesidee ist offenbar jene Herleitung des Wortes Gott von „gut" am entsprechendsten, während die letztere (von κεύθω verbergen) ihr darum nicht zu entsprechen scheint, weil uns Christen Gott eben nicht mehr als ein Ferner und Verborgener gegenübersteht, sondern als ein solcher bekannt ist, der sich zu uns herabgelaßen, uns in Christo sein Herz voll Liebe und Erbarmen erschloßen hat. Wohl uns, dreimal wohl uns darum, daß wir nicht erst aus der Wortform uns den richtigen Gottesbegriff zu entwickeln haben. Auch wir würden, wie unsre Väter, dabei ewig irre gehen, wenn uns nicht der Eingeborne vom Vater verkündigt hätte, was das Wort Gott bedeutet. —

Doch sehen wir nun weiter, in welchem Verhältnis der germanische Charakter zum Christentum stand. Auch hier werden uns zunächst mehrere dem Evangelium feindliche Züge entgegentreten.

Als einen wesentlichen Zug im Charakter der alten Deutschen haben wir die Kampfes- und Kriegslust kennen gelernt. Wir sahen, wie sie sich den höchsten Gott Wodan namentlich als Kämpfer und Schlachtenlenker vorstellten; wir sahen, wie sie auch seine Umgebung, die Einherier, aus streitbaren und streitlustigen Helden bestehen ließen; wir sahen, wie sie Kampf und Streit und Blutvergießen nicht blos als würdigste Mannesarbeit in diesem Leben bezeichneten, sondern das Kampfgewühle und Schwerterklirren und Wundenschlagen auch in das Leben nach dem Tode übertrugen, um ihm Reiz und Annehmlichkeit zu verleihen; wir sahen,

*) Der Fortschritt der Sprachkunde, S. 19.

wie sie den Begriff der Frömmigkeit vollständig in dem der Tapferkeit aufgehen und nur den zu Walhalla's Freuden hingelangen ließen, der hienieden viele Feinde erschlagen hatte und selbst des blutigen Waffentodes auf der Walstatt gestorben war. Christus aber ist ein Friedefürst, wie er schon im Alten Bunde von Jesajas zum Voraus bezeichnet, und bei seinem Eintritt ins Erdenleben von den himmlischen Heerschaaren begrüßt wurde. Wie fremd und wunderlich mußte doch das Evangelium des Friedens jenen Helden des Kampfes und Blutvergießens vorkommen! Wie seltsam und unbegreiflich mußte es für die Kampf- und Fehdelustigen sein, wenn ihnen nun verkündigt ward, daß hinfort Friede, ewiger Friede auf Erden sein und alle Fehd' ein Ende haben solle; wenn sie hörten, daß Gott nicht ein Gott der Schlachten und des Krieges, sondern ein Gott des Friedens sei! Wie schwer mußte es ihnen auf's Herz fallen, wenn sie vernahmen, daß es dieses Friedensgottes uraltes und heiliges Gebot sei: „Du sollst nicht tödten!" Wie mußte es so ganz ihren bisherigen Begriffen zuwiderlaufen, wenn sie hörten, daß Christus selbst in den entscheidungsvollen Augenblicken, wo die bewaffnete Schaar Hand an ihn legte, seinen Jüngern nicht erlaubt habe, seine Person mit dem Schwert zu vertheidigen, vielmehr zu dem, der es unternahm, gesprochen habe: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen!" Wahrlich, dieses Verhalten des Herrn mußte unsern heidnischen Vorfahren ein schwerer Stein des Anstoßes und Aergernisses sein. Ueberhaupt aber konnte ihnen Christus, so wie er ist, in seiner stillen Größe als Lamm Gottes, das dahingeht und willig duldet und blutet und stirbt und verstummt vor seinen Peinigern, nicht anders als eine unbegreifliche Gestalt erscheinen: ein Christus, die goldne Herscherkrone statt der Dornenkrone auf dem Haupte tragend, im Glanze weltlichen Ruhmes und unbezwingbarer Tapferkeit prangend, wäre ihnen eine weit anziehendere Erscheinung gewesen. Es wird uns berichtet, daß der Frankenkönig Chlodwig, als er bei der Betrachtung der Leidensgeschichte hörte, wie die Kriegsknechte den Herrn gelästert und mit Fäusten ins Gesicht geschlagen haben, die Faust ballte und zornentbrannt ausrief: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte diese Elenden züchtigen wollen!" Da sehen

wir, welche Gefühle und Empfindungen die Leidensgeschichte in einem germanischen Herzen wachrufen mußte. Von demselben König wißen wir, daß er hauptsächlich durch seinen Sieg über die Allemannen bei Zülpich 496 bewogen wurde, zu dem Christentum überzutreten. Dem Gott der Christen, den er im heißen Schlachtgewühle angerufen, glaubte er nämlich diesen Sieg zu verdanken. Hatte er vorher auch allen Zureden seiner Gemahlin Clotilde widerstanden: jetzt, da er den Christengott als Schlachtenlenker und Siegverleiher kennen gelernt hatte, war sein Uebertritt entschieden. —

Wie aber, so fragen wir nun, stand es mit den nicht minder kriegerischen Söhnen Germaniens, welchen eine solche Gelegenheit von zweifelhaftem Werthe, Christus als Schlachtenlenker kennen zu lernen, nicht zu Theil wurde, denen er sich vielmehr blos im Bilde der Evangelien, als Arzt und Heiland der Seelen, als König der Wahrheit, sanftmütig und von Herzen demütig, aber ohne allen äußern Glanz, ja ohne Gestalt und Schöne darstellte? Mußte das Wort von ihm und seinem Kreuze nicht für gar Viele ein Stein des Anstoßes werden? Wie charakteristisch ist es doch auch für die alten Deutschen, daß sie, als sie nun den neuen Glauben angenommen hatten, sich Christum am liebsten als einen streitbaren und siegreichen K r i e g s f ü r s t e n dachten, der an der Spitze seiner getreuen Dienstmannen daherzieht! Daß Christus in dieser Weise im altsächsischen H e l i a n d erscheint, ist bekannt.

War ein Germane durch einen andern getödtet worden, was bei der allgemeinen Rauflust oft genug vorgekommen sein mag, so war für die Verwandten des Getödteten die B l u t r a c h e heilige Pflicht. Niemand entband sie davon, sie mußten dieselbe ausüben, selbst wenn der Schuldige ein naher Seitenverwandter war, selbst wenn ihr eignes Leben dabei in die augenscheinlichste Gefahr kam. Selbst den Frauen lag diese furchtbare Pflicht ob; sie auszuführen und dem Feinde den scharfen Stahl ins Herz zu stoßen, galt als ruhmvoll, als Tugend. Welch einen größeren Contrast zu dieser blutigen Sitte kann es geben, als das Gebot Christi: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel"? In der That dieses Gebot der Feindesliebe war zu der Sitte der Blutrache ein so scharfer und

schroffer Gegensatz, wie er nicht größer gedacht werden kann; zwischen jenem Gebot und dieser Pflicht ist eine Kluft wie zwischen Himmel und Hölle. Wie man auch die Feinde lieben könne, wußte die Menschheit überhaupt vor Christo nicht, allgemein glaubte man: „Auge um Auge und Zahn um Zahn" das sei das Rechte: erst von Christus, der mitten in den Todesqualen vom Holze des Fluches herab für seine Mörder betete, hat die Menschheit gelernt, daß man auch die Feinde lieben müße. Wie man es könne, das lernen auch jetzt nur Wenige, den natürlichen Menschen erscheint noch jetzt die Wiedervergeltung natürlich, die Rache süß, und das Gebot der Feindesliebe geht ihnen sehr schwer ein. Wie unendlich schwer mußte es erst unsern heidnischen Vätern eingehen, die an die Blutrache, als eine den Göttern wohlgefällige Pflicht, so ganz gewöhnt waren! Fürwahr, die Rache aus der eignen, kampfgeübten Hand wegzugeben und ganz in die Hand Gottes zu legen, dessen die Rache ist, das mußte einem deutschen Manne schwerer fallen, als die Herausgabe seiner Habe. —

Denken wir uns einmal den Fall, daß ein christlicher Glaubensbote zu einem Gelage altdeutscher Männer tritt, wo der unmäßige Genuß des Meth's die Köpfe erhitzt und die Theilnehmer bereits zu Zank und Streit, der in blutigem Kampf zu enden droht, entflammt hat; denken wir uns, daß der Bote Christi in solch eine Versammlung die Mahnungen des Apostels: „Seid mäßig und nüchtern", Saufet euch nicht voll Weins"! oder aber das Wort: „Habt mit allen Menschen Friede" hineinruft. Werden sie ihn hören? Werden sie ihm folgen, selbst wenn sie schon von Christo wißen? Im Gegentheil, sie werden nicht anders von ihm urtheilen, als weiland die Athener von Paulus. Warum? Nun einfach deshalb, weil solche Gebote der Nüchternheit und Friedfertigkeit den starken natürlichen Neigungen ihres Herzens den Krieg erklären. So stark nun bei den Deutschen jene Neigung zur Unmäßigkeit im Trinken und jene Rauflust war, so groß und schwer war der Kampf, den das Christentum damit zu bestehen hatte.

Daß das Christentum auch bei den Deutschen einen natürlichen, verkehrten Sinn umzubilden, bei dem aus natürlichem und darum sündigem Fleische gebornen Volke eine Wiedergeburt aus dem Geiste zu vollziehen hatte, sehen wir auch, wenn wir

noch die altgermanischen Begriffe von Tugend und Sünde ins Auge faßen. Tugend und Tapferkeit waren unsern Vätern ein und dasselbe; nur der tapfere Mann galt ihnen als ein tugendhafter, edler und achtungswerther Mann; ja sie gingen hierin so weit, daß sie die ganze sittliche Würde des Mannes ohne Weiteres nach seinem Muthe und seiner Tüchtigkeit im Kampfe maßen. Der Tapfre erndtete den Ruhm seiner Thaten und war sich seines Ruhms mit Freude und Stolz bewußt. Und dieser Stolz befremdete Andre so wenig, wie der kühne Trotz auf die Stärke seines Armes; dieser Trotz und dieser Stolz schienen die notwendigen Attribute der Tapferkeit, der Tugend zu sein. Wie himmelweit ist doch hiervon verschieden, was im Christentum als Tugend gilt! Da gibt es im Grunde nur eine Tugend, die zum Eintritt in das Reich Gottes geschickt macht und die Mutter aller andern guten Eigenschaften eines Christen ist: die Demuth. Der Herr hat sie gemeint im Eingang der Bergpredigt, wenn er spricht: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.“ Augustin hatte Recht, wenn er auf die Fragen, welches die erste, die zweite und die dritte christliche Tugend sei, immer wieder antwortete: die Demuth! Diese einzige christliche Tugend besteht aber nun wesentlich in dem Bewußtsein, daß man vor Gott Nichts hat, worauf man trotzen, nichts hat, worauf man trauen und bauen kann; in dem Bewußtsein, daß man vor Gott von Natur und aus sich keine Tugend hat, die dem Herrn gefallen könnte, und offenbart sich dann weiter in dem Leidtragen über die Sünde und in dem Herzensverlangen nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. So ist auch der christliche Tugendbegriff ein absoluter Widerspruch gegen die Vorstellung unserer heidnischen Väter.

In nicht minder großem Widerspruch zu dem christlichen stand der altgermanische Begriff der Sünde: Das deutsche Volk war ernst und tief genug, um von der Sünde überhaupt als einer zu sühnenden That einen Begriff zu haben. Aber in allen Fällen, in welchen der Tod als Strafe eintrat, hatte der Schuldige doch nur am Vaterland oder an dem Familienleben, also an seinen Volksgenoßen gesündigt; der Begriff der Sünde und Schuld verharrte also in dem rein menschlichen Kreiße des Daseins, eine darüber hinausgehende Beziehung auf Gott fand nicht statt; während

nach christlichen Begriffen eine That erst dadurch zur Sünde wird, daß dadurch die heilige Majestät des göttlichen Willens verletzt wird. Wir nehmen hier dasselbe wahr, wie bei den Griechen und Römern: wie sie von Pflichten gegen die Gottheit kaum eine Ahnung hatten, so wußten sie auch nichts von der Sünde als einer Verletzung der Gottheit. Die höchste Beziehung der Sünde war allen Heiden verborgen.

Doch genug des Beweises, daß im altgermanischen Heidentum viele Elemente lagen, welche dasselbe in schroffen Gegensatz zum Christentum stellten und bei dem Eindringen des Christentums einen gewaltigen Kampf der Geister hervorrufen mußten.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der andern, dem Christentum zugewandten, befreundeten Seite des germanischen Heidentums, suchen wir nun in der Religion, dem Leben und Charakter unsrer Väter auch die Punkte auf, an welche das Evangelium von Christo anknüpfen konnte.

Was zuerst wieder die Religion anlangt, so rühmt schon Tacitus die Geistigkeit des deutschen Gottesdienstes. Er sagt *): „Sie halten es der Hoheit der Himmlischen nicht für angemeßen, sie in Wände einzuschließen, oder irgend in Gestalt menschlichen Antlitzes abzubilden. Haine und Gehölze weihen sie ihnen und rufen unter göttlichen Namen jenes unerforschliche Wesen an, das nur ihr ehrfurchtsvolles Gemüth erkennt." In dieser Beziehung stand das germanische Heidentum auf einer hohen Stufe, fast auf einer höheren, als die griechisch-römische Welt. Als Paulus in Athen, dem Mittelpunkte der griechischen Culturwelt, mit der Predigt des Evangeliums auftrat, da mußte er erst der Wahrheit Raum schaffen, daß Gott nicht wohnet in Tempeln, von Menschenhänden gebaut **): in Deutschland hätte er das nicht nöthig gehabt; die Ueberzeugung, daß Gott Geist ist und darum nicht an irgendwelche Oertlichkeit gebunden, wäre seiner Predigt von vornherein entgegengekommen. Die Geschichte der Ausbreitung des Christentums bezeugt, daß den Heiden, welche gewohnt sind, die Gottheit in allerlei Gestalten und Bildern mit leiblichen Augen zu schauen

*) Germania Cap. 9.
**) Apostelgeschichte 17, 24.

und sie nur an bestimmten Orten, z. B. auf hohen Bergen, gegenwärtig zu denken, die Lehre, daß Gott ein Geist ist und die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten müßen, sehr schwer fällt zu faßen und zu begreifen, weil sie ihrer ganzen sinnlichen Anschauungsweise widerstrebt. Es kostet daher die Glaubensboten viele Mühe, ein Volk erst von dieser niedrigen Stufe der sinnlichen zu einer rein geistigen Vorstellungs- und Betrachtungsweise göttlicher Dinge emporzuziehen, — weiß man doch, daß der edle Hans Egede in solchem Bemühen sich dazu bequemen mußte, den Grönländern die göttlichen Dinge mit Kreide aufs Brett zu zeichnen, weil sie ihnen sonst ganz verschloßen geblieben wären. Man muß sich solche Thatsachen vergegenwärtigen, um den großen Vortheil zu ermeßen, den die geistige Vorstellungsweise unserer Väter der Verkündigung des Evangeliums darbot.

Als noch kein einziger germanischer Volksstamm zum Christentum übergetreten war, in jener Zeit, da das sinkende antike Heidentum mit dem Christentum noch jenen dreihundertjährigen, blutigen Riesenkampf kämpfte, und die römischen Imperatoren ihre ganze Macht aufboten, um die neue Religion von dem Erdboden zu vertilgen; in jener Zeit, da man im römischen Reich die Germanen zumeist nur noch als streitbare, starke Barbaren kannte, die die Grenzen des Reiches fort und fort durchbrachen und der stolzen Weltbeherscherin Rom ihre blutige Krone vom Haupte zu schlagen drohten — in jener Zeit schon haben die im römischen Staate unter Druck und Verfolgung lebenden Christen in den Germanen gerade wegen der Geistigkeit ihres Gottesdienstes eine gewiße Geistesverwandtschaft erkannt. Das beweist folgende Thatsache. Nach jener grausamen Verfolgung, die der Kaiser Decius (249—251) über die Christen verhängte, verfaßte Commodianus, ein christlicher Philosoph in Afrika, ein Gedicht, in welchem er mit fast prophetischer Gewißheit dem heidnischen, nach Christenblut lechzenden Rom seinen nahe bevorstehenden Untergang vorausverkündigt. Diesen Untergang bezeichnet der christliche Dichter als ein göttliches Strafgericht. Wer aber sind die berufenen Vollstrecker desselben? Germanen sind es, Gothen, die in ungeheuren Schaaren von der Donau her ins römische Reich hereinbrechen. Sie werden, obwohl Heiden, als Rächer der unschuldig gemordeten Christen auf-

treten, die schwelgerischen und nichtige Götzenbilder verehrenden Römer verfolgen; die bisher unterdrückten Christen aber, welche wie sie keine Götterbilder verehren, als Brüder begrüßen und freundlich behandeln. *)

In den Religionsvorstellungen der Germanen lagen, auch abgesehen von dieser Geistigkeit ihres Gottesdienstes, viele Züge, in welchen die christliche Predigt bequeme Anknüpfungspunkte fand. Auf Einzelnes ist bereits früher schon hingedeutet worden; hier sei nur noch beispielsweise darauf hingewiesen, mit welcher Klarheit und Bestimmtheit die altgermanische Glaubenslehre ein ewiges Leben, eine Vergeltung nach dem Tode, eine endliche Scheidung der Guten und Bösen in Aussicht stellte. Mag auch der Maßstab, mit welchem der Mensch im Jenseits gerichtet wird, hier ein verkehrter sein, mögen auch die Vorstellungen von Walhalla und der Waßerhölle von dem Himmel und der Hölle unserer Bibel im Einzelnen noch sehr abweichen: daß die Idee eines ewigen Lebens und einer nach den Werken dieser Erdentage sich vollziehenden Vergeltung überhaupt und mit solcher Stärke und Bestimmtheit im germanischen Geiste lebendig war, dadurch mußte notwendig dem aufs zukünftige Leben den Hauptaccent werfenden Christentum der Eingang erleichtert werden. Auch die Griechen hatten ursprünglich solche bestimmte Vorstellungen von dem zukünftigen Dasein der Menschen; als aber das Christentum zu ihnen kam, waren jene Ideen bei den Meisten mit dem ganzen Götterglauben zu jenem Aschgrau eines todten Schicksalsglaubens zusammengeschrumpft und erblaßt, in welchen wir die Religionsgeschichte der antiken Welt auslaufen sehen. **) Wie aber bei den Germanen der alte Götterglaube überhaupt noch festere Wurzeln hatte, als sie Christen wurden, so auch der Glaube an ein ewiges Leben. Fand das Christentum die Griechen und Römer meist als Menschen des Diesseits und der Gegenwart, als Menschen, die ohne die lebendige Hoffnung eines

*) Die Stelle lautet nach Bunsen, Hippolytus II. S. 658:
Hi tamen gentiles pascunt Christianos ubique
Quos magis ut fratres requirunt gaudio pleni
Nam luxuriosos et idola vana colentes
Persequuntur enim et senatum sub jugum mittunt.

**) Vergleiche mein Buch „Griechentum und Christentum“ S. 96.

ewigen Lebens diese wenigen, ihnen vom Schicksal gegönnten Erdentage ängstlich auszukosten und auszugenießen strebten, so fand es unsre heidnischen Väter als Menschen mit einer Zukunft, mit einer lebendigen Hoffnung höheren zukünftigen Daseins.

Das aber ist hier auch nicht gering anzuschlagen, daß die alten Deutschen in ihre Waßerhölle außer den Feigen namentlich Meuchelmörder, Meineidige und ruchlose Zerstörer eines fremden Familienlebens verwiesen. Das gibt ein schönes Zeugnis von ihrem tiefen sittlichen Bewußtsein, an welchem das Christentum jedenfalls einen günstigen Boden fand. Gründet sich doch noch jetzt der Glaube an Gott und göttliche Dinge so sehr auf das sittliche Bewußtsein, daß ein Mensch durch keine noch so triftigen Beweisgründe zum Glauben zu bringen ist, bei welchem das sittliche Bewußtsein eine Verwüstung erlitten hat!

Von der ursprünglichen Stärke dieses sittlichen Bewußtseins im altgermanischen Geiste zeugt es auch, wenn den guten Göttern nicht blos die feindliche Riesenwelt, sondern in Loki auch ein böses Princip entgegengestellt wird, dessen Lust es ist, überall, unter Göttern und Menschen, Unheil zu stiften und Verderben zu säen. Die christliche Lehre vom Vater der Lüge fand hier einen Punkt, wo sie anknüpfen konnte. Ob sich nicht auch in Baldurs, durch Loki's Tücke und Bosheit verursachtem Tod eine, wenn auch entfernte Analogie zu dem Tode des Gottmenschen, der nach der Schrift ja auch nicht durch des Vaters Zorn, sondern durch die Herschaft der Macht der Finsternis herbeigeführt wurde, lag, läßt sich hier wohl fragen; doch sind wir über die Predigtweise der christlichen Glaubensboten nicht genug unterrichtet, um wißen zu können, ob diese und andre Züge der deutschen Göttersage in Wirklichkeit zu Anhaltspunkten des neuen Glaubens benutzt wurden. Aber geschah dieses auch nicht, so boten sich den Germanen solche Bestandtheile ihres alten Glaubens schon von selbst, und ohne daß sie sich dessen auch immer klar bewußt wurden, als Stützpunkte für den neuen Glauben dar, so daß ihnen der völlige Uebergang zum Christentum dadurch wesentlich erleichtert wurde.

Von der Größe und Allgemeinheit des sittlichen Verderbens in der Welt hatten unsre Väter, wenn auch kein klares, die

Sünde in ihrem innersten Wesen durchschauendes Bewußtsein, so doch ein starkes und mächtiges, ahnungsvolles Gefühl. Das beweiset, daß sie seine Herschaft bis in die Götterwelt hineinragen ließen. Loki ist die Personification desselben. Er weilt unter den Göttern. Diese waren einst unschuldig und spielten, ohne die Goldgier zu kennen, harmlos und heiter mit goldnen Würfeln, aber sie fielen, indem sie sich mit dem Geschlecht der Riesen verbanden und die Gier des Goldes kennen lernten. Damals trat Loki in ihren Kreiß. Sein Geschlecht, das im Weltdrama fortan eine große spielt, ist sehr zahlreich. Seine Tochter Nott hat mit dem finstern und lieblosen Naglfari einen Sohn erzeugt, der Audr heißt. Audr aber heißt Reichtum, und so sehen wir bei unsern heidnischen Vätern ein Bewußtsein davon, daß Goldgier und Mammonsdienst vom Argen, der ursprünglichen Ordnung der Dinge fremd und erst in Folge einer Ursünde in die Menschheit gekommen sind. Welch ein schönes Zeugnis für die Idealität des germanischen Geistes liegt doch in solchen Zügen der Mythologie! Wahrlich, da sehen wir ein Volk, das höhere Güter kennt, als Geld und Gut; das edlere Bestrebungen weiß, als goldhungrig den Staub der Erde zu lecken! Scharf und bestimmt hat der Herr zu wiederholten Malen Reichtum und Mammonsdienst als eins der größten Hindernisse für den Eintritt ins Reich Gottes bezeichnet: wir sehen, bei einer solchen Weise vom „Gold" zu denken, bei einer solchen idealen Geistesrichtung war dieses Hindernis für unsre Väter fast gar nicht vorhanden.

Von unendlich größerer Bedeutung aber als alle diese Einzelheiten war der prophetische Charakter der altgermanischen Religion überhaupt. Unsre Väter waren Heiden, aber ihr Heidentum ruhte nicht auf dem, meist bei andern Völkern trotz aller Beweisgründe mit der größten Hartnäckigkeit geltendgemachten Wahn der innern Vollkommenheit und Unübertrefflichkeit ihrer Religion, sondern es trug das zwar schmerzliche, aber doch zukunft- und segensreiche Bewußtsein in sich, daß es eine noch unvollendete und unvollkommene und darum vorübergehende und dem Tod geweihte Erscheinung sei; ja noch mehr, es wies bereits bestimmt darauf hin, daß einst nach dem Untergang der alten kriegerischen Götterwelt der höchste, mächtige und starke Gott selbst, der ein

Gott des Friedens ist, kommen und ein neues Reich gründen werde, in dem Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küßen. So groß auch bei unsern Vätern die Lust und Freude am Kampf war: sie hat ihnen doch nicht die Aussicht auf ein ewiges Friedensreich versperrt, welches ein Höherer, als ihre Götter waren, auf Erden gründen sollte.

Wie sehr mußte doch dieser teleologische, auf ein höheres Ziel hinweisende Charakter ihrer Religion unsern Vätern ein Weg zum Christentum werden! Durch solche Ideen war ja in den deutschen Herzen der Boden für die Saat des Evangeliums schon fein zubereitet. Da hatten es ja die Glaubensboten unendlich leichter, als Paulus bei den Atheniensern, da er ihnen den unbekannten Gott verkündigte, dem einer von ihren Altären geweiht war. Da brauchten die Boten Christi ja nur zu sagen: „Sehet, den Euch bisher noch unbekannten höchsten Gott, den Eure Seherin noch nicht zu nennen wagte, den Gott, der höher ist als Eure Götter, auf den Eure ganze Religion wie mit aufgehobenem Finger hinweist, den Gott des Friedens, der nicht Lust hat am Tode des Sünders, sondern will, daß er sich bekehre und lebe: den verkündigen wir Euch. Das Alte ist nun vergangen und ein Neues geworden, das Weltalter Eurer Götter ist vorüber, die Nacht Eures Heidentums ist hin, die Sonne der Gnade bricht nun hervor: wohlauf, werdet Licht und erquicket Euch an ihrem Scheine!" Wie mußte nicht auf solche Predigt das deutsche Volk begierig aufmerken, wie mußte es nicht jetzt erfüllt sehen, was bisher nur als dunkle Ahnung in seinem Bewußtsein geschlummert hatte, wie mußte es nicht willig und freudig in dem Friedefürsten den begrüßen, von welchem einst die Völuspa geweissagt hatte!

Auch die griechische Mythologie hat viele Gedanken, Züge und Bilder, die der christlichen Wahrheit als Anknüpfungspunkte dienen konnten und mußten, aber, so wie die germanische, wies doch die griechische Göttersage nicht auf ein höheres Zukünftiges hin, sie hatte nicht diesen teleologischen Charakter. Hierin steht die germanische Mythologie unbedingt über der griechischen, weil sie eben dadurch unwillkürlich ein Wegweiser und Führer zu Christo, ein παιδαγωγὸς εἰς χριστὸν wurde.

Und doch, noch weit bestimmter und durchgreifender, als in einzelnen Zügen und Lichtpunkten der Göttersage stellt sich in der Lichtseite des germanischen Charakters eine Prädisposition für das Christentum dar.

Als ein Volk der Gesinnung, als ein Volk, welches die Objecte nicht mit dem kalten, mäkelnden Verstande, sondern vor Allem und zuerst mit einem warmen Herzen ergreift, als ein Volk, in welchem das innerste und unmittelbarste Geistesvermögen, das Gefühl, das Gemüth die vorherschende Macht im Geistesleben ist, so daß es von den Außendingen auch immer hier, in dem Centralpunkt des Menschenwesens, mehr oder weniger berührt wird, haben wir das deutsche Volk kennen gelernt. Wir sahen, wie sich durch diese geistige Eigentümlichkeit, die man nicht unpassend als Gemüthlichkeit oder Herzlichkeit bezeichnen könnte, der Deutsche sowohl von dem speculativen Griechen, wie von dem willensstarken, vor Allen zum Herschen, Ordnen und Befehlen berufenen Römer unterscheidet. Wir sehen jetzt leicht, welche große Bedeutung diese Eigenschaft des germanischen Charakters für die Religion überhaupt und für das Christentum insbesondere hat.

Die Religion ist wesentlich Sache des Herzens und Gemüthes. Zwar nicht ausschließlich: sie will den ganzen Menschen in seinem ganzen Empfinden, Denken und Wollen ergreifen, durchdringen und heiligen, aber das Gemüth ist doch die Seite des menschlichen Geistes, wo sich das Göttliche am unmittelbarsten mit dem Menschen berührt, gleichsam das innerste Heiligtum des menschlichen Geistes, wo das Licht von Oben am ersten eindringt und entzündet. Das Christentum insbesondere wendet sich an diese innerste Lebenssphäre des menschlichen Geistes und fordert Glauben. Dieser Glaube aber ist seinem innersten Wesen nach nichts anders als Gesinnung, Vertrauen auf Gottes Gnade, ein in dem innersten Grunde des Herzens entspringender Act der Hingabe und der Hinnahme, ein Act, durch welchen der Mensch auf die unmittelbarste Weise zu Gott in Beziehung tritt, die heilsame Gnade Gottes ergreift und von ihr ergriffen wird. Nicht der berechnende Verstand, nicht der starke Wille ist der nächste und unmittelbarste Träger des Glaubens — so sehr auch beide weiterhin dadurch bestimmt werden,

— sondern das Gemüth, das Herz. Darum hat der Herr die Kinder, bei welchen Intelligenz und Willenskraft noch zurücktreten, das Herz aber mit seiner Liebe und Hingabe ganz vorwiegt, als Erben seines Reiches selig geprießen, weil ihnen offenbar wurde, was den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen blieb; darum hat er für uns alle die Umkehr zum Kindersinn als die notwendige Bedingung für den Eintritt ins Reich Gottes hingestellt.

Erwägen wir dieses, so müßen wir einsehen, wie gerade der deutsche Geist ein wohlzubereitetes Gefäß fürs Christentum war. Noch mehr muß uns das einleuchten, wenn wir hinzunehmen, daß gerade auch Ernst und Tiefe wesentliche Eigenschaften dieses Geistes waren. Das Christentum, in welchem es sich um die Versöhnung des sündigen Menschen mit dem heiligen Gott handelt, verlangt den ganzen und vollen Ernst, dessen ein Menschenherz nur fähig ist. „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern", heißt es hier. Daher kommt es, daß Naturen, die der geistigen Fähigkeit entbehren, sich anzustrengen, alle Leibes- und Seelenkräfte anzuspannen, um ein Ziel zu erreichen, das ganze Leben daran zu setzen und zu wagen, ja das Leben hinzugeben und zu verlieren, um es wiederzugewinnen — daß solche ernst- und energielose Menschen auch schlechte Christen sind. Das Christentum ist nicht eine Sache, die man heute haben, morgen bei Seite legen und übermorgen wieder annehmen kann: es verlangt ganze, ungetheilte Hingabe des ganzen Menschen, eine Hingabe von ganzer Seele und aus allen Kräften, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe; eine Hingabe nicht blos für Augenblicke, nicht blos für Tage und Stunden, sondern fürs ganze Leben; eine Hingabe nicht blos für heitere und sonnige Tage, sondern gerade eine Hingabe für die Tage des Leidens und der Schmerzen, des Kampfes und der herben, bittern Noth; ja der Weg, auf den es den Menschen stellt, ist gerade ein steiler und dorniger Pfad, der schmale Weg der Selbstverleugnung und der Weltüberwindung: es gehört darum ein sittlicher Ernst, ein Muth, eine Tapferkeit dazu, um ein Christ zu sein oder zu werden, wie dieß sonst zu Nichts in der ganzen Welt erforderlich ist. Wie das die tägliche Erfahrung lehrt, so hat es auch schon ein altdeutscher Dichter, Konrad von Flecke, treffend ausgesprochen: Er sagt in „Flos und Blankflos" v. 26—34:

Jh waen man manegen funde,
der gerne frum waere,
wan daz in dunket swaere
ob er umbe frümekeit
kumber oder arbeit
iemer solte gewinen
dâvon so muoz er minnen
durch sînen swachen muot
swaz sînem lîpe sanfte tuot.

Der deutsche Geist war solchen Ernstes fähig, er war gerade zu solcher völligen Hingabe an ein Object, zu solchem tapfern und muthvollen Ringen nach einem Ziele, zu solchem Einsetzen des ganzen Lebens um eines Preises willen angelegt und geschaffen, darum also für das Christentum aufs Beste vorgebildet und zubereitet.

Religiöse Erkenntnis unterscheidet sich dadurch von aller andern Erkenntnis, daß sie nur auf dem Wege der Selbsterfahrung, des Selbsterlebens lebendiges Eigentum des Menschen wird. Die erste große Bedingung im Christentum, von deren Erfüllung seine ganze Wirksamkeit, sein ganzer Segen abhängt, ist daher auch eine Erfahrung, die schmerzliche Erfahrung von der Sünde und dem natürlichen Unvermögen, den heiligen Gotteswillen zu vollbringen. Ohne diese große Höllenfart der Selbsterkenntnis ist die Himmelfart der Gotteserkenntnis ein Ding der Unmöglichkeit, ohne diese lebendige Erkenntnis aber hat Niemand Theil am ewigen Leben. Das Christentum verlangt also Tiefe, Gründlichkeit, die Fähigkeit und Willigkeit von der Oberfläche des äußeren Thuns in die Tiefen des eignen Herzens hinabzusteigen, um da die Quelle des großen Uebels zu suchen und zu finden, um da die schmerzvolle Erfahrung zu machen, daß das natürliche Herz im innersten Lebensgrunde krank und schwach ist und darum der Heilung durch höhere Hand, der Einsenkung eines neuen Lebensprincips bedarf. Der deutsche Geist ist von Natur gründlich und tief, fähig Etwas zu erleben und zu erlernen, er war darum auch, als ihm das Evangelium als heilsame Gabe Gottes dargeboten wurde, fähig die große Erfahrung von der eignen Hülfsbedürftigkeit zu machen, welche gleichsam die enge Pforte zum großen Gottesreiche ist.

Das Christentum ist seinem innersten Wesen nach kein Complex von Lehren und Moralgrundsätzen, sondern eine große Gottesthat: die Hingabe des Eingebornen zur Rettung der sündigen und darum gottentfremdeten Menschheit. Alles concentrirt sich daher in der Person Jesu Christi, in welchem das neue Gottesreich

nicht blos seinen geschichtlichen Ursprung, sondern immerdar sein Haupt, seinen Träger, seine Lebensquelle und seinen Lebensmittelpunkt hat. Er ist der Weinstock, wir Christen die Reben; er das Haupt, wir die Glieder. Alles, was man sonst als Lehre und Vorschrift, als Gesetz und Verheißung im Christentum bezeichnen mag, hängt so sehr an der Person Jesu Christi, daß es, abgelöst von dieser, ganz Werth und Bedeutung und Lebenskraft verliert, Blüthen und Blättern gleich, die vom Baume gepflückt sind und verwelken. Mit einem Wort: Das Wesen des Christentums ist Christus. Wer darum zum Christentum übertritt, der hat sich nicht etwa blos eine Reihe neuer Lehren anzueignen, auch nicht blos seinen Willen unter die Herschaft eines neuen Gesetzes zu stellen, der muß vielmehr zu Christo selbst in ein persönliches Verhältnis kommen, muß in ihm auch seinen Arzt und Retter erkennen und lieben, muß mit ihm selbst in innigste Lebensgemeinschaft treten, ihm selbst sich zu eigen ergeben, ihm dienen in neuem Gehorsam, ihm nachfolgen im Kampf gegen Sünde und Welt, im Leiden und Dulden, ihm treu bleiben mitten im Abfall der Menschen, ihm das Leben weihen, ihm leben, ihm sterben. Nur da erreicht das Evangelium seinen Zweck, wo der Mensch in dieses persönliche Verhältnis zu Christo kommt, in welchem sein Leben eine treue Nachfolge Christi wird und Christus selbst in ihm je mehr und mehr sich verklärt, in ihm eine Gestalt gewinnt.

Ist dieses persönliche Verhältnis zu Christo, dieses in liebevoller treuer Hingabe an ihn begründete Einswerden mit ihm dasjenige, was das Christentum in letzter Instanz will — will, weil nur auf diesem Wege der Eintritt in die Gnadengemeinschaft mit Gott möglich ist, — so sehen wir auch hier, und gerade hier recht deutlich, wie wohlzubereitet der germanische Geist für das Christentum war.

Das war von jeher deutsche Art, in den höchsten wie in den geringsten Dingen überall ein persönliches Verhältnis aufzusuchen, anzuknüpfen und festzuhalten. Für abstracte Ideen als solche, und seien sie noch so hoch, noch so tief, mag sich ein deutsches Herz nicht leicht begeistern, aber wenn eine große Persönlichkeit jemals als Träger einer solchen Idee auftrat, dann waren immer deutsche Männer frohbereit, Leib und Leben daran zu setzen.

Heutzutage, wo die Menschheit, auch die deutsche, weit äußerlicher, kälter, abstracter, mechanischer denkt und handelt, reden wir gerne und am liebsten von Ideen; wir reden z. B. von der Idee des deutschen Kaisertums und der Idee der Kreuzzüge. Aber dessen dürfen wir versichert sein, unsre Väter hatten, wenn sie einen Kaiser wählten, weniger eine abstracte Idee im Kopfe, als vielmehr das Bild irgend einer kaiserlichen Persönlichkeit, wie Karls des Großen, vor Augen und im Herzen, und wenn sie zu Hunderttausenden ins Morgenland zogen, so trieb sie dazu auch nicht eine kahle Idee, sondern die Liebe zu Christo, dessen Grab sie schmählich entweiht sahen. Diese angeborne Neigung, in allen Dingen eine persönliche Beziehung hervorzukehren und festzustellen, kam dem Christentum außerordentlich zu statten, ja sie fand in ihm erst so recht ihre Befriedigung, ihr volles Genüge.

Bisher hatte dieser germanische Trieb in dem persönlichen Verhältnis des Gefolgs- und Dienstmannen zu seinem Herrn, in der *deutschen Mannentreue* seine Befriedigung gefunden; jetzt trat an die Stelle menschlicher Herren und Heerführer der himmlische Herr und König, so reich und milde, so huldvoll und hehr, so mächtig und gewaltig, wie kein sterblicher Volkskönig jemals gewesen. Und was er forderte, war nichts andres als *Treue*, persönliche, vertrauensvolle Hingabe, Nachfolge zum Kampf gegen Welt und Teufel; und was er verhieß, war Theilnahme an seinem Reich, ein himmlisches Erbe und Lehen, unvergänglich, unbefleckt und unverwelklich, herlicher als alle Schätze und Güter der Erde. Wie mußten da die treuen deutschen Mannen sich angezogen fühlen, in die Gefolgsmannschaft dieses reichsten und mächtigsten, mildesten und freundlichsten Herrn aller Herren zu treten, wie mußte da ihr Trieb zu persönlicher Hingabe seine schönste Befriedigung finden. War es doch der Schönste unter den Menschenkindern, war es doch der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, war es doch der, vor dem auch die Engel ihre Kronen niederwerfen und ihr Angesicht verhüllen, dem hinfort die Treue der Gefolgsmannschaft bewiesen werden sollte.

Wir haben ein glänzendes Zeugnis dafür, daß der Uebertritt der Germanen zum Christentum wesentlich ein *Eintritt in die Gefolgsmannschaft Christi war*. Es ist dies der altsäch-

sische Heliand, dessen bereits oben gedacht wurde. Da sehen wir, wie unsre Väter nicht im Ceremonien- und Heiligendienst hängen blieben, sondern durch all dieses wilde Gestrüpp, das bereits um die Heilsquelle her aufgewachsen war, zu dem Kern und Mittelpunkt hindurchdrangen; da sehen wir, wie die Person des Erlösers selbst ihnen als das Wesentliche im Christentum in die Augen sprang; sehen, wie sie sich ihn so in echt deutscher Art als reichen und mächtigen Volkskönig vorstellten, der die Seinen zu Kampf und Sieg führt; sehen endlich, wie sie die gewohnte Mannentreue nun auf den Herrn, den „Christ Gottes", übertrugen und wie ihr Trieb zur Mannentreue hier wirklich sein volles Genüge fand. Der Heliand ist eine durch und durch volksmäßige, den Geist und Sinn des deutschen Volkes abspiegelnde, die Sprache des Volkes redende Dichtung: wenn daher irgendwo, so muß uns in diesem Zeugnis aus dem Volksleben die Beziehung offenbar werden, in welche sich der germanische Geist zum Christentum stellte. Wir sahen, es ist die glücklichste, die gedacht werden kann. Daß sie aber zustande kam, das war darin begründet, daß die germanische Welt in der gegenseitigen Treue zwischen dem Gefolgsmann und dem Gefolgsherrn ein sittliches Verhältnis kannte, welches nur in höherer Beziehung auf Christus übertragen zu werden brauchte, um augenblicklich das Christentum subjectiv in seinem eigentlichsten Wesen darzustellen.

Wie aber die germanische Vasallentreue auf Christum übertragen werden konnte, um hier in verklärter geheiligter Gestalt wiederzuerscheinen, so auch der edle Freiheitssinn unsrer Vorfahren. War ihnen die Freiheit das höchste Gut des Lebens, so bot sich ihnen im Christentum ja die Wahrheit dar, die uns frei macht und die Freiheit, die das Leben selber ist, d. h. das wahrhaftige, aus Gott geborne, ewige Leben. Liebten sie schon mit ganzem starkem Herzen die äußere Freiheit, welche in der Unabhängigkeit von dem Machtgebot eines andern besteht, also etwas Negatives ist, wie vielmehr mußten sie, wenn ihnen die Augen geöffnet wurden, den „Christ Gottes" freudig begrüßen und bei sich aufnehmen, der die Menschen recht frei machen, der sie durch Kampf zu der höchsten, inneren, zu der positiven und reelen Freiheit, zu der herlichen Freiheit der Kinder Gottes führt, welche sowohl Frei-

sein von der Sünde, als auch Gerechtigkeit, Friede und Freude in Gott ist! — Wahrlich, das germanische Freiheitsstreben fand auch erst in Christo sein volles Genüge! Andrerseits aber soll auch nicht geleugnet werden, daß, da die Kirche schon als Hierarchie unserm Volke gegenübertrat und ihre Diener nicht immer blos das sanfte Joch Jesu Christi, sondern auch das schwere Joch der römischen Hierarchie auf seinen Nacken legten, der trotzige Freiheitsdrang unsrer Väter, genährt durch die noch jugendliche frische Kraft des nationalen Heidentums, dem Evangelium einen großen Widerstand entgegensetzen konnte und mußte.

Nehmen wir nun noch endlich hinzu, wie bei unsern Vätern das Familienleben, diese Grundlage alles öffentlichen und socialen Lebens, rein und heilig gehalten wurde, wie es von strengen und unverbrüchlicheu Sitten umschirmt war, und bedenken wir, daß gerade die Familie der Boden ist, wo der Same des Evangeliums am ersten aufgeht und schöne Früchte bringt, so müßen wir zugestehen: In dem von heiligen und guten Sitten umschirmten und darum selbst reinen und keuschen Familienleben unsrer Väter fand das Evangelium von Christo einen so günstigen Boden, wie ihn die ganze antike Welt ihm nicht zu bieten vermochte. Diese ging gerade darum, wenn auch nicht durch, so doch trotz des Christentums zu Grunde, weil in ihr das Familienleben vollständig zerrüttet und entweiht, von den wilden Wassern unnatürlicher Laster überflutet war.

Und doch mußte der Eingang in das deutsche Familienleben selbst dem Evangelium schwer werden, weil es ja, wie das Volksleben überhaupt, von dem nationalen Heidentum so ganz durchdrungen und erfüllt war, weil die heidnische Göttersage und Volksdichtung gerade hier in der Familie die beste Pflegestätte fand, hier die tiefsten Wurzeln geschlagen hatte.

So sehen wir, wenn wir das Erörterte noch einmal überschauen, im Geiste und Wesen der Germanen einerseits viele Anknüpfungspunkte, andrerseits aber auch viele Hindernisse und und Hemmnisse für das Christentum, und wenn wir auch zugestehen müßen, daß das germanische Heidentum im Vergleich mit andern Völkern auf einer hohen Stufe stand und den besondern Beruf der Deutschen fürs Christentum deutlich documentirte: so

müßte uns doch bei dem Zusammentreffen und Kampf des Christentums mit dem Germanentum von vornherein der Ausgang ungewiß erscheinen, wenn wir nicht wüßten, daß das Evangelium, diese Gotteskraft zur Seligkeit, als solche die Welt überwindet und daß ihm die Heiden zum Erbtheil gegeben sind.



5.

Die Völkerwanderung und die Bekehrung der ausgewanderten deutschen Stämme.

Das römische Weltreich, welches allmälich alle Reiche des den Alten bekannten Erdkreißes in sich aufnahm, hatte die Bestimmung, dem Christentum zur schnelleren Verbreitung über die Erde den Weg zu bahnen. Ohne es zu wißen und zu wollen, erfüllten die Römer diesen Beruf, indem sie ein Land nach dem andern eroberten, ein Volk nach dem andern ihrer Herschaft beugten. Sie rißen damit zugleich die schroffen Scheidewände zwischen den Nationen nieder, verbreiteten ein Recht, eine Sprache, eine Cultur und arbeiteten so den Absichten Gottes, welche im Christentum offenbar wurden, in die Hände. Das war so Gottes Wille und Vorsehung, der in Christo, dem Eingebornen voll Gnade und Wahrheit, der hinsiechenden Menschheit das Heil bereiten wollte. Vergeblich war es da, daß nachher die römische Weltmacht sich gegen das eindringende Christentum stemmte und mit ihm dreihundert Jahre lang jenen blutigen und furchtbaren Riesenkampf kämpfte, dem die Geschichte der Menschheit nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hat; vergeblich war es, daß die römischen Imperatoren ihre ganze, ungeheure Machtfülle und alle Mittel römischer Staatsklugheit aufboten, um das Christentum zu überwältigen; vergeblich war es, daß sie mit blutiger Grausamkeit die Christen verfolgten und oft massenweise hinschlachteten: das Christentum war nun einmal eine

Gottessache und die Zukunft der Welt gehörte ihm, darum mußte es siegen.

Und es hat gesiegt. Jener furchtbare Galerius, der dem Christentum den Untergang geschworen hatte und mit einer wahrhaft satanischen Bosheit gegen seine Bekenner wüthete (303—311), mußte endlich, als er lebendigen Leibes in Verwesung überging, selbst noch die Fürbitte der Christen in Anspruch nehmen, und Julian, welcher es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, das Christentum zu untergraben und das Heidentum in erneuter und gereinigter Gestalt wiederherzustellen und dabei mit der feinsten Schlauheit und List zu Werke ging — auch Julian mußte endlich, als er im Krieg gegen die Perser tödtlich getroffen zu Boden sank, ausrufen: „Galiläer, du hast doch gesiegt!"

In jenem dreihundertjährigen Kampf mit der römischen Weltmacht mußte das Christentum für alle noch im Schatten des Todes sitzenden Völker den Beweis liefern, daß es nicht Menschenwerk, sondern eine Sache Gottes ist, und daß es darum die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Die Geschichte jenes Weltkampfes hat diese Wahrheit als Lehre für alle Zeiten und Geschlechter mit Glutbuchstaben in die Annalen der Menschheit geschrieben: wer Augen hat zu sehen, der siehet und lieset sie darinnen.

Wird jene Bekämpfung und Verfolgung des Christentums durch die römische Weltmacht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man bei der Betrachtung jener Verfolgungen nicht mehr ängstlich fragen, warum doch Gott jene gräuelvollen Verwüstungen seines Reiches zugelaßen habe, sondern vielmehr merken und einsehen lernen, wie auch jenes feindselige Verhalten der römischen Weltmacht gegen das Christentum nicht außerhalb des göttlichen Weltplanes lag, sondern in demselben begründet war, wie damit Rom den zweiten Theil seiner welthistorischen Aufgabe erfüllte. Hatte es vor Christus in dem dreihundertjährigen Weltkampf mit fremden Nationen dem Evangelium von Christo Wege gebahnt und zahlreiche Vehikel geschaffen, so lieferte es nach Christi Geburt wieder in einem dreihundertjährigen Kampfe von anderer Art der Welt den gewichtigen Thatbeweis, daß das Christentum aus Gott ist, weil ihm alle Mächte der Finsternis nichts anhaben können.

Als Rom auch nach dieser Seite seinen welthistorischen Beruf erfüllt hatte, da neigte sein Tag sich zu Ende. In dem großen Weltdrama hatte es seine Rolle ausgespielt und mußte nun von der Bühne abtreten. Statt seiner führte der Herr der Zeiten die frischen und kräftigen Volksstämme der Germanen auf den Schauplatz der Geschichte, damit sie das römische Weltreich zertrümmerten, das von demselben blutig befehdete aber nicht überwundene Christentum annähmen und Träger, Pfleger und Verbreiter desselben würden.

Als der Lebenstag des römischen Weltreichs sich neigte, da ging ein banges Ahnen durch die Christenheit im römischen Reiche. Man erwartete, wie wir aus gleichzeitigen Schriftstellern ersehen, den Untergang der Welt, das Ende aller Dinge. Mag man sonst den Untergang der Welt so oft vergeblich erwartet haben, als man will, damals geschah es nicht vergeblich. Wirklich fand ein Weltuntergang statt: zwar fielen die Sterne nicht vom Himmel herab und der Erdball verbrannte nicht im Feuer, aber die alte, römische Welt ging unter großen Erschütterungen und Umwälzungen zu Grunde, und es bereitete sich aus ihrem Untergang der geschichtliche Boden einer neuen Zeit, deren Lebenselement das Christentum, deren Träger die Germanen sein sollten.

Nicht in einer Sündfluth, wie zu Noah's Zeit, ging das römische Weltreich zu Grunde: unter den Stößen einer gewaltigen Völkerbewegung, die einem gewaltigen Sturmwinde gleich von Osten her stattfand, brach es zusammen. Mit Recht hat man diese in der Geschichte einzig dastehende Erscheinung Völkerwanderung genannt.

Den Anstoß dazu gaben die Hunnen, rohe Nomadenstämme, mongolischer Abkunft, welche, von andern Völkern gedrängt, ums Jahr 375 über den Südural her in Europa einbrachen. Zahllos wie Heuschreckenschwärme, stark, grobknochig und breitschultrig, wie kein Volk Europas, so roh, daß sie von Recht und Unrecht, von Religion und Sittlichkeit fast gar keine Begriffe hatten, so wild, daß Ammianus sie zweibeinige Bestien nennt, wurden sie fortan ein Jahrhundertlang der Schrecken Europas, zugleich aber in Gottes Hand das Mittel, durch welches die germanischen Stämme aus ihren alten festen Wohnsitzen aufgescheucht, in die nach Westen und

Süden drängenden Wogen der Völkerwanderung hineingeworfen, mit diesen in das römische Reich hineingeführt und — was die Hauptsache ist — dem Christentum entgegengeführt wurden. — Die Hunnen stürzten sich zuerst auf die Alanen, die zwischen Wolga und Don ihre Wohnsitze hatten. Sie erlagen in mehreren Kämpfen dem wuchtigen Andrang der asiatischen Völkermasse, die sich gleich einer Lawine gegen sie heranwälzte und sie unwiderstehlich mit sich fortriß.

Im südlichen Rußland, westwärts vom Don bis ins heutige Ungarn hinein, wohnte damals ein mächtiges germanisches Volk: die Gothen. Wahrscheinlich aus der scandinavischen Halbinsel stammend, wo noch heute die schwedische Provinz Gothland und die Stadt Gothenburg an ihren Namen erinnern, waren sie von der Ostsee her nach Süden gewandert und hatten in den weitausgebreiteten Flächen des heutigen Rußland ein mächtiges Gothenreich gegründet, das von der Ostsee bis zum schwarzen Meer, von dem Don bis zur Theiß reichte. Sie waren ein edles, wohlgebildetes Volk mit milden Sitten und alten geschriebenen Gesetzen, tapfer und kampflustig wie alle Germanen und doch, wie wir sehen werden, dem Worte vom Frieden Gottes willig und ehrerbietig lauschend. Die im Ostlande zwischen Don und Dnepr ansäßigen Gothen führten vom Sand (griut, Grieß) der Steppen, die sie bewohnten, den Namen Greutungen, die im waldreichen Westlande vom Dnepr bis zur Theiß wohnenden hießen Thervingen (von triu, Baum, umgesetzt für Trevingen). Später wurden jene kurzweg Ost-, diese Westgothen genannt. Ueber die Ostgothen herschte das alte Heldengeschlecht der Amaler, über die Westgothen das Geschlecht der Balten, d. h. der Kühnen.

Seine Blüthezeit erlebte dieses Reich unter dem König Ermanarich in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Er war ein Amelung, doch gehorchten seinem Machtgebot auch die Westgothen, an deren Spitze der Balte Athanarich stand. Seine Herschaft breitete er allmählich über alle sarmatischen Stämme aus, welche von der Ostsee bis zum schwarzen Meere her wohnten.

Als die Hunnen in Europa einbrachen und auch dem Gothenreiche den Untergang drohten, war das Evangelium von Christo längst in dieses eingedrungen. Von ihren Wohnsitzen aus unter-

nahmen die heidnischen Gothen oft Streif- und Beutezüge ins römische Reich und fuhren wohl auch oft, nach Normannen Art, übers schwarze Meer herüber nach Kleinasien. Mit der Beute brachten sie auch Gefangene heim zu ihrem Dienst. Gefangne dieser Art haben zuerst die Kunde von Christo ins Gothenland gebracht. Ihr reiner Wandel, ihr williger, stiller Gehorsam, ihr inniges Gebet, durch welches oft Kranke geheilt wurden, mußte auf die Gemüther ihrer gothischen Herren einen tiefen Eindruck machen und ihre Herzen für den Glauben an Christum, der solches wirke, empfänglich machen. Geschichten, wie die, welche uns aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts von jener christlichen Sclavin berichtet wird, durch deren Wort und Wandel der Fürst und das Volk der Iberer zum Christentum bekehrt wurden, mögen oft unter den Gothen sich ereignet haben; oft mögen gothische Frauen und kampfgeübte Männer zu den Füßen ihrer Gefangenen geseßen und begierig der Botschaft von Christo gelauscht haben. Bisweilen befanden sich auch wohl Geistliche unter den Gefangenen, die den Unterricht im Christentum vollenden und die Gläubigen durch die Taufe in die Gemeinschaft mit Christo aufnehmen konnten. Von dem Wirken solcher gefangenen Christen unter den Gothen ist uns jedoch nicht viel überliefert, ihre Namen, die im Buche des Lebens stehen werden, haben auf den Blättern der Weltgeschichte keinen Platz; nur das wißen wir, daß bereits auf dem Concil zu Nicäa (325), ein gothischer Bischof Namens Theophilus anwesend war und die Beschlüße desselben mitunterzeichnete. Damals blühte also schon ein christliches Gemeindewesen im Gothenvolke; aus der Stille und Verborgenheit war das Christentum schon herausgetreten. Das Wachstum des neuen Glaubens erbitterte die gothischen Priester, sie verdächtigten die Christen als Römerfreunde. Der Westgothenkönig Athanarich, den Untergang altgothischer Sitte und Religion nicht minder, wie die Gefahr der Römerfreundschaft fürchtend, beschloß deshalb den neuen Glauben auszurotten. Eine heftige Verfolgung brach aus; es war im Jahre 355. Den gothischen Christen blieb nur als einziges Mittel zur Rettung die Flucht übrig. Sie ergriffen es und flüchteten über die Donau hinüber auf römisches Gebiet. Der Kaiser Constantius ehrte die Bekenntnistreue der Emigranten dadurch, daß er ihnen Schutz und Wohnsitze gewährte.

Am Nordabhange des Balkangebirges, in der Gegend von Nikopolis am Jatrusfluß, siedelten sich die Gothen an und lebten da stille und unangefochten, meist Ackerbau und Viehzucht treibend.

An der Spitze der Ausgewanderten stand ein Bischof. Er hieß Ulfila und stammte aus einer christlichen Familie, welche die Gothen bei einem ihrer Raubzüge aus Kappadocien in Kleinasien übers schwarze Meer herüber in die Gefangenschaft geschleppt hatten. Er war im Jahre 318 geboren. Unter den Gothen wuchs er auf, lernte im Verkehr mit gothischer Jugend die Sprache der Gothen, lebte sich in ihre Sitten und Gebräuche ein und wurde nicht blos seinem Namen nach, der Wölflein bedeutet, sondern auch seinem Wesen nach einer der Ihrigen. Von seinen Eltern empfing er zugleich ein reiches Erbtheil griechischer Bildung. Auf solche Weise ward er dazu befähigt, das in griechischer Sprache und Form bisher verkündigte Christentum den Gothen als Lehrer und Vermittler zuzuführen. In seinem dreißigsten Jahre wurde er zum Bischof geweiht (348); wo und von wem, das steht nicht recht fest. Philostorgius sagt: bei Gelegenheit einer Gesandtschaft des Gothenfürsten an den Kaiser, vom Bischof Eusebius; doch ist diese Angabe mit Grund in Zweifel gezogen worden. *) Mit großem Eifer wirkte Ulfila nun für die Bekehrung der Gothen. Schnell wuchs die Zahl der Gläubigen, so daß sie die Aufmerksamkeit und Furcht des Königs Athanarich erregte, welcher im Jahre 355 jene Verfolgung über die gothischen Christen verhängte. In dieser Noth und Bedrängnis bewährte sich Ulfila als ein Mann der That, als ein christlicher Held. Er war es, der die bedrängte Christenschaar über die Donau nach Mösien führte, er war es, der ihr beim Kaiser Constantius die Erlaubnis zur Niederlaßung am Jatrus erwirkte. Noch dreiunddreißig Jahre lehrte und wirkte Ulfila in der gothischen Christencolonie als geistliches Oberhaupt derselben. Von hier besuchte er im Jahre 360 die Synode zu Constantinopel, hier erlebte er auch noch die heftige Verfolgung, welche Athanarich 370 aufs Neue gegen die Christen unter seinem Volke erhob. Die Verfolgung vom Jahre 355 hatte das Christentum unter den Tervingen (Westgothen) doch nicht auszurotten vermocht; die Zahl seiner

*) Vergl. Krafft Kirchengeschichte der germanischen Völker S. 219.

Bekenner hatte sich bald wieder vermehrt; Männer aus den edelsten Geschlechtern bekannten sich dazu. Missionare wie Audius und Eutyches wirkten eifrig für seine Ausbreitung und Ulfila stand ihnen gewiß nicht nach. Als der erste Sturm jener Verfolgung sich gelegt hatte, säumte er nicht, von seiner Colonie aus christliche Glaubensboten über die Donau zu senden. Daher die neue Verfolgung im Jahre 370, in der viele Gothen ihr Bekenntnis mit ihrem Blute versiegelten.

Doch auch sie hemmte den Fortschritt des Evangeliums nicht dauernd. Dem Christenfeind Athanarich trat bald Frithigern, ein gothischer Stammesfürst, als Beschützer der Christen entgegen. Mit Hülfe des Kaisers Valens machte er sich mit seinem Stamme unabhängig, beförderte schon aus Politik die Ausbreitung des Christentums und trat dann selbst zu demselben über. Sein Uebertritt bestimmte natürlich Viele im Volke zur Nachfolge, brachte aber, wie Krafft richtig bemerkt, damit nur eine Bewegung zur Entscheidung, welche durch die Missionsthätigkeit des Ulfila längst vorbereitet war. Es war um diese Zeit, daß Letzterer durch Uebersetzung der heiligen Schrift seinen Volksgenoßen die Quelle christlicher Erkenntnis selbst öffnete.

Aber die ruhige Ausbreitung des Evangeliums unter den Gothen wurde bald auf eine gewaltsame Weise unterbrochen. Die Völkerlawine der Hunnen wälzte sich über den Don herüber auf die Ostgothen. Den alten Heldenkönig Ermanarich hätten wohl seine 100 Jahre noch nicht abgehalten, sich an die Spitze seiner Gothen zu stellen und mit den heranströmenden Barbaren in blutigen Kampf um Heimat und Existenz zu ringen; aber er lag jetzt gerade an schweren Wunden darnieder, welche ihm die Brüder einer Roxolanischen Fürstin, aus Rache für die grausame Hinrichtung derselben, geschlagen hatten. Um seinen Kriegsruhm nicht zu überleben, stürzte er sich, an Sieg und Rettung verzweifelnd, in sein eigen Schwert. An seiner Statt führte nun König Withimer die Ostgothen zum Kampfe gegen die Hunnen, aber er wurde geschlagen, fiel selbst in einer Schlacht, und die Ostgothen mußten sich den Hunnen unterwerfen und anschließen. Die Lawine wälzte sich nach Westen weiter und riß sie mit sich fort. Der nächste Stoß traf die Westgothen. Der König Athanarich suchte sich Anfangs

dem Andrang hinter dem Dniestr und dann hinter dem Pruth entgegenzustemmen und führte sogar zwischen Pruth und Donau eine starke Schutzmauer auf: vergeblich, der Völkerstrom riß Alles nieder. Da drang Athanarich mit seinem dem Heidentum treu gebliebenen Volke durch die Karpathen in Siebenbürgen ein, vertrieb die dort ansäßigen Sarmaten und ließ sich daselbst nieder; der mehr oder weniger christliche Theil der Westgothen unter Frithigern zog nach der Donau, um im oströmischen Reiche eine Zuflucht zu finden. Zu diesem Zwecke ward an Kaiser Valens eine Gesandtschaft geschickt, welche um Aufnahme für die bedrängten Gothen bat und dafür ihre Dienste anbot. Ulfila stand an der Spitze dieser Gesandtschaft und seinem Ansehn, seiner Beredtsamkeit hatten es wohl die Gothen zumeist zu verdanken, daß ihre Bitte gewährt wurde. Valens kannte den ehrwürdigen Bischof sehr gut und schätzte ihn um so mehr, weil er in der Lehre von der Person Christi mit ihm einerlei Glaubens war, nämlich Arianer.

So zogen denn die Gothen unter ihren Führern Frithigern und Alaviv über die Donau ins römische Gebiet. Die Zahl der streitbaren Männer betrug allein 200,000; mit Weibern, Kindern und Troß fast eine Million Menschen. Viele davon waren Christen, viele aber auch noch Heiden oder solche, die das Christentnm nur äußerlich, gleichsam über Nacht angenommen hatten, ohne innerlich davon ergriffen zu werden; an den alten heidnischen Sitten hing noch der größte Theil des Volkes.

Kaiser Valens hatte den Gothen als Bedingung ihrer Aufnahme die Bekehrung zum Christentum gestellt; die Behandlung aber, welche die christlichen Oströmer den aufgenommenen Emigranten angedeihen ließen, war durchaus nicht geeignet, diesen das Christentum zu empfehlen. Wurden auch nicht bei der Ueberfahrt über die Donau allen streitbaren Gothen die Waffen abgefordert, so wurde das Volk doch nun in ganz verschiedene Gegenden des Landes vertheilt und in einer Weise beengt und bedrängt, ja geplagt und gemishandelt, daß man sah: die Oströmer waren von argem Mistrauen gegen die Gothen erfüllt, fürchteten, sie möchten ihnen zu mächtig werden, ihnen über den Kopf wachsen und boten deshalb Alles auf, um das Volk zu schwächen und in Ohnmacht darniederzuhalten. Die elendesten Nahrungsmittel mußten die Emigranten

zu den höchsten Preisen bezahlen und auch dann wurden sie ihnen nur spärlich oder in betrügerischer Weise, so daß man ihnen oft Katzen- und Hundefleisch für anderes darreichte, gegeben. So mußten die Gothen, um die Pein des Hungers zu stillen, bald ihre ganze Habe hingeben. Dann kam die Reihe an die Sclaven: auch sie gab man hin, um für den Preis ein elendes Dasein einige Wochen weiter zu fristen. Was aber nun, wenn auch dieses letzte Besitztum verzehrt ist? Noch eins hat der Gothe übrig, das ihm lieb und theuer ist, seine Kinder: um nicht mit ihnen zugleich zu sterben, gibt er sie seinen unbarmherzigen Peinigern als Sclaven hin. Aber ist's nun ein Wunder, wenn fortan Erbitterung und Wuth gegen die Römer in seiner Brust kocht, wenn er ihnen, die ihn so ganz arm und freudlos gemacht, die ihm durch ihre Habgier und Hartherzigkeit sogar seine Kinder vom Herzen gerißen haben, nur seine Todfeinde erblickt?

Es bedurfte nur einer geringen Veranlaßung, um die furchtbare Erbitterung der Gothen zum offenen Ausbruch zu bringen und im römischen Reich einen Brand zu verursachen, der diesem gefährlich werden konnte. Und dieser Anlaß kam bald.

Um die aufgenommenen Westgothen in verschiedene Winkel Thraciens zu geleiten und anzusiedeln, war die Donaulinie eine Weile von Truppen entblößt worden. Diesen Moment benutzten zwei ostgothische Helden, Alatheus und Saphrax, die nach der letzten den Hunnen gelieferten Schlacht mit dem jungen Königssohn Witherich und einem Theil des Volkes geflohen waren, um nach Thracien hinüberzugehen. Die Nachricht davon erfüllte den römischen Statthalter Lupicinus mit Schrecken: er sah schon das Reich den Barbaren preisgegeben. Um die drohende Gefahr abzuwenden, suchte er sich der Häupter der Westgothen zu bemächtigen. Er dachte, das enthauptete Volk werde auch kopflos und darum machtlos sein. Er ladet daher Frithigern und Alaviv zu einem Gastmal nach Marcianopel ein, wo er residirte. Sie kommen mit großem bewaffnetem Gefolge. Da bedeutet man ihnen, daß das Gefolge draußen vor den Thoren der Stadt bleiben müße. Nichts Arges ahnend verstehen sich die Gothenfürsten wirklich dazu, ihre Gefolgsmannschaft vor den Thoren zurückzulaßen und nur mit einer kleinen Leibwache zur Stadt hineinzureiten. Während sie beim fröhlichen

Mahle sitzen, entspinnt sich draußen an den Thoren ein blutiger Streit. Die Gothen vom Gefolge der Fürsten hungern, sie begehren dringend Lebensmittel. Als man sie ihnen versagt, brauchen sie Gewalt und nehmen sich, was man ihnen nicht gutwillig geben will. Darüber entsteht ein Streit mit den Römern; einige Römer werden erschlagen. Sowie Lupicin von diesem Vorfall Kunde erhält, gibt er sofort den Befehl, die Leibwache der Gothenfürsten niederzumachen. Der Nothschrei der Tapfern dringt zum Saale empor, wie junge Löwen springen Frithigern und Alaviv auf und bahnen sich mit ihren Schwertern den Weg durch die feige Menge, bis sie die Ihrigen erreichen. Mit lautem Jubel werden sie von ihrem Gefolge an den Thoren empfangen, schwingen sich auf's Roß und eilen nun heim, um ihr Volk zum Krieg der Rache aufzurufen. Schnell erheben sich die Gothen und es beginnt ein Kampf, in welchem die Gothen die ihnen widerfahrene Mishandlung blutig vergelten. Vor den Thoren Marcianopels wird Lupicinus geschlagen und die Gothen ergießen sich nun raubend und plündernd über das ganze Land. Kaiser Valens schickt ihnen unter bewährten Führern — dem Germanen Richomer — ein neues Heer entgegen. Nicht weit von der südlichsten Donaumündung bei den „Weiden" (Salices) kommt es zur Schlacht 377. Unter dem Gesang ihrer Heldenlieder und dumpfem Hörnerschall werfen sich die Gothen ungestüm dem Feinde entgegen; ein blutiger erbitterter Kampf entbrennt und dauert bis in die Nacht hinein: endlich bleiben die Gothen als Sieger auf dem Schlachtfelde. Jetzt eilt der Kaiser selbst herbei um die erlittenen Niederlagen zu rächen. Es drängt ihn eine baldige Entscheidung herbeizuführen, darum wartet er nicht ab, bis sein Neffe Gratian ihm mit einem neuen Heere zu Hülfe kommt, sondern rüstet zur Schlacht. In der Ebene von Adrionopel sollte sie geschlagen werden. Vor dem Beginn des Kampfes schickt Frithigern noch eine Gesandtschaft an den Kaiser und läßt ihn unter dem Versprechen des Friedens um Wohnsitze, Vieh und Getreide für sein Volk bitten. Ammianus erzählt, daß an der Spitze dieser Gesandtschaft ein christlicher Presbyter stand. Mit Recht hat man vermuthet, daß es kein andrer als Ulfila gewesen sei. Kein andrer wie Er, der von Valens hochverehrte Mann, dessen Fürsprache einst den Kaiser zur Aufnahme

der Gothen bewogen hatte, war in diesem entscheidenden Augenblicke zu einer solchen Mission geeignet. Er und die gothischen Christen, die sich unter seiner Führung am Jatrus angesiedelt, hatten an den verheerenden Zügen ihrer erbitterten Namensgenossen durchaus keinen Antheil genommen; er und seine Gemeinden waren deshalb sogar bedrängt und verfolgt worden: auf ihm lastete also nicht des Kaisers Zorn. Und wie er selbst Frieden gehalten, so mußte ihm gerade um der Ausbreitung des Evangelii willen Alles daran liegen, den Frieden unter seinem Volke wiederherzustellen. Die Gesandtschaft wurde vom Kaiser freundlich empfangen, ihre Vorschläge aber zurückgewiesen. Am folgenden Tage — es war der 9. August 378 — kam es zur Schlacht. Sie war mörderisch und verderblich für die Römer. Valens hatte seinen rechten Flügel mit der Reiterei zu rasch ins Angesicht des Feindes vorrücken laßen, so daß der zurückgebliebne linke Flügel sich übereilen mußte, um in die Linie zu kommen. Jetzt noch knüpft Frithigern, wahrscheinlich aus List, neue Unterhaltungen an; er selbst will zum Kaiser kommen, wenn sein Leben gesichert sei; auch der Kaiser schickt noch einen Gesandten an die Gothen ab. Doch der Kampf hat schon begonnen. Wie ein Unwetter stürmt die westgothische und alanische Reiterei auf die römische ein und wirft sie in die Flucht. Das verlaßne Fußvolk der Römer wird umzingelt und niedergehauen: die Schlacht wird zur blutigen Würgerei. Der Kaiser sieht die Noth der Seinen; um zu helfen, sprengt er dahin, wo der Kampf am heißesten, die Noth am größten ist, aber da die Nacht schon hereinbricht, geräth er mitten ins wildeste Getümmel. Seine Garde haut ihn heraus, da aber trifft ihn ein Pfeil und verwundet ihn tödtlich. Sein Gefolge bringt ihn in eine nahe Feldhütte, aber bald stürmen Feinde herbei, umringen die Hütte und werfen, nicht wißend, wen sie birgt, Feuer hinein. So muß der todwunde Kaiser mit seinem Gefolge elendiglich verbrennen. — Die Römer erlitten eine Niederlage gleich der von Cannä; zwei Drittheile ihres Heeres lagen todt auf der Walstatt.

Blutig hatten die Gothen die ihnen widerfahrene Mishandlung gerächt. Das oströmische Reich lag nun offen und wehrlos vor ihnen, denn Gratian war, als er die Schreckenskunde erhielt, sofort umgekehrt, um wenigstens den Westen zu schützen. Und die Gothen

drangen nun auch bis Constantinopel vor und durchzogen verheerend und plündernd die Küstenländer, ohne daß sie Widerstand fanden. Nur hier und da gelang es der Stimme eines christlichen Bischofs, wie dem edlen Ascholius von Thessalonich, ihrer Wuth und Raublust Einhalt zu thun.

Gratian rief den Spanier Theodosius an die Spitze des verwaisten und verödeten Ostreiches. Die Rettung des Reiches vom völligen Untergang war die schwierige Aufgabe dieses Mannes; aber wenn irgend einer, so war er im Stande, sie zu lösen. Mit Vorsicht und Klugheit ging er zu Werke. Die Gothen wieder über die Donau zurückzuwerfen war unmöglich, so suchte er sie wenigstens zu beruhigen und unschädlich zu machen. Um so eifriger mußte er darnach trachten, da jetzt gerade nach Frühigerns Tod auch die Gothen, welche vordem unter Athanarich Siebenbürgen besetzt hatten, von den Hunnen gedrängt, über die Donau herüberkamen und sich, wie es scheint, unter dem nun auch zum Christentum bekehrten Athanarich wieder mit ihren Stammesgenoßen vereinigten. Der Tag von Adrionopel hatte gezeigt, welch ein gefährlicher Feind dieses kräftige Gothenvolk dem altersschwachen Ostreiche war; aber lehrte er nicht auch, welch eine starke Stütze im Innern und Schutzwehr nach Außen das Reich in diesen tapfern Männern finden würde, wenn es gelänge, sie zu Bundesgenoßen und Freunden zu machen? — Theodosius hat sich diese Frage vorgelegt und beantwortet. Darum knüpfte er mit den Gothen bald Friedensunterhandlungen an und lud sogar den König Athanarich ein, zum Abschluß eines Bündnisses nach Constantinopel zu kommen. Wirklich kam dieser, und Theodosius ging ihm sogar einige Meilen vor die Stadt entgegen. Der Gothenkönig war nicht wenig erstaunt, als er die prächtige Kaiserstadt vor sich liegen sah. Bald bewunderte er die herliche Lage der Stadt, bald die Menge der Schiffe, bald die stattlichen Paläste und Prachtbauten, bald das Getümmel verschiedenartiger Nationen mit fremden Sprachen, Sitten, Trachten; „Siehe da, rief er, dieser Eindrücke voll, aus, was ich oft gehört und nie geglaubt habe: die Pracht dieser großen Stadt." Der Kaiser überhäufte den Gothenkönig mit Ehrenbezeugungen, und als dieser während seines Aufenthalts zu Constantinopel unverhofft starb, ließ er ihn mit königlicher Pracht bestatten und ging selbst

der Bahre voran (381). Auf solche Weise gewann er sich die Herzen des Volkes und machte sie zum Frieden willig; der nun leicht zu Stande kam. Die Gothen wurden als Bundesgenoßen ins Reich aufgenommen und erhielten das Land zwischen dem Hämus und der Donau und sonst noch Striche in Thracien zu Wohnsitzen. Hier sollten sie frei von Abgaben unter ihren Führern nach eigenen Gesetzen leben; aber die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und demselben gegen Jahrgelder ein Heer stellen. Theodosius nahm 40,000 Gothen in sein Heer auf. Diese gothische Streitmacht war es, welche fortan dem Kaiser seine Siege errang; mit ihr schlug er namentlich 394 den Franken Arbogast bei Aquileja auf's Haupt, der im Westreich die höchste Gewalt an sich gerißen hatte, und vereinigte dadurch noch einmal das ganze römische Reich unter seinem Scepter.

Theodosius war ein eifriger Anhänger des orthodoxen Bekenntnisses. Schon 381 veranstaltete er zu Constantinopel die zweite allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher die nicänische Glaubensformel aufs Neue bestätigt und durch einen Zusatz über die Wesensgleichheit des heil. Geistes mit Vater und Sohn erweitert wurde. Da die Gothen Arianer waren, so lag dem Kaiser Alles daran, das orthodoxe Bekenntnis auch bei ihnen zur Herschaft zu bringen. Gegen sie mit Gewalt zu verfahren, wie gegen seine arianischen Unterthanen, wagte er jedoch nicht; hatte doch auch das gothische Bekenntnis an dem Bischof Ulfila einen Vertheidiger, dessen Persönlichkeit Achtung gebot. Er veranstaltete daher 383 ein neues Concil aus beiden Partheien, um die Arianer für das Nicänum zu gewinnen; doch scheiterte dieser Unionsversuch und die Arianer galten seitdem als überwundene und verurtheilte Parthei. Ein kaiserliches Edict, von Stobi in Macedonien 388 erlaßen, schnitt ihnen jede Aussicht auf eine fernere öffentliche Verhandlung ihrer Sache ab und verurtheilte sie als Ketzer. Ulfila bot jetzt Alles auf, um ein neues Concil zu Stande zu bringen, auf welchem er sein Bekenntnis als das wahre zu vertheidigen gedachte; er reiste selbst nach Constantinopel und suchte sich und seiner Sache bei dem Kaiser Gehör zu verschaffen. Doch Mühe und Eifer des edlen Bischofs waren vergeblich; er fand kein Gehör. So sah er sich und seine Glaubensgenoßen als Ketzer verdammt, sein Bekenntnis

verworfen, seine Gemeinde der Verfolgung preisgegeben und sich jede Gelegenheit abgeschnitten, um seinen Glauben, an dem er mit der ganzen Treue eines germanischen Herzens festhielt, zu vertheidigen. Das war zu viel für den edlen Mann: der Kummer darüber brach ihm das Herz. Noch in Constantinopel weilend starb er, es war um die Mitte des Jahres 388. Die in der Kaiserstadt anwesenden Bischöfe erwiesen dem Gestorbenen die letzte Ehre. Unter großer Theilnahme des Volkes ward er feierlich bestattet. Noch in seinen letzten Tagen hatte er für sein Volk ein kurzes Bekenntnis aufgesetzt, das den Glauben enthielt, auf welchen er zu sterben gedachte. Er hinterließ demselben ferner viele tüchtige Schüler, die er zu Predigern des Evangeliums herangebildet hatte. Einer von diesen Auxentius, Bischof von Dorostorus, dem in unsern Tagen durch die Belagerung der Russen berühmt gewordenen Silistria an der untern Donau, hat das Leben des Meisters geschrieben. „Mehr als Alle, bezeugt er, bin ich sein Schuldner, da er so viel mehr an mir gearbeitet hat. Er hat mich in meiner frühsten Jugend von meinen Eltern als Schüler aufgenommen, in der heil. Schrift unterrichtet und mir die göttliche Wahrheit aufgeschloßen und mich durch die Barmherzigkeit Gottes und die Gnade Christi leiblich und geistig als seinen Sohn im Glauben auferzogen.“ Groß und allgemein muß unter den Gothen die Trauer um den großen Mann gewesen sein, der einst vor 30 Jahren die ersten gothischen Christen über die Donau geführt, der 40 Jahre seines Lebens mit unermüdlichem Eifer der Ausbreitung des Evangeliums unter seinem Volke gewidmet, der in den wichtigsten Momenten seines Volkes Sache und Interesse vor dem oströmischen Kaiser vertreten hatte. Wurde er doch schon bei Lebzeiten von dem dankbaren Volke und seinen Schülern als ein zweiter Moses verehrt und gepriesen, durch den Gott die Bekenner seines Sohnes von dem grausamen Pharao befreite, und in ein neues Vaterland führte, damit sie auf dessen Bergen ihm ungestört nach der Weise der Heiligen dienen könnten.“ Eine großartige Persönlichkeit ist Ulfila jedenfalls, ein Mann nicht rechtgläubig, wie die griechische Kirche seiner Zeit, aber rechtgläubig, wie ein Christ alter Zeit; ein Mann, der seinen Glauben nicht nach der herschenden Hofluft richtet und wechselt, sondern der mit

deutscher Treue an dem Glauben festhält, den er in der Jugend empfangen und der seine Ueberzeugung ist; ein Mann, der der Ausbreitung des Evangeliums seine ganze Kraft und Lebenszeit widmet; ein Mann endlich, der ein warmes Herz hat für sein Volk, an dessen Wohl und Wehe den lebendigsten Antheil nimmt und ihm wie ein Prophet in den entscheidungsvollsten Momenten mit Rath und That zur Seite steht.

Kein Denkmal von Stein bezeichnet dorten am Bosporus die Stätte, wo der Staub dieses Heldenbischofs ruhet, aber ein Denkmal, dauernder als Stein und Erz, hat er sich gesetzt, das seinen Namen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzen und bei den zukünftigen Geschlechtern so lange unsterblich machen wird, als noch die deutsche Sprache gesprochen und ihre Geschichte erforscht und bewundert werden wird: es ist seine Bibelübersetzung. Durch sie ist Ulfila ein würdiger Vorgänger und Vorkämpfer aller jener deutschen Gottesmänner geworden, welche ihren Volksgenoßen das Wort Gottes als die reinste Quelle ewiger Wahrheit und Weisheit aufschloßen und das Wasser des Lebens auf die dürstenden Fluren des Geisteslebens ihrer Nation hinleiteten. Erst nach dem Jahre 370, während er am Ufer des Jatrus unter seiner Gemeinde friedlich wohnte, ging Ufila daran, für sein Volk die Bibel ins Gothische zu übersetzen. Gerade er war vor Allen zu diesem Werk geeignet, man möchte sagen von Gott dazu erzogen und berufen; denn war das Griechische seine eigentliche Muttersprache, so hatte er sich durch seinen Aufenthalt unter den Gothen in Sprache, Sitte und Denkart derselben so eingelebt, das er vollständig einer der Ihrigen geworden war. Dennoch war die Arbeit sehr schwierig. Es galt einmal, für eine Fülle neuer, specifisch christlicher Ideen in der Sprache eines bis dahin heidnischen Volkes den entsprechenden Ausdruck zu finden oder zu schaffen; und dann hatten die Gothen außer ihren heiligen Runen noch gar keine Schrift. Sollte er die griechische anwenden? Sie war den Gothen fremd. Sollte er sich mit den alten Runenzeichen begnügen? Sie reichten nicht aus. Ulfila ging einen Mittelweg, er schuf ein neues Alphabet, wobei er die altgermanische Runenschrift zu Grunde legte, die er aber aus der griechischen Schrift reichlich ergänzte. Hatte er hier eine große Schwierigkeit zu überwinden, so kam ihm andrerseits die gothische Sprache

mit ihrem ungemeinen Reichtum, ihrer Bildungs- und Biegungsfähigkeit sehr zu statten. Die Kenner sind darüber einig, daß keine andre Sprache in dieser Beziehung der griechischen so verwandt sei wie die gothische, daß keine darum auch so wie sie den Text der heiligen Schrift wiedergeben könne.

Ulfila übersetzte seinem Volk die ganze Bibel, nur die Bücher der Könige ließ er weg, fürchtend der kriegerische Sinn seiner Gothen möchte durch's Lesen dieser Kriegsgeschichten noch gesteigert werden. Die Uebersetzung ist gewißenhaft, treu und schließt sich möglichst genau an den griechischen Grundtext an, ohne jedoch knechtisch zu sein. Es lag Ulfila Alles daran, das Schriftwort den Gothen möglichst nahe zu bringen. Wie daher Luther die Denare in Groschen, die römischen Procuratoren in Landpfleger verwandelte, so zählt auch Ulfila nicht nach Jahren, sondern in gothischer Weise nach Wintern und nicht nach Neu- sondern Vollmonden. Die Beschaffenheit der gothischen Sprache gestattete eben diesen genauen Anschluß an den Urtext. Daher ist die Uebersetzung doch auch frei, selbstständig, den Gesetzen der gothischen Sprache durchaus entsprechend; sie weiß sogar, wie Jacob Grimm urtheilt,*) feinere Bezeichnungen des Urtextes zu unterscheiden und klar darzustellen; und selbst abstracte Sätze fügen sich ohne Zwang der gothischen Rede. Wie kaum in einer anderen deutschen Uebersetzung ist daher in dieser der ursprüngliche Geist und Sinn des Grundtextes wiedergegeben. Sie ersetzte den germanischen Stämmen gothischer Zunge in gewißem Sinne das Original und vermittelte ihnen ohne Weiteres ein tieferes Verständnis der christlichen Lehre. Gewiß hat sie wesentlich dazu beigetragen, daß das Evangelium auch bei den Ostgothen, Vandalen und Gepiden so schnell Wurzel schlug.

Als erste Bibel in germanischer Sprache, als das erste und älteste Denkmal der deutschen Litteratur, als das einzige uns übrig gebliebene Denkmal der altgothischen Sprache hat diese Bibelübersetzung des Ulfila für uns einen ungemeinen Werth. „Einsam und von den übrigen späteren litterärischen Erzeugnißen durch wenigstens drei Jahrhunderte getrennt, steht dieses älteste Denkmal unserer Litteratur da, einer Riesenburg ähnlich, an welcher das Zwergge-

*) Deutsche Grammatik §. 73.

schlecht späterer Jahrhunderte mit ehrerbietiger Scheu vorübergeht."*) Das Werk des Gothenbischofs ist das Fundament, auf welchem in unsern Tagen Jakob Grimm die deutsche Sprachwißenschaft aufgebaut hat; es gibt uns den Schlüßel zum Verständnis der hochdeutschen Sprache.

Wir haben Ulfila's Bibelübersetzung nicht mehr vollständig, sondern nur in großen Bruchstücken übrig. Seit dem Untergang des Westgothenreiches in Spanien (711) verscholl jede Kunde von Ulfila's Bibelwerk; nur die Nachrichten der griechischen Geschichtschreiber Sokrates, Sozomenus und Philostorgius bezeugten noch der Nachwelt, daß einst ein Ulfila gelebt und die Bibel ins Gothiche übersetzt habe. Acht Jahrhunderte waren verfloßen, da kam Arnold Mercator, der Sohn des durch seine Landcharten berühmten Geographen Gerhard Mercator, auf einer wißenschaftlichen Entdeckungsreise in die alte Benedicterabtei zu Werden an der Ruhr und fand hier ein Pergamentbuch mit einer uralten deutschen Uebersetzung der Evangelien. Niemand konnte sie verstehen, sie lag da als ein todter Schatz, als eine Reliquie aus einer längst untergegangnen Zeit. Wie war sie dahin gekommen? Wir wißen es nicht. Vermuthen läßt sich, daß es im Anfang des 9. Jahrhunderts geschah, als Liudger, der früher einige Jahre in Italien gewesen war, die Leitung des Klosters und die Bekehrung des umwohnenden Volkes übernommen hatte. Mercator schrieb sich der Merkwürdigkeit halber einige Blätter aus dem alten Pergamentbuche ab. Seitdem wurde es bekannter. In der Folge kam es nach Prag und wurde von da durch den Grafen Königsmark, als dieser 1648 Prag eroberte, mit andern Schätzen nach Schweden geschickt. Dort wird es noch jetzt auf der Bibliothek zu Upsala unter dem Namen des silbernen Codex aufbewahrt. Es ist nämlich auf purpurrothes Pergament mit silberner, theilweise goldener, Uncialschrift geschrieben nnd das Ganze in massives Silber gebunden. Die Paulinischen Briefe fand erst 1818 Angelo Mai in dem lombardischen Kloster Bobbio; sicher ein Nachlaß aus der Zeit der Ostgothen. Auch unter diesen scheint Ulfila's Uebersetzung in großem Ansehn gestanden zu haben.

*) Vilmar Litteraturgeschichte. S. 13.

Ulfila gründete seine ganze Missionsarbeit unter den Gothen auf die heilige Schrift; seine Uebersetzung derselben liefert dafür den Beweis. Die Schrift aber führte ihn nicht zu der Dreieinigkeitslehre hin, wie sie damals auf den großen Concilien ihre dogmatische Gestaltung erhielt, sondern begründete in ihm eine dem Arianismus verwandte Auffaßungsweise, wonach der Sohn dem Vater nicht wesens gleich, sondern nur wesens ähnlich, zwar göttlichen Wesens, aber vom Vater als der Erstgeborne vor aller Creatur in der Zeit geschaffen ist. Diese Lehre schien ihm weit einfacher, verständlicher und in der Schrift beßer begründet, als das nicänische Dogma; auch mochte er wohl, wenn er Vater, Sohn und Geist als drei besondere, einander untergeordnete göttliche Wesen faßte, dazu durch Analogieen im germanischen Heidentum, an dem ja auch die Gothen hingen, bestimmt werden. Bot doch dieses in Odin, Vili und Ve eine entsprechende göttliche Trias dar. Aus späterer Zeit hat sich eine altsächsische Formel erhalten, in welcher dem Heidentum in der Göttertrias Wodan (Odin) Thunar (Donar, Thor) und Saxnôt (Ziu) abgeschworen und ihnen die christliche Dreieinigkeit substituirt wird. Ueberhaupt mochte Ulfila das dogmatische Gezänk seiner Zeit unfruchtbar und verderblich erscheinen, jedenfalls hielt er für die Bekehrung des Gothenvolks die unmittelbare Quelle der Schrift ersprießlicher, als die abgeleiteten und löcherichten Brunnen kirchlicher Formeln und Dogmen.

Das Studium der heiligen Schrift muß durch Ulfila unter den Geistlichen der Gothen recht geweckt und belebt worden sein; sie müßen von dem großen Meister die Vorliebe für das unmittelbare Schriftwort geerbt haben. Wir müßten das annehmen, wenn wir auch keinen besonderen Beweis dafür hätten; aber wir haben einen solchen. Es ist ein Brief, welchen zwei Gothen, Sunja und Fretila, im Jahre 404 an den gelehrten Kirchenvater Hieronymus, der sich damals im heiligen Lande zu Bethlehem aufhielt, geschrieben haben. Es war diesen Gothen die Differenz zwischen der griechischen und lateinischen Uebersetzung der Psalmen aufgefallen, und da sie selbst den hebräischen Urtext nicht verstanden, wandten sie sich an den kundigen Mann und baten um Auskunft. Wir haben noch das Antwortschreiben des Hieronymus.*) Er lobt

*) Opp III ep. 98 ed. Mart.

darinnen den Eifer der Gothen um das Wort Gottes, belehrt sie über die Differenzen und sagt unter Anderm: „In Wahrheit erfüllt sich an Euch das prophetische Wort: Ihr Schall geht aus in alle Lande und ihre Rede bis an der Welt Ende Ps. 19, 5. Denn wer hätte das geglaubt, daß die barbarische Sprache der Gothen im Hebräischen die Wahrheit suchen, und während die Griechen schlafen und sich unter einander zanken, Germania die Aussprüche des heiligen Geistes erforschen würde! Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Die harte Hand, die früher den Schwerdtgriff führte, und die Finger, welche den Pfeil geschickt zu lenken wußten, erweichen zum Griffel und zur Rohrfeder. Die sonst so kriegerischen Gemüther werden jetzt zur Sanftmuth umgewandelt. Jetzt sehen wir die Weissagung des Jesajas: Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, thatsächlich erfüllt.“ — Welch einen lieblichen Einblick in das innere Leben der gothischen Kirche gewährt uns dieser Brief! In derselben Zeit, wo der fanatische Theophilus von Alexandrien den edlen Chrysostomus zu Tode hetzte, wo das dogmatische Schulgezänk aufs Heftigste entbrannt war und das Ketzerrichten und Verdammen so an der Tagesornnung war, daß die Fertigkeit darin bei der Geistlichkeit gleichsam der Gradmeßer ihres Christentums geworden war, in dieser unseligen Zeit haarspaltender Scholastik und verdammungslustiger Orthodoxie sehen wir die Gothen Sunja und Fretila in stille Betrachtung des göttlichen Wortes vertieft; das theologische Gezänk da draußen bekümmert sie nicht; sie nahen sich lieber der Quelle der Heilswahrheit selbst, um aus ihr Waßer des Lebens für sich und ihre heilsbegierigen Volksgenoßen zu schöpfen. Das hatten sie von Ulfila ihrem Meister, also gelernt; es war sein Vorbild, das ihren Forschungseifer weckte, es war sein Geist, der sie beseelte.

Durch Ulfila's Wirksamkeit wurde das Arianische Bekenntnis das herschende unter den Gothen. Daneben gewann noch eine andre religiöse Richtung Raum, welche von einem gewißen Audius ausging. Dieser war ein syrischer Mönch, ein Zeitgenoße Ulfila's, und hieß mit seinem syrischen Namen eigentlich Udo. Ein Mann von gewißen und strengen Grundsätzen eiferte er gegen die Sittenlosig-

keit der Geistlichen, die in der Lehre fest, aber im Leben lax waren, machte sich dadurch viele Feinde und zog sich endlich, der Händel müde, mit Gleichgesinnten in die Einsamkeit zurück. Hier ward er sich seines Gegensatzes zur Kirche noch klarer bewußt, folgerte daraus, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen sei, der Mensch müße auch in seiner äußern Erscheinungsform das göttliche Ebenbild an sich tragen und bildete auf Grund solcher Stellen wie: „Die Augen des Herrn sehen auf die Elenden und seine Ohren hören auf ihr Flehen Ps. 10, 17" die Lehre aus, daß Gott auch eine äußere Erscheinungsform, die dem Körper des Menschen wie das Urbild dem Abbild entspreche, zukomme. Noch als Greis wurde der edle Mann nach Scythien verbannt, wohl weniger jener Lehre wegen, als weil er sich mit seinem Anhang von der Kirche als einer unreinen und verderbten separirt hatte und neben ihr in den Seinen eine Gemeinschaft von Reinen und Heiligen darstellen wollte. Von seinem Exil aus ging Audius unter die Gothen und predigte ihnen das Evangelium. Nicht ohne Erfolg: Viele schloßen sich ihm an, er stiftete mehrere Gemeinden und setzte ihnen seine Schüler als Bischöfe vor, welche nach seinem Tode sein Werk in seinem Sinne fortsetzten.

So breitete sich auf der einen Seite der Arianismus durch Ulfila, auf der andern ein engherziger Separatismus unter den Gothen aus, und es hatte allen Anschein, daß dieses Volk niemals ein Glied der großen Kirche werden würde. Doch war jetzt bald nach Ulfila's Tod (388) ein Mann auf den Patriarchenstuhl zu Constantinopel berufen, der das Volk der Gothen zu schätzen wußte und sich ernstlich bemühte, es mit der allgemeinen Kirche in Lebensgemeinschaft zu setzen. Es war Chrysostomus. Er legte zu Constantinopel eine Missionsschule an, in welcher junge Gothen für die Mission unter ihren Stammesgenoßen ausgebildet wurden, er ordinirte viele derselben zu Geistlichen, räumte eine Kirche der Hauptstadt zur Feier des gothischen Gottesdienstes ein und predigte zuweilen selbst darin, wobei er sich eines Dolmetschers bediente. Bald wurde ihm als Lohn seiner Mühe eine seltene Freude zu Theil. Er ließ nämlich in einer der Hauptkirchen der Stadt den Gottesdienst in gothischer Sprache durch gothische Geistliche verwalten und predigte dann selbst vor der erstaunten Menge in ergreifender

Weise über die umgestaltende Macht des Evangeliums. Diese Predigt ist uns erhalten*). „Die Lehren der Philosophen, sagt er unter Anderm darin, sind nicht über die Grenzen hinausgedrungen, und sind widerlegt worden; die christlichen Lehren dagegen haben auch auswärts Eingang gefunden; jene sind zerrißen, leichter als Spinnengewebe, diese halten und dauern fester als Demant. Die Lehren eines Pythagoras, Plato und der Philosophen Athens sind verwischt; die Lehren der Fischer und Teppichmacher haben sich nicht blos in Judäa verbreitet, sondern, wie ihr heute gehört habt, erglänzen sie in der Sprache der Barbaren heller als die Sonne. Sie sind hinausgefahren, diese Fischer, auf den Ocean, um die barbarischen Völker in ihren Netzen zu fangen. Wohin du kommst, wirst du ihren Namen in aller Munde erschallen hören, nicht durch die Macht der Fischer, sondern durch die Kraft des Gekreuzigten, der ihnen überall den Weg gebahnt und die Unwißenden weiser als Philosophen, die Ungelehrten beredter als Rhetoren und Sophisten gemacht hat. Niemand halte es für Schande, daß Fremdlinge unter uns aufstehen und reden, es ist eine Erweisung der Kraft des Glaubens. Was die Propheten vorlängst verkündigt: „Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre, oder: Wolf und Lamm sollen zusammen weiden", das hat sich erfüllt. Ihr sehet es vor Augen: die wildesten aller Menschen stehen da zusammen mit den Schafen der Kirche, mit ihnen Theil habend an einer Weide und an einer Hürde." Die gothische Kirche zu Constantinopel wurde jedoch bald ein Raub der Flammen, 400. Das geschah in einem Tumult, den der gothische Feldherr Gainas veranlaßt hatte. Der schwache Arkadius saß damals auf dem Kaiserthron; seinen Minister Eutropius stürzte Gainas und riß so ziemlich alle Gewalt an sich. Er war Arianer und verlangte nun für sich und seine Glaubensgenoßen eine Kirche in Constantinopel zum arianischen Gottesdienst. Dem widersetzte sich Chrysostomus; rachedürstend ging Gainas aus der Stadt; seine Begleiter hieben, als man sie anhielt, die Wächter an den Thoren nieder. Darüber entsteht in der Stadt eine allgemeine Bewegung: die Thore werden befestigt, Gainas wird vom Kaiser für einen Feind des Staats er-

*) Opp. ed. Montf. tom. XII., hom 8.

klärt und der Blutbefehl ergeht, alle noch in der Stadt anwesenden Gothen — es waren an 7000 — niederzuhauen. Nun entbrennt ein blutiger, erbitterter Kampf, in welchem die dem Tod geweihten Gothen ihr Leben so theuer wie möglich verkaufen. Kämpfend ziehen sie sich bei der Gothenkirche zusammen, hier, im Gotteshause hoffen sie ein Asyl zu finden. Vergeblich: die wüthenden Feinde stecken die Kirche in Brand, und die Gothen darin finden in den Flammen ein entsetzliches Ende. Solchen Frevel begingen Christen an Christen.

Es gelang Gainas nicht, diesen Mord zu rächen; er mußte sich nach Thracien zurückziehen und erlag einem römischen Heere. Aber an seiner Stelle erhob sich nun der tapfre und kühne Alarich aus dem Geschlecht der Balten. Von den Westgothen zum König gewählt, führte er sie, als die Römer die im Vertrag mit Theodosius ausbedungenen Jahrgelder nicht mehr bezahlten, bis vor die Mauern von Constantinopel und dann weiter durch Macedonien nach Thessalien und von da durch die Thermopylen nach Griechenland. Raub und Plünderung bezeichneten überall die Spuren der Gothen, namentlich ward Griechenland arg verheert. Nur Athen entging diesem Schicksal, indem es sich unterwarf. Alarich nahm in der Stadt ein Bad, speiste mit den vornehmsten Männern und zog dann mit seinen Gothen über die Landenge von Korinth in den Peloponnes. Auch da wurde geplündert, bis endlich Stilicho, der Feldherr des weströmischen Kaisers Honorius, mit einem Heere landete und Alarich zurückdrängte. Um das Ostreich vor ähnlichen Verheerungszügen zu bewahren, mußte Arkadius sich dazu verstehen, mit Alarich Frieden zu schließen und ihn zum Oberfeldherrn des östlichen Illyriens zu ernennen.

Das Ungestüm des gothischen Kriegsfürsten wurde von Constantinopel aus geflissentlich gegen das Westreich gerichtet. Und Alarich ruhte nicht lange. Schon 400 brach er über die julischen Alpen in Italien ein und, da er Widerstand fand, bald mit größerer Heeresmacht zum zweiten Male. Stilicho zog die römischen Legionen vom Rhein und aus Italien zusammen und lieferte, während sein Kaiser hinter Ravenna's Mauern nach seiner Lieblingsneigung Geflügel fütterte, Alarich am Ostertage 403 die blutige Schlacht bei Pollentia. Sie blieb zwar unentschieden, hatte aber

einen Vertrag zur Folge, durch den Alarich auch zum Oberfeldherrn im westlichen Illyrien ernannt ward und Jahrgelder erhielt.

So stand denn dieser germanische Held mit seinen tapfern Gothen auf dem Grenzgebiet zwischen dem Ost- und Westreiche, von beiden gefürchtet und geehrt. Constantinopel gedachte ihn gegen Rom, Rom gegen Constantinopel zu benutzen; er aber wog selbständigen Sinnes die Geschicke beider in seinem Geiste und war bereit, dasjenige Reich zu zertrümmern, welches seinen Zorn erregte und sein Schwert aus der Scheide lockte.

Noch zähmte Alarich seine Kampfeslust, da fluthete ein neuer Völkerschwarm von den Alpen in Italien hinein. Es war ein Gemisch von Gothen, Alanen, Vandalen, Burgunden, Sueven und andern Stämmen, alle durch den hunnischen Sturm aus ihren Wohnsitzen aufgescheucht und zusammengetrieben, eine Masse von einer halben Million Menschen. Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer. Er war Heide und gelobte das Blut des Römervolkes seinen Göttern als Trankopfer darzubringen. Die Gefahr war groß für Italien, schon verließ man zu Rom die christlichen Kirchen, unwillig, weil der Christengott das Unglück nicht wende und begann wieder an den Altären den alten Göttern zu opfern: da ward Stilicho zum zweitenmal der Retter Italiens. Er ließ die wilden Scharen erst bis tief in Etrurien vordringen, schloß sie dann mit Hülfe von Gothen nnd Hunnen in den Engpässen des Apennin ein, hungerte sie aus und schlug sie bei Florenz (406). Die meisten kamen durch Hunger und Schwert um, die übrigen flohen über die Alpen zurück und überflutheten das schutzlose Gallien; Sueven, Alanen und Vandalen stiegen über die Pyrenäen nach Spanien und siedelten sich daselbst an, die Sueven im Norden auf dem Hochland von Gallicien, die Alanen im Westen, im heutigen Portugal, die Vandalen im Süden, wo noch heute Andalusien von ihnen den Namen trägt.

Auch an dem durch Stilicho seiner Legionen beraubten linken Rheinufer ließen sich germanische Völker nieder, die Franken am Niederrhein, von wo sie sich über Belgien ausbreiteten, die Burgunden am Mittel- und Oberrhein, wo Worms der Sitz ihrer Könige wurde und von wo sie ihr Reich, das von 414—534 dauerte, über das südliche Gallien ausbreiteten.

Der Kaiser Honorius, welcher inzwischen Stilicho, den Retter Italiens, in schnödem Undank hatte hinrichten lassen, verweigerte jetzt dem Gothenkönig den Tribut und ließ sogar viele von den germanischen Truppen, welche in Stilicho's Dienst gestanden, niedermetzeln. Voll Wuth flohen die übrigen zu Alarich, und dieser erschien nun als Rächer. Es war im Jahr 408. Sein Zug ging geraden Weges auf Rom los, das seit Hannibals Tagen keinen Feind vor seinen Thoren gesehen hatte. Die Weltstadt, die sich seither immer von dem Raub anderer Nationen gemästet, sah jetzt die Vergeltung nahen; Hunger und Seuchen wütheten drinnen, ein furchtbarer Feind lag draußen. Eine Gesandtschaft sollte mit Alarich unterhandeln. Sie rühmte in prahlerischer Rede die Menge des Römervolks. Lachend entgegnete Alarich: „Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen." Sie fand seine Bedingungen hart und fragte: Was willst du uns denn laßen? „Das Leben", war Alarichs kurze Antwort. Mit einer ungeheuren Summe, zu der auch die goldne Bildsäule der römischen Virtus eingeschmolzen wurde, ließ er sich endlich den Abzug abkaufen. Aber bald kam er zum zweiten und dritten Mal wieder, erstürmte am 24. August 410 die Stadt und gab sie seinen Tapfern drei Tage lang zur Plünderung preis. Doch bewiesen die Gothen sich dadurch als Christen, daß sie die Kirchen und alle in dieselben Geflüchteten verschonten.

Alarich verließ hierauf die Stadt und zog nach Unteritalien. Hier ereilte ihn inmitten seiner Heldenlaufbahn der Tod. Er starb, erst 34 Jahr alt, und die Gothen gruben ihm im Wogenbette des Busento sein Heldengrab. (410).

An seiner Statt ward Athaulf, der jugendlich schöne und tapfere Schwager Alarichs, zum König erwählt. Er führte die Gothen aus Italien heraus nach dem südlichen Gallien und von da über die Pyrenäen nach Spanien. Er und sein Nachfolger Wallia gründeten hier zu beiden Seiten der Pyrenäen das westgothische Reich mit der Hauptstadt Toulouse an der Garonne (417). Allmälig ward dieses über ganz Spanien ausgedehnt, indem die Sueven im Norden und die Alanen im Westen der gothischen Herschaft unterworfen, die Vandalen aber zum Lande hinausgedrängt worden. Diese Erweiterung geschah meist schon unter dem König Theoderich I., welcher 451 auf den katalaunischen Feldern die große Völkerschlacht

gegen die Hunnen schlagen half und fiel. Das Gebiet diesseit der Pyrenäen ging freilich schon unter seinem Sohn Alarich II. an den Frankenkönig Chlodwig verloren, den es jammerte, daß die „arianischen Ketzer“ das schöne Land besaßen und der daher die Gothen 407 bei Vouglé schlug und ihnen das schöne Land abnahm. Die katholischen Bischöfe und Bewohner dieses Gebietes erleichterten Chlodwig dieses Unternehmen.

Die Westgothen waren nämlich trotz der ehemaligen Missionsbestrebungen des Chrysostomus Arianer und als solche den katholischen Landeseinwohnern und Bischöfen doppelt verhaßt. An diesem Zwiespalt des christlichen Bekenntnisses war das Reich krank; die Folgen desselben zeigten sich in erschreckender Weise, als König Leuwigild seinen Sohn Hermenegild, der sich von seiner Gemahlin Ingunde zum katholischen Bekenntnis hatte herüberziehen laßen und dann die Fahne der Empörung erhob, hinrichten ließ (585). Leuwigild suchte nun die religiöse Einheit in seinem Reiche durch Vernichtung des Katholicismus herzustellen. Seine Gemahlin Goswinde, eine fanatische Arianerin, bestärktte ihn darin und entflammte seinen Eifer, so daß er über die Katholischen eine heftige Verfolgung ergehen ließ.

Leuwigild's Sohn und Nachfolger Rekkared schlug, um zu dem nämlichen Ziel der religiösen Einheit des Reiches zu gelangen, den entgegengesetzten Weg ein. Der Bischof Leander von Sevilla hatte ihn für das katholische Bekenntnis gewonnen, die politische Klugheit empfahl dasselbe darum sehr, weil die eroberungslustigen Frankenkönige sich zu Schirmherrn des katholischen Glaubens aufgeworfen hatten und in der Bedrückung desselben immer einen triftigen Grund zum Kriege finden konnten. Darum berief Rekkared 589 ein großes Concil nach der Residenzstadt Toledo und trat hier feierlich zum Katholicismus über.

Die religiöse Scheidewand im Volke fiel damit, ein großes Uebel ward aufgehoben. Dennoch wurde das Reich nicht vor dem Untergange bewahrt; es litt an andern großen Schäden und ward endlich eine Beute der Araber, welche 711 unter Tarik über die Meerenge von Gibraltar aus Afrika herüberkamen, den letzten Westgothenkönig Roderich bei Xeres de la Frontera entscheidend schlugen und dann unter Musa das ganze Reich eroberten.

Im südlichen Spanien saßen, als die Westgothen sich über das Land ausbreiteten, die Vandalen, Germanen zwar, aber wild, roh und grausam, wie kaum ein anderes Volk. Ihr König Geiserich führte sie 429, von dem römischen Statthalter Bonifacius gerufen, nach Afrika, eroberte Karthago 439 und gründete auf der Nordküste Afrika's, gleichsam auf den Trümmern Karthagos, welches einst gewagt der Weltbezwingerin Roma hemmend in den Weg zu treten, eine germanische Herschaft, das Reich der Vandalen. Auch die Vandalen waren Arianer, dabei aber ein räuberisches und grausames Volk. Als sie Karthago einnahmen, schleppten sie die vornehmsten Männer und Frauen fort und verkauften sie als Sclaven, und als sie 455 unter Geiserichs Führung Rom vierzehn Tage lang ausgeplündert hatten, schleppten sie eine Menge Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen mit sich nach Afrika hinüber, um sie dort gleichfalls als Sclaven zu verkaufen. Damals ließ der Bischof Deogratias von Karthago alle Gold und Silbergeräthe der Kirchen einschmelzen und verwandte das ganze Geld zur Loskaufung der Gefangenen. Die Zahl derselben war so groß, daß zu ihrer Aufnahme zwei Kirchen eingerichtet und mit Betten versehen werden mußten. Deogratias besuchte die Unglücklichen selbst und erquickte sie sowohl mit leiblicher, als auch mit geistlicher Speise.

Auch die Vandalen schied der Arianismus von den katholischen Landeseinwohnern. Weil diese nun im oströmischen Kaiser ihren natürlichen Schutzherrn sahen und fortwährend in geheime Verbindungen mit dem Ostreich traten, so verfolgten die Vandalenkönige die Anhänger des katholischen Glaubens. Mit der Politik verband sich der religiöse Fanatismus, der durch das, was die Arianer im oströmischen Reich zu leiden hatten, noch aufgestachelt wurde, und zu beidem trat dann die natürliche Roheit und Wildheit der Vandalen hinzu und machte diese Verfolgungen der Katholischen zu den blutigsten, von denen die Geschichte weiß. Das Reich fand durch Belisar, den Feldherrn des oströmischen Kaisers Justinian, 534 ein schnelles Ende.

6.

Fortsetzung.

Das Christentum unter den germanischen Stämmen jenseit des Rheines, den Burgunden und Franken.

Die allgemeine Bewegung der Zeit riß auch den mit den Gothen nah verwandten germanischen Volksstamm der Burgunden mit in ihre Strömung hinein. In den ältesten Zeiten hatte dieser Stamm zwischen der Oder und Weichsel seine Wohnsitze und grenzte so im Osten an die Gothen. Diesen waren sie auch südwärts an die Donau gefolgt, hatten sich aber später wieder nordwärts in die Gegenden des obern Main's und Neckars zurückgezogen, wo sie mit den Allemannen um Grenzen und die Salzquellen bei dem heutigen Schwäbisch Hall zu streiten hatten. Als Stilicho, um Italien gegen die Westgothen unter Alarich zu decken, die römischen Legionen vom Rhein zurückzog 406, da brachen die Sueven, Alanen und Vandalen durch das burgundische Gebiet hindurch in Gallien ein und rißen auch die Burgunden selbst mit sich fort zum Rheine hin. Diese gingen um 407 über den Rhein und siedelten sich an dem linken Ufer des Flußes von Mainz aufwärts bis zu den Allemannen an. Die Hauptstadt ihres Reiches war Worms. Das Reich selbst spielt in der Sage eine größere Rolle als in der Geschichte. Es ist ja dieses Burgunderreich gerade in dieser Zeit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, in welchem die herlichen Heldengestalten des Nibelungenliedes auftreten und die ersten Acte jenes großartigen Drama's spielen, das uns in so ergreifender Weise vor Augen stellt,

Wie liebe mit leide ze jungest lônen kân.

Eben dieses Worms ist es, wo die edlen Burgundenkönige Gunther, Giselher und Gernôt herschen, wo die schüchterne und holde Chriemhild zur blühenden Jungfrau heranreift, wo sie den Traum träumt, der ihr ihrer Liebe süßes Glück und schweres Leid in prophetischem Bilde vorausverkündigt; dieses Worms ist es, wohin Sigfried kommt, der schöne und starke Heldenjüngling; dieses Worms ist es, wo Chriemhield den herlichen zuerst sieht, wo sie mit ihm Hochzeit hält und im Besitze seiner Liebe so glücklich

ist; dieses Worms ist es aber auch, wo Chriemhild später ihren gemordeten Gatten betrauert, wo sie dem grimmen Hagen, seinem Mörder, Rache schwört; dieses Worms ist es endlich, wo die alte Königsmutter Ute die Trauerbotschaft empfängt, daß alle ihre Söhne nud mit ihnen all ihre tapfern Mannen ihren Untergang gefunden haben.

Auch diesem Zug der Sage liegt eine historische Thatsache zu Grunde. Als im Jahre 451 Attila mit seinen zahllosen Hunnenschaaren heranstürmte, fand das damalige Burgundenreich durch ihn den Untergang. Der tapfre König Gundikar stellte sich dem Weltstürmer mit 10,000 Burgunden entgegen, ward aber geschlagen und starb mit den Seinen den Heldentod. Der Rest des Volkes gab hierauf die alten Wohnsitze am Rhein auf, nnd zog südwestlich nach dem Juragebirge hin. Hier entstand ein neues Burgundenreich, das sich bis zum Jahr 534 in seiner Selbständigkeit behauptete, dann aber eine Provinz des von Chlodwig gegründeten Frankenreichs wurde.

Mit dem Christentum waren die Burgunden schon damals bekannt geworden, als sie noch an dem linken Rheinufer ihre Wohnsitze und Worms zur Residenz hatten. Das Land, welches sie hier eingenommen hatten, war christlich aus der Zeit der Römer her, die zurückgebliebenen Landeseinwohner waren katholische Christen. Von ihnen, den Besiegten, nahmen die Burgunden wahrscheinlich das Christentum an: wie und auf wessen Antrieb? das wißen wir nicht. Vermuthen läßt sich nur, daß eifrige Bischöfe Galliens, wie Cäsarius von Arles auf ihre Bekehrung hinwirkten. Jedenfalls waren die Burgunden ursprünglich katholische Christen und zeichneten sich als solche gegen die katholischen Landeseinwohner, die sie vorfanden, durch ihr friedfertiges und freundliches Benehmen aus. Die Kluft, welche ihre germanischen Stammesgenoßen in Spanien, Italien und Afrika als Arianer von den katholischen Landeseinwohnern schied, war für sie nicht vorhanden und somit fehlte auch der Boden, auf welchem das wilde Unkraut des Religionshaßes und der Verfolgungswuth hätte wuchern können. Einig mit ihren Unterthanen in der höchsten Beziehung, in der Religion, waren die Burgunden auch milde und menschlich gegen dieselben.

Als die Burgunden nun aber das Land am Jura einnahmen, wurden sie Arianer. So auffallend diese Erscheinung ist, so

läßt sie sich doch erklären. Der Arianismus schien, seitdem ihm die ersten und edelsten Germanenvölker zugefallen waren, die eigentlich germanische Glaubensform, das nationale Christentum der Germanen zu sein. Durch ihre Wohnsitze an der Rhone und Saone in die Nähe ihrer Westgothischen Stammesgenoßen, die Arianer waren, gerückt, mußte den Burgunden ihre Abweichung vom „germanischen" Bekenntnis zum Bewußtsein kommen und lästig werden. Wie sie sich nachher die Westgothen in der Gesetzgebung zum Vorbild nahmen, so auch in der Religion: sie gingen zum Arianismus über. Wenn die Burgunden, wie sich nach einer Stelle des Gregor von Tours mit Grund vermuthen läßt, nach der durch Attila erlittenen Niederlage einen Westgothen aus dem Geschlecht des Athanarich zum König annahmen, so läßt sich ihr Uebertritt zum Arianismus um so leichter erklären. Doch fand dieser Uebertritt nicht auf einmal, sondern allmälich statt. Von den vier Söhnen Gundwigs, welche die Herschaft unter sich theilten, war noch Chilperich II., der Vater jener Clotilde, welche den Frankenkönig Chlodwig heirathete, katholisch. Von ihnen errang Gundobald, der zu Lyon saß, durch Brudermord und Krieg die Alleinherschaft, beschwor aber auch die Rache Clotildens, deren Vater er gemordet, gegen sich herauf und legte damit den Gruud zum Untergang des burgundischen Reiches. Den katholischen Bischöfen im Reiche lag es natürlich sehr am Herzer den König Gundobald sammt seinem Volke wieder zum katholischen Bekenntnisse zurückzuführen, das in Chlodwig, dem Frankenkönig, einen mächtigen Vertreter gefunden hatte. Besonders wirkte in diesem Sinne der Bischof Avitus von Vienne, der am burgundischen Hofe in hohem Ansehen stand. Er bewog den König zwischen den Arianern und Katholiken ein Religionsgespräch zu veranstalten. Es fand statt im Jahre 500; die Sache der Katholischen verfocht Avitus selbst. Er berief sich in der Hitze des Streites darauf, daß Gott zur Bestätigung der katholischen Lehre auch ein Wunder thun könne. Der Sprecher der Arianer aber wies dieses Anerbieten als ein frevelhaftes zurück: „Wir brauchen keine Wunder, sagte er, wir haben die heilige Schrift, die stärker ist, als alle Wunder." Die Gottesgerichte waren bei den Burgunden an der Tagesordnung, namentlich der Zweikampf. Aber merkwürdig, derselbe Avitus, der auf dem Religionsgespräch an ein solches appellirte,

kämpfte sonst dagegen. Er sagte, wie Agobard von Lyon erzählt, dem König Gundobald, es heiße Gott versuchen, wenn man das Recht nach der Stärke der Faust abmeßen wolle und verwies ihn auf das Wort der Schrift: „die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Heer." — Das Religionsgespräch blieb übrigens ohne Erfolg. Als Avitus den König zum Uebertritt aufforderte, sagte er: „Wenn euer Glaube der wahre ist, warum haben eure Bischöfe den König der Franken nicht verhindert, mich mit einem ungerechten Krieg zu überziehen?" Auf diese Frage blieb Avitus die Antwort schuldig.

Aber gerade der Umstand, daß die mächtigen Franken Katholiken waren, mußte die Annahme des katholischen Bekenntnisses empfehlen, wenn nicht gebieten. Voll Eroberuugslust stand der Franke Chlodwig den Burgunden gegenüber; seine Gemahlin Clotilde spornte ihn zum Kampf, der Vorwurf der Ketzerei gab zu jederzeit einen triftigen Vorwand zum Kriege, und wie gefahrdrohend die fränkischen Waffen waren, das mußte Gundobald schon 501 erfahren, wo Chlodwig ihn bei Dijon schlug und zinspflichtig machte. Traten dagegen die Burgunden zu der katholischen Lehre über, so fiel jener Vorwand zum Kriege weg, so konnten sie auf die Fürsprache nnd Unterstützung der katholischen Bischöfe im Frankenreiche rechnen, deren Ansehn viel vermochte. Solche Rücksichten waren es wohl zumeist, welche Gundobald's Sohn und Nachfolger Sigmund bestimmten, zum katholischen Glauben überzutreten. Sein Uebertritt war eine politische Nothwendigkeit geworden, und was die Politik gebot, mochte sich in ihm auch als religiöse Ueberzeugung befestigen. Die Entscheidung erfolgte auf dem Reichsconcil zu Epaona im Jahr 517: Sigmund legte öffentlich das katholische Bekenntnis ab. Es gelang ihm auch, sein Volk für dasselbe zu gewinnen. Mit Milde und schonender Vorsicht verfuhr er dabei. Die Arianer sollten für den neuen Glauben gewonnen, nicht gezwungen werden. Avitus selbst widerrieth alle gewaltsamen Maßregeln und erklärte sich dagegen, daß man den Arianern ihre Kirchen entreiße und in katholische Kirchen umwandle. „Man kann nicht wißen, meinte der kluge Mann, ob nicht später wieder einmal ein Arianer ans Ruder kommt, der dann unsern Glaubensgenoßen Gleiches mit Gleichem vergelten dürfte." Auf dem Wege solcher Milde und Schonung

gelang denn die Katholisirung der Burguuden bald, welche sonst wohl schwieriger gewesen wäre.

Der Glaubenswechsel trug dem Burgundenreich jedoch nicht die erwartete Frucht. Clotilde, die Frankenkönigin lebte noch, ihr Rachedurst war noch ungestillt. Sie spornte, nachdem ihr Gemahl ins Grab gesunken, ihre Söhne an, den Tod ihres Vaters an den Burgunden zu rächen. Und diese säumten nicht. Ein Vorwand zum Krieg war leicht gefunden. Sigmund hatte anf die Verläumdung einer Stiefmutter hin seinen eignen Sohn aus erster Ehe umbringen laßen. Diese That gab den Franken den Vorwand zum Kriege. Sigmund, der aus Reue über sein Verbrechen, am Fuß des Bernhard das Kloster St. Maurice stiftete und für das Heil seiner Seele von den Mönchen Bußpsalmen singen ließ, ward von ihnen überfallen, in zwei Schlachten geschlagen, in jenem Kloster, wo er sich verborgen und in Mönchstracht gehüllt hatte, ergriffen, und zu Orleans mit Weib und Kindern in einen Brunnen gestürzt 524. Sein Bruder Godomar rächte Sigmunds Tod, indem er die Heeresmacht der Burgunden zusammenraffte und die fränkischen Brüder in einer Schlacht an der Rhone unweit Vienne aufs Haupt schlug. Chlodomir, einer der Frankenfürsten, fiel sogar in der Schlacht. Bald jedoch kamen die übrigen mit verstärkter Macht wieder. Godomar ward entscheidend geschlagen und verlor Herschaft und Leben. Burgund wurde dem Frankenreich einverleibt und ging als selbständiges Reich unter, 534; doch behielt es unter der Verwaltung eines fränkischen Großen seine eigne Verfaßung und konnte daher später, als der Königsstamm der Karolinger erlosch, für einige Zeit als Königreich Burgund neu erstehen. Das geschah im Jahre 887. Und dieses ist später in Folge eines Erbvertrages gurch den deutschen Kaiser Konrad II., den Ersten des fränkischen Herscherhauses, mit Deutschland vereinigt worden, 1032.

Doch wir dürfen hier die politische Geschichte Burgunds nicht weiter verfolgen, so sehr es uns auch interessiren muß zu wißen, daß das Land dorten am Jura, daß die Gebiete der Rhone und Saone einst ein germanisches Reich bildeten, und daß in den Bewohnern dieser Striche zum guten Theil noch heutigen Tages germanisches Blut fließt, germanische Art und Natur herschend ist.

Ueberblicken wir die kirchliche Geschichte der alten Burgunden

noch einmal, so stellen sich uns als epochemachende Ereignisse außer der ersten Bekehrung zum Christentum der nachmalige Uebertritt zum Arianismus und dann die später erfolgte Rückkehr zum Katholicismus dar. Staat und Kirche, politisches und religiöses Interesse gingen dabei Hand in Hand, und das politische Interesse war sogar überwiegend und maßgebend. Ist dieses auch eine unerfreuliche Erscheinung, so müßen wir bedenken, daß sie in den Verhältnissen der damaligen Zeit ganz und gar begründet war, in welcher die Religion auf die Bändigung und Bildung germanischer Menschen nimmer den gewaltigen Einfluß hätte ausüben können, wenn sie diesen nicht auch in der Verbindung mit dem Staat als eine starke objective Macht entgegengetreten wäre.

Noch mehr tritt uns diese Verbindung von Religion und Politik in der Geschichte der Franken entgegen, des germanischen Volkes, welches sich seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts vom Niederrhein her über Gallien ausbreitete, dem Land den Namen gab, den es noch heute trägt, und in ihm ein Reich gründete, welches alle auf römischem Boden gegründeten germanischen Reiche überdauerte und überragte.

Ehe das Land den Franken zufiel, ward hier auf Galliens Boden und zwar auf den katalaunischen Feldern bei Chalons sur Marne im Jahr 451 jene große Volkerschlacht geschlagen, welche über das Schicksal des Abendlandes und der meisten germanischen Stämme entschied und in der Geschichte der Völkerwanderung überhaupt Epoche macht.

Aus dem Tieflande Ungarns, wo er in hölzerner Stadt seine Hofhaltung hatte, brach Attila, der König der Hunnen, im Frühling des Jahres 451 mit einem gewaltigen Heere von 700,000 Kriegern nach Westen auf. Zum Herrn der Welt wähnte er sich berufen, das Schwert des Kriegsgottes in seinen Händen; als „Gottesgeisel" wollte er die Völker des Abendlandes züchtigen. Der ungeheure Volkerschwarm wälzte sich an der Donau herauf durch Oestreich und Schwaben dem Rheinstrom zu; auch deutsche Stämme, wie die Ostgothen, Gepiden, Heruler und Thüringer waren in seinem Gefolge. Die blühenden Rheinstädte Mainz, Worms, Speier und Straßburg wurden von den wilden Hunnen rein ausgeplündert und dann in Asche gelegt. Metz und Trier erlitten ein ähnliches

Schicksal; man sagte Attila nach, wo der Huf seines Pferdes hintrete, wachse nimmer wieder ein Grashalm empor.

Es war eine fruchtbare, eine entsetzliche Gefahr die jetzt dem Abendlande und seinen Völkern drohte, die Gefahr, unter die Herschaft asiatischer Horden zu fallen, die von Recht und Unrecht keine Begriffe, von Gott keine Ahnung, von Bildung und guter Sitte keine Vorstellung hatten, die Thieren gleich halbrohes Fleisch aßen und sich nach Art der Wilden in Felle kleideten. In Westeuropa waren die Keime christlicher Cultur eingesenkt, erhellten Lichtstrahlen des Evangeliums das Dunkel voriger heidnischer Zeit. Jetzt schien die Zeit gekommen, wo jene Keime zertreten, jene Lichtstrahlen von einer Nacht der Barbarei überwältigt werden sollten, die ärger war, als gallisches und germanisches Heidentum je gewesen.

Aber in solche Nacht asiatischer Barbarei sollte Europa nicht zurücksinken, die zu Höherem berufenen germanischen Völker sollten das herbe Schicksal nicht erleiden, hunnisch zu werden. Die Größe der Gefahr erkennend schaarten sich die Römer unter Aetius mit den Westgothen unter dem König Theoderich, den Alanen unter Sangipan und andern germanischen Völkerschaften zusammen und traten dem Weltverwüster Attila auf den katalaunischen Feldern in der heutigen Champagne gegenüber. Eine Völkerschlacht ward hier noch im Jahr 451 geschlagen, die zu den größten und blutigsten aller Zeiten gehört und der Völkerschlacht bei Leipzig von 1813 zu vergleichen ist. Römische Kriegskunst und germanische Tapferkeit errangen den Sieg über die wilde Wuth der Hunnen, auf deren Seite leider auch germanische Stämme wie die Ostgothen unter den drei edlen Amelungen Theodemir, Widemir und Walamir und die Gepiden unter Harderich gegen ihre germanischen Stammesgenossen kämpften. Namentlich wurde die Schlacht durch die Tapferkeit der Westgothen entschieden, die, nachdem ihr König Theoderich im Schlachtgetümmel gefallen war, mit verdoppelter Wuth unter Thorismund, dem Sohne ihres gefallenen Königs, vordrangen und die Hunnen in ihre Wagenburg zurückwarfen.

Aber welch eine Schlacht war geschlagen! Die Wahlstatt war mit 160,000 Leichen bedeckt; Römer, Germanen und Hunnen lagen da bunt durcheinander wie Heu, das die Sense gemäht. Ein Bächlein, das sonst sanft und friedlich an diesem Felde hinrieselte, war

durch das Blut der vielen Erschlagenen zu einem strömenden Gießbache angeschwollen, diejenigen aber, welchen der Brand der im Kampfgewühle empfangenen Wunden Fieberhitze und brennenden Durst verursacht hatte, schlürften aus diesem Bache Blut und Waßer durcheinander und labten sich so an dem Blute, das vielleicht aus ihren eignen Wunden gefloßen war. Dieser schreckliche Zug aus jener Völkerschlacht hat sich in unserm Nibelungenlied dem Andenken der Nachwelt erhalten. Da stehen die edlen Burgunden im großen Saale an König Etzels Hof und kämpfen den heißen Todeskampf. Sie kämpfen vom Morgen bis zum Abend und kein Labsal wird ihnen zu Theil. Da gibt der wilde Hagen den Rath, mit der Erschlagenen Blut den brennenden Durst zu löschen, und — sein Rath wird befolgt. Es heißt Strophe 2052:

> Dô gie der recken einer da er einen tôten vant,
> Er kniete im zuo der wunden, den helm er abgebant:
> Do begunde er trinken daz fliezende bluot
> Swie ungewon ers waere, ez dûhte in groezlichen guot.

Attila wagte in Gallien keinen neuen Angriff, er zog sich über den Rhein zurück. Im folgenden Jahr 452 brach er über die julischen Alpen in Italien ein und zerstörte das feste Aquileja, dessen Einwohner sich damals mit vielen Andern vor der Wuth der hunnischen Horden auf die Lagunen des adriatischen Meeres flüchteten und so den Grund zu Venedig legten. Immer weiter ging der verheerende Zug, eine Stadt Italiens nach der andern fiel in Attilas Hände und ward geplündert; jetzt nahte er sich Rom. Die Weltstadt erbebte, ihr Schicksal schien unvermeidlich: da ward der Bischof Leo der Große ihr Erretter. An der Spitze einer Gesandtschaft ging er dem Weltverwüster entgegen, wies mit beredtem Munde darauf hin, daß noch Jeden, der die ewige Roma gezüchtigt, ein früher Tod als Strafe getroffen, wie Alarichs Beispiel beweise, beschwor ihn, Roms zu schonen und — wer hätte es geglaubt? — bewog den Gewaltigen, Italien zu verlaßen. Noch einmal versuchte er sich mit den Westgothen, ward von Thorismund geschlagen und zog dann nach Ungarn zurück. Hier starb er schon 453 an einem Blutsturze, den er sich am Tage seiner Hochzeit mit der schönen Ildiko, einer Burgundin, durch unmäßigen Genuß des Weines zugezogen hatte.

Nach seinem Tode zerfiel sein Reich; seine Söhne bekämpften sich unter einander; die unterworfenen deutschen Stämme, die Ostgothen, Gepiden und andere machten sich durch eine blutige Schlacht, die sie den Hunnen an der Waag lieferten, frei und trieben die Hunnen in die Steppen Südrußlands zurück. Damit war das große Hunnenreich zerstoben und Westeuropa von der Gefahr hunnisch zu werden für immer befreit. Germanische Kraft und Tapferkeit war der Felsen, an dem sich die heranbrausenden Wogen der hunnischen Völkerfluth brachen; Germanen waren es, die sich im blutigen und schweren Kampfe den Boden ihrer geschichtlichen Entwicklung frei machten und sich dadurch eine große und reiche Zukunft sicherten.

Nachdem das Hunnenreich also zerfallen, sank auch bald das weströmische Reich, das die Stürme so vieler Jahrhunderte ausgehalten hatte; zusammen. Es war längst morsch und faul in sich selbst, seit zweihundert Jahren hatten ihm germanische Völker tödtliche Wunden geschlagen, jetzt gab ihm ein Germanenfürst den Todesstoß. Odoaker, ein Anführer der Heruler, Rugier und anderer deutscher Stämme, zog, wie die Ueberlieferung sagt, durch eine Weissagung des heiligen Severin dazu bestimmt, nach Italien und machte dem weströmischen Reiche damit ein Ende, daß er den letzten Kaiser Romulus Augustulus, der merkwürdiger Weise zugleich den Namen des ersten römischen Königs und des ersten Kaisers aber letztern in der Verkleinerungsform trug, absetzte und in Italien eine deutsche Herschaft gründete. Das geschah im Jahr 476 nach Christus, nachdem das römische Reich 1200 Jahre bestanden hatte, 600 Jahre gestiegen und 600 Jahre gefallen war. Odoaker vollendete nur, was andere Germanen vor ihm gethan; denn der Sturz des Römerreiches war nicht das Werk eines Jahres, sondern Jahrhunderte waren dazu erforderlich; war auch nicht das Werk eines Einzigen, sondern die Arbeit Vieler, die Arbeit eines ganzen großen, von Gott dazu berufenen Volkes. Denn fragen wir: Wer hat den Koloß des Römerreichs in Stücke zerschlagen? so gibt es nur eine kurze Antwort: Die Germanen. Sie, die mit neuer Kraft und neuen Mitteln der Bildung und Gesittung eine neue Zeit heraufführen sollten, mußten auch die alte zu Grabe tragen.

Odoakers milde Herrschaft dauerte nur dreizehn Jahre; ein

Mächtigerer kam über ihn und entriß ihm Land und Leute. Das war Theoderich, der König der Ostgothen. Er führte sein Volk, das früher den Hunnen unterworfen war, das 451 bei Chalons mit diesen gegen die westgothischen Brüder gekämpft, das sich dann von ihnen frei gemacht hatte, aus Oberungarn nach Italien, besiegte Odoaker in mehreren Schlachten und machte seiner Herschaft ein Ende, 493. Zum zweiten Mal erstand nun auf Italiens Boden ein deutsches Reich, das ostgothische. Es dauerte von 493 bis 554. Die Ostgothen waren schon Christen, aber Arianer. Der Arianismus schied sie von den katholischen Landeseinwohnern und begründete ihren Untergang. Mochte auch Theoderich gegen die Katholiken milde und tolerant sein; diese haßten ihn und sein Volk nicht nur als Ausländer und Eroberer, sondern namentlich als Ketzer. Und Theodorich that nichts, um diese Kluft zwischen Gothen und Römern auszufüllen, die giftige Wurzel des Haßes aus dem Herzen der Römer auszurotten: im Gegentheil befestigte und erweiterte er jene Kluft, indem er seine Gothen auch politisch absperrte, ihnen verbot, ihre Kinder in römische Schulen zu schicken und sie überhaupt als eine Art Kriegerkaste den Römern gegenüber stellte. So kräftig und edel das Gothenvolk war: diese religiöse und politische Geschiedenheit von den Römern brachte ihm den Unzergang. Sehnsüchtig blickten die Römer nach Ostrom hinüber, wo Justinian dem Reich neuen Glanz verlieh und als Schirmherr des katholischen Glaubens auftrat. Schon in Theoderich erwachte deshalb Mistrauen; ihm fielen der edle Philosoph Boethius, der noch im Kerker das schöne Buch über den „Trost der Philosophie" schrieb und dessen Schwiegervater, der greise Symmachus, als Opfer.

Als Theodorich 526 mit Gram im Herzen gestorben war, lieferte die Ermordung seiner Tochter Amalasuntha durch ihren Mitregenten Theodat der „großen Spinne" in Constantinopel einen leichten Vorwand in die Hände, das Reich der Ostgothen zum Raube zu nehmen, 534. Aber so leicht ließ sich dieses germanische Heldenvolk die neue Heimath nicht entreißen. Ein schwerer und blutiger Kampf begann und dauerte 20 Jahre, 534—554. Für die Gothen war es ein Kampf um ihre Heimat, um ihre nationale Existenz, um ihr Leben. Sie wehrten sich wie Löwen und verrichteten unter den Helden Vitiges, Totilas und Tejas Wunder der Tapfer-

keit; allein die Blüthe ihres Volkes fiel in den Schlachten, welche sie den von Belisar und Narses geführten Feinden lieferten, der Rest des Volkes erhielt freien Abzug und verschwand seitdem aus der Geschichte. In jugendlicher Frische und Kraft, nachdem es sich kaum eine neue Heimat errungen, ging dieses edle germanische Volk unter, ohne weiter noch eine Rolle in dem großen Weltdrama zu spielen; aber es starb eines Todes, wie er dem Heldensinn unserer Altvordern als schön und ruhmvoll erschien: es starb, nachdem es zwanzig Jahre hindurch zur Vertheidigung seiner Heimat und Freiheit das Schwert geführt, den Heldentod.

Doch nicht lange blieb Italien unter der oströmischen Herschaft. Zum drittenmal stieg ein germanisches Volk über die Alpen und gründete auf italischem Boden ein neues germanisches Reich: es waren die Longobarden. Nachdem sie unter ihrem Könige Alboin das Reich der Gepiden zerstört hatten, zogen sie, von Narses dazu gereizt, nach Italien und unterwarfen sich das Land. Ihre Herschaft hat von 568 bis 774 gedauert. Auch sie waren Christen, aber wiederum Arianer und wütheten Anfangs schonungslos gegen die katholischen Kirchen und Klöster, Geistlichen und Laien, aber der weise Pabst Gregor der Große (590—604) wußte durch seine Freundschaft mit der Königin Theudelinde, einer bairischen Herzogstochter, den Uebergang zum Katholicismus vorzubereiten. Sie nahm Agilulf, den Herzog von Turin, zu ihrem Gemahl, 590, ließ ihren Sohn Adelwald katholisch erziehen und gestattete dem heiligen Columban und andern die freieste Wirksamkeit zur Ausrottung des Heidentums und des Arianismus. Ihre Tochter Gundeberga führte ihr Werk fort; der Katholicismus siegte, aber gerade der eifrig katholische Liutprand (713—44) kam durch seine Eroberungsgelüste in Conflict mit dem römischen Stuhl. Gegen ihn und seine Nachfolger riefen die Päbste die Herscher der Franken zu Hülfe. Schon Pipin der Kleine kam auf solchen Hülferuf des Pabstes wiederholt über die Alpen und züchtigte die Longobarden; Karl der Große aber machte 774 dem Longobardenreich ein Ende, indem er Pavia einnahm und den letzten Longobardenkönig Desiderius in ein Kloster schickte. Karl nannte sich von da an König der Franken und Longobarden.

Doch Karl's des Großen Name weist uns nun in die Ge-

schichte der Franken zurück, die für die politische und kirchliche Gestaltung des Abendlandes eine so tief eingreifende Bedeutung erhielten, daß sie wohl einer eingehenderen Betrachtung würdig sind.

Ursprünglich wohnten die Franken auf der östlichen Seite des Niederrheins bis zur Weser und Elbe hin. Ihr Name, der wohl „die Freien" bedeutet, befaßte die meisten der in Norddeutschland ansäßigen germanischen Völkerschaften in sich, welche einst zu dem großen Cheruskerbund gehört hatten, also die Sigambern, Brukterer, Ampsivarier, Chatten, Marsen und andre. Seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts schon drangen sie in einzelnen Gefolgsmannschaften über den Rhein, um Beute zu machen. Der gute Erfolg zog neue Haufen beutelustiger Jugend nach; bald setzten sie sich im Westlande, dem heutigen Belgien, fest und schieden sich nun in salische und ripuarische Franken. Die Salier, welche ihren Namen von dem fränkischen Fluße Saale — so hieß früher die Yssel (Isala) — trugen, waren die westlichen Stämme; sie hatten im heutigen Belgien ihre Wohnsitze. Die Ripuarier oder Uferfranken (von ripa Ufer) wohnten zu beiden Seiten des Niederrheins aufwärts bis zur Mündung der Mosel. Unter den Saliern waren die Sigambern, unter den Ripuariern waren die Ampsivarier d. h. Anwohner der Ems, der eigentliche Kern, an den sich auf beiden Seiten andere Stämme angeschloßen hatten. Beide standen Anfangs unter mehreren Stammeshäuptern oder Gefolgsherren. Die salischen Franken breiteten sich bald immer weiter nach Süden aus und setzten sich um 450 auch auf der Nordgrenze Galliens fest.

Um diese Zeit herschte über die salischen Franken Merowig*) von dem das fränkische Königsgeschlecht den Namen der Merowinger empfing. Diesem folgte Childerich, der sich aber durch sein zuchtloses Leben und willkürliches Regiment so verhaßt machte, daß er fliehen mußte. Er floh nach Thüringen zu Bisin, dem Fürsten der Thüringer. Als die gelegene Stunde zur Rückkehr in's Vaterland schlug, gab ihm ein zurückgelaßener treuer Dienstmann, Viomad, Nachricht. Er kehrte heim und — entführte dem Fürsten, der ihn gastlich aufgenommen hatte, zum Dank dafür sein Weib.

*) Mero-wig heißt „großer Krieger"; Hlodo-wig „berühmter Krieger"; davon kommt unser „Ludwig".

Aus dieser argen Ehe ist Chlodwig entsprungen, der eigentliche Gründer des fränkischen Reiches in Gallien, von dem die politische Geschichte des heutigen Frankreich nicht minder, wie die kirchliche Geschichte des fränkischen Stammes ihren Anfang nimmt. Er regierte von 481—511. Das Gebiet seiner Herschaft, im Norden Galliens gelegen, war sehr klein; die Hauptstadt war Tournay. In den Tagen seines Vaters hatte Odoaker dem weströmischen Reich in Italien ein Ende gemacht, 476; in Gallien aber war noch ein Rest römischer Herschaft zwischen Seine und Loire unter dem Statthalter Syagrius geblieben. Südgallien bis zu den Pyrenäen hatten seit 415 die Westgothen inne; im Westen, im Gebiet der Rhone und des Jura saßen die Burgunder; das linke Ufer des Oberrheins, den heutigen Elsaß, hatten die Allemannen inne, von der Moselmündung rheinabwärts wohnten, wie wir wißen, auf beiden Ufern die ripuarischen Franken. In raschem Siegeslaufe hat nun Chlodwig den größten Theil dieses Gebietes seiner Herschaft unterworfen. Bei Soissons schlug er 486 den Römer Syagrius, brachte damit das Land bis zur Loire an sich und verlegte sofort seine Residenz von Tournay nach Soissons und später nach Paris; bei Zülpich, unweit Bonn, schlug er 496 in einer mörderischen, lange zweifelhaften Schlacht die Allemannen, gegen welche ihn sein bedrängter Oheim Siegbert, der zu Köln saß, zu Hülfe gerufen hatte. Dieser glänzende Sieg gab Chlowig und seinen Waffen ein allgefürchtetes Ansehen und entscheidendes Uebergewicht in Gallien, er beugte seiner Herschaft nicht nur die Ufer des Oberrheins, sondern auch die allemannischen Gaue vom Neckar bis zum Main hin, welche nach der Flucht der Allemannen von Franken besetzt wurden und seitdem Frankenland heißen bis auf den heutigen Tag; was aber die bei Weitem wichtigste Folge jenes Siegestages ist: er bestimmte Chlodwig zur Annahme des Christentums. Jetzt kam die Reihe an das Reich der Burgunden, welches um diese Zeit Gundwigs vier Söhne unter sich getheilt hatten. Schon 493 hatte sich Chlodwig mit Clotilde, der Tochter Chilperichs, eines von diesen Brüdern, vermählt. Ihren Vater und zwei ihrer Brüder hatte der Oheim Gundobald von Lyon, der nach der Alleinherrschaft strebte, grausam hinrichten, ihre Mutter in der Rhone ertränken laßen; kaum war sie mit ihrer Schwester Crona

einem ähnlichen Schicksal entgangen. Sie dürstete nach Rache an dem Mörder ihrer Eltern und brachte ihrem Gemahl die Pflicht der Blutrache und damit einen willkommenen Vorwand zum Krieg gegen das burgundische Königshaus mit. Chlodwig benützte ihn, fiel die Burgunden an, schlug sie in der Schlacht bei Dijon 501, mußte sich aber vorläufig damit begnügen, Gundobald zinspflichtig gemacht zu haben, der sich gegen ihn dadurch zu behaupten wußte, daß er sich auf den Ostgothenkönig Theoderich stützte. Inzwischen hatte Chlodwig in Burgund das Werk der Unterwerfung begonnen; es zu vollenden überließ er seinen Nachfolgern. Er selbst aber rastete noch nicht, sondern entriß den Westgothen durch die Schlacht bei Vouglé 507 das heutige Südfrankreich von der Loire bis zur Garonne und selbst die Stadt Toulouse. Wieder war es Theoderich der Große, welcher dem Sieger hemmend in den Weg trat und dem jungen Westgothenkönig Amalrich noch Languedoc rettete, die Provence aber selbst in Besitz nahm. Damit dem siegreichen König auch das äußere Gepränge nicht fehle, so verlieh ihm der oströmische Kaiser Anastasius aus Freude über die Niederlage der Gothen im Jahr 508 durch einen Adelsbrief den Titel eines römischen Patricius und schickte ihm zugleich eine purpurne Toja und ein Diadem als Insignien der neuen Würde. Begierig griff Chlodwig zu. Er befand sich gerade in Tours, als die oströmische Gesandtschaft ihn traf. In der Kirche des heiligen Martin legte er sich den Purpur an, setzte sich die Krone auf's Haupt, bestieg dann sein Roß und ritt nun in feierlichem Aufzuge durch die Stadt nach dem Dome, nach byzantinischer Sitte Geld unter die Menge werfend. Seit diesem Tage galt Chlodwig den Bewohnern Galliens als ihr rechtmäßiger, vom Kaiser bestätigter Herscher; und er ließ sich fortan Augustus nennen und machte Paris zu seiner Residenz.

Einmal auf diese Höhe gelangt, trachtete Chlodwig nun auch darnach, alle noch selbstständigen Frankenstämme unter seine Herschaft zu bringen. Es ist bekannt, wie er durch Hinterlist, Verrath und Meuchelmord zum Ziele kam. Gegen seinen Oheim Siegber zu Köln hetzte er dessen Sohn auf und als dieser Elende seinen Vater ermordet hatte, ließ er ihn selbst durch einen Meuchelmörder tödten und sich von den ripuarischen Franken auf einer Volksversammlung zum Herrscher wählen. Dann stürzte er Chararich

von Therouane, der ihm einst gegen Syagrius keine Hülfe geleistet. Ihn und seinen Sohn ließ er zu Mönchen scheeren und steckte sie in's Kloster; als aber der Sohn seinen jammernden Vater mit den Worten tröstete: „Getrost, Vater, der entlaubte Baum kann wieder ausschlagen und grünen," ließ Chlodwig beide enthaupten. Ragnachar von Cambrai und dessen Bruder Richar ließ er sich von mit falschem Golde bestochenen Großen ausliefern und hieb sie dann selbst mit der Streitaxt nieder. Auch den letzten noch übrigen Frankenfürsten Rignomer von Mans ließ er tödten und — klagte dann über sein Verwaistsein, weil er keine Verwandten habe.

Chlodwig starb 511. Er hat die schönen Länder von der untern Maas bis zu den Pyrenäen und vom Rhein bis zum Meere zu einem Reiche vereinigt, ist der Gründer des mächtigen Frankenreiches geworden, das fortan für die Geschichte der germanischen Völker die allergrößte Bedeutung erhielt. Seine Söhne theilten sich in das Reich und eroberten 530 noch Thürigen, 534 Burgund hinzu. Einer von ihnen Chlotar I. vereinigte 558 wieder alle Theile zu einem Gesammtstaate, welcher aber nach seinem baldigen Tode sofort wieder unter seine vier Söhne vertheilt wurde und bis zum Jahre 613 der Schauplatz jener blutigen Greuel war, die sich an die Namen der Brunhild und Fredegunde knüpfen und deren schaurig düsteres Bild uns Gregor von Tours in seinen „zehn Büchern fränkischer Geschichte" zum Entsetzen treu entworfen hat. Die Thaten dieser Königsweiber erinnern lebhaft an das, was die griechische Heldensage von den Freveln der Atriden berichtet. Als nach einem lang dauernden gegenseitigen Morden und Würgen auch die 70jährige Brunhild drei Tage lang gemartert und dann von einem wilden Pferde zu Tode geschleift war, vereinigte Fredegundens Sohn Chlotar II. 613 das Frankenreich zum zweiten Male. Doch fiel es von Neuem auseinander; namentlich schied sich das westliche Neustrien deutlich und bestimmt von dem nach dem Rhein zu gelegenen östlichen Austrasien. In jenem herschte das romanische Wesen vor, dieses war in Sprache, Sitte und Eigentümlichkeit seiner Bewohner mehr germanisch.

Als das Königsgeschlecht der Merowinger immer tiefer in wollüstige Schwelgerei und träges Nichtsthun versank, als die früh entnervten und ausgemergelten Könige ihr Leben kaum auf ein

Drittheil eines Menschenlebens brachten und nur noch Schattenbilder vergangner Herlichkeit und Puppen in der Hand ihrer Großen waren, da erhob sich aus diesem germanischen Theil des Frankenreiches, aus Austrasien, das Geschlecht der Karolinger. Ihr Ahnherr Pipin von Heristal war ursprünglich nur Hausmeier von Austrasien, errang aber 687 durch die Schlacht bei Testri das die höchste ausübende Gewalt in sich schließende Hausmeieramt auch über Neustrien und nannte sich schon Herzog und Fürst der Franken. Sieben und zwanzig Jahre behauptete er seine Macht und herschte weise und gerecht über die Franken, während die merowingischen Schattenkönige in völlige Indolenz versanken, auf ihren Meierhöfen ihr Leben mit Essen, Trinken und Schwelgen zubrachten und sich nur einmal im Jahre, auf den Maifeldern, und zwar auf mit Ochsen bespannten Wagen im blauweißen Mantel mit der Krone auf dem Haupt und dem goldnen Stab in der Rechten, dem versammelten Volke zeigten, um es zu begrüßen und von ihm begrüßt zu werden. Pipins Macht wußte sich sein natürlicher Sohn Karl Martell nach des Vaters Tod zu erringen und von 714 bis 741 zu behaupten. Den Beinamen Martellus, d. h. der Hammer hat er sich durch seine Großthaten erworben, die seinen Namen in der Geschichte der abendländischen Völker unsterblich machen und mit dem Glanze unvergänglichen Ruhmes umgeben. Er hat das große Verdienst, Frankreich und Germanien von der schrecklichen Gefahr, unter die Herschaft des Halbmondes zu fallen, befreit zu haben. Die Araber hatten, wie wir wißen, seit 711 die spanische Halbinsel erobert; jetzt — zwanzig Jahre später — stürmten sie von den Pyrenäen herab und ergoßen sich in ungeheuren Scharen über Aquitanien (Südfrankreich). Abderrahman führte sie an; der Herzog der Aquitanier erlag seinem Angriffe; schon stand das ganze schöne Frankenreich den fanatischen Söhnen der Wüste offen, da stellte sich ihnen Karl Martell namentlich mit dem Heerbann der starken und tapfern Franken Austrasiens zwischen Tours und Poitiers entgegen und schlug sie in einer mörderischen Schlacht im October 732 so aufs Haupt, daß von ihnen 375,000 auf dem Platze blieben. Seitdem hieß er Martellus, der Hammer, und ward als Retter der Christenheit geprießen.

Dieser Sieg war eine Königskrone werth; zwanzig Jahre

später setzte sich dieselbe sein Sohn Pipin der Kleine aufs Haupt (752) und fügte damit zu der Macht auch die äußere Würde und den Titel eines Königs. Der letzte merovingische Schattenkönig Childerich III. ward ins Kloster gesteckt. Zu dieser Erhebung Pipins gab der Papst Zacharias willig die erbetene Zustimmung, Bonifacius aber krönte Pipin und salbte ihn mit dem geweihten Oele.

Kehren wir nach dieser Uebersicht über die politische Geschichte der Franken zu der kirchlichen Geschichte derselben zurück. Die Franken waren, als sie von Norden her in Gallien siegreich vordrangen, noch Heiden; die Einwohner Galliens aber, welche sie vorfanden, waren Christen. Doch muß der Zustand Galliens vor der fränkischen Eroberung ein trostloser gewesen sein; Gallien war ja in der Völkerwanderung so recht der Tummelplatz der Völker, auf welchem sie zuletzt ihre Wuth austobten, ihre letzten Entscheidungskämpfe auskämpften; nach einander von Sueven, Alanen und Vandalen, von den Westgothen, von den Burgunden, Allemannen und Franken angegriffen durchzogen oder gar überfluthet und theilweise dauernd besetzt, war es endlich auch von dem hunnischen Sturm durchtost und verheert worden; in ihm wurde die große Völkerschlacht bei Chalons 451 geschlagen. Unter diesen fortwährenden Kriegsstürmen mußte die christliche Religion und Sitte verkümmern, und Roheit und Sittenlosigkeit überhand nehmen. Und so war es auch. Die Bewohner Galliens, aus der Mischung von celtischem und römischem Blute hervorgegangen und schon vor der Völkerwanderung ein tiefgesunkenes Geschlecht, in dem alle Laster der Kaiserzeit üppiger als sonst irgendwo wucherten, waren durch die Kriegstürme der Völkerwanderung in einen Zustand der gräulichsten Sittenlosigkeit und Verwilderung herabgesunken. Nun kamen die Franken, unter allen germanischen Stämmen der kriegslustigste, wildeste, zum Rauben und Morden geneigteste; nicht mit Weib und Kind, wie andre deutsche Völker und damit umschirmt von den Schranken des Familienlebens, sondern in einzelnen Gefolgschaften junger unbändiger Krieger betraten sie zuerst den fremden Boden, unterwarfen die Einwohner, verbanden und vermischten sich mit ihnen: da konnte es nicht fehlen, die Schaaren römischer Laster drangen in das Leben der Eroberer ein und fanden in den wilden und rohen Herzen einen ergiebigen Boden. Erst in Folge dieser Mischung wurde das

Frankenvolk jenes Geschlecht voll Blutgier, Mordlust, Sitten= und Treulosigkeit, wie es uns in Gregors Geschichtsbüchern entgegen= tritt. Gallien war ein Sumpf; ein Strom frischen Wassers ergoß sich darein und — versumpfte ebenfalls; das ist die Geschichte der Franken in Gallien. Freilich die natürlichen Anlagen und Keime zu jenen Lastern und Gräueln brachten die Franken mit; aber auf Galliens verderbtem Boden, in seiner vergifteten Atmosphäre ging das Unkraut recht üppig auf und trug tausendfältige Frucht. Am meisten fällt die fränkische Treulosigkeit auf, die sprüchwörtlich wurde, wie einst die punische Treue. In ihr fielen die Franken ebenso von deutscher Art und Sitte ab, wie in der zügellosen Ver= letzung des Familienlebens. — Diese Bemerkungen mußten wir vorausschicken, damit uns der Boden bekannt würde, auf welchen bei den Franken der Same des Evangeliums fiel, urd damit wir nicht etwa Erscheinungen in der Geschichte der Franken auf Rech= nung der christlichen Religion setzen, die in ganz andern, trüben Quellen ihren Ursprung haben.

Die Bekehrung der Franken wird gewöhnlich von dem in der Schlacht bei Zülpich (496) gefaßten Entschluße Chlodwigs datirt. Mit Recht, wenn nur dabei nicht übersehen wird, wie dieser Entschluß auf mannigfaltige Weise angebahnt und vorbereitet war. Den Boden Gal= liens bewohnten Christen; indem die fränkischen Gefolgschaften auf dem= selben vordrangen, kamen sie mit dem Christentum in Berührung. Ein friedlicher Verkehr zwischen den herschenden Franken und den römischen Galliern bestand namentlich unter Chlodwigs Vater Childerich. In seiner Umgebung lebten viele Christen, Bischöfe genoßen sein Vertrauen, und die heilige Genofeva von Paris vermochte so viel über ihn, daß er ihr keine Bitte abzuschlagen wagte. Franken dienten häufig im römischen Heer, und blieben sie auch noch Heiden, so im= ponirte ihnen doch die Pracht des christlichen Cultus und die Würde einzelner Persönlichkeiten. So rühmte sich der Franke Arbogast, der den Kaiser Valentinian stürzte und ihm den Heiden Eugenius zum Nachfolger gab, öffentlich seiner Bekanntschaft mit dem Bischof Ambrosius von Mailand.

Ganz Gallien war damals voll von dem Ruhme des heiligen Martin von Tours. Dieser Mann war gerade vor hundert Jahren als Bischof von Tours gestorben, 397. Er war in der

That ein großer Mann und ein helles Licht in dem Dunkel der gallischen Kirche. Als einst im Jahre 355 **Julian**, der spätere Kaiser und Apostat, vor den Thoren von Worms die Legionen musterte und beschenkte, um sie demnächst in den Kampf zu führen, trat ein junger Offizier aus den Reihen und sprach zu dem Feldherrn: „Bisher habe ich dir gedient, gestatte mir, daß ich von nun an Gott diene. Dein Geschenk empfange ein Anderer, ich bin ein Christ und darf nicht kämpfen." Der kühne Sprecher war Martin, damals erst 20 Jahre alt. Alle zitterten für sein Leben; Julian aber ließ ihn nicht sofort hinrichten, sondern nur ins Gefängnis werfen und gab ihn später frei. Martin wurde Bischof von Tours, als solcher ragte er bald über die Masse der verweltlichten und verkommnen gallischen Geistlichkeit hoch empor. Als im Jahr 383 zu Trier das **erste Ketzerblut** vergoßen wurde — es waren Priscillianisten, die man zum Tode brachte — verdammte er offen und frei das Geschehene, das er nicht hatte verhindern können, als eine gräuelvolle gottwidrige Blutthat und erklärte: „Es ist genug, Ketzer von der Kirchengemeinschaft auszuschließen; man hat kein Recht dazu, ihr Blut zu vergießen." Um die Geistlichkeit aus dem Strom des Weltlebens herauszureißen, beförderte Martin das Klosterleben; hinter den Mauern der Klöster sollten sich die Geistlichen vor jenem Strome bergen und ganz der Andacht und den Studien leben. Auf einer Insel der Loire baute er sich selbst eine Zelle und ging mit seinem Beispiel voran. Viele folgten ihm. Sein ganzes Leben und Thun war in der That gottselig und musterhaft. Als er aber gestorben war, breitete sich um seine Person die Glorie des Heiligen und Wunderthäters. Sein Grab wurde ein hochberühmter Wallfahrtsort; Wunder über Wunder geschahen daselbst; der heilige Martin erwies sich dem Glauben der Zeit als ein allzeit bereiter und kräftiger Helfer in der Noth. Sein Ansehen stand so hoch und so felsenfest, daß es selbst den Heiden imponiren mußte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der hülfreiche heilige Martin auch auf die rohen Gemüther der Franken einen tiefen Eindruck gemacht und sie dem Christentum zugeneigt hat.

Chlodwigs entscheidender Schritt selbst war seit Jahren vorbereitet. Seine Gemahlin **Clotilde** war, wie wir wißen, eine burgundische Prinzessin und katholische Christin. Seit dem Augen-

blick ihrer Vermählung (493) unterließ sie nicht, das Herz ihres heidnischen Gemahls zu bearbeiten, es dem altgermanischen Götterglauben abwendig und dem Christenglauben geneigt zu machen. Lange blieben ihre Bemühungen vergeblich. Suchte sie ihm die Nichtigkeit des alten Götterglaubens zu beweisen, so erwiederte Chlodwig, der Christengott der Römer sei ohnmächtig, weil er sein Reich d. h. das römische Reich nicht vor dem Untergang zu bewahren vermöge, „zudem, fügte er mit dem stolzen Bewußtsein, selbst aus Wodans Geschlecht entsproßen zu sein, hinzu, „zudem stammt ja euer Christengott nicht einmal aus dem Geschlecht der alten Götter ab." Clotilde gebar ihren ersten Sohn, Ingomer; der Mutter zu Liebe ließ es Chlodwig geschehen, daß er getauft wurde. Aber ach, der Knabe starb noch in den Taufkleidern. „Siehst du nun, sagte Chlodwig, die Ohnmacht eures Gottes? Wäre der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden, er würde noch leben." Clotilde mußte diesen Vorwurf ertragen. Dennoch wußte sie, als sie dem König ihren zweiten Sohn Chlodomer gebar, es wiederum durchzusetzen, daß auch er getauft wurde. Aber, o Misgeschick, der Knabe erkrankt wieder und schon sieht der erbitterte Vater in ihm eine sichere Beute des Todes, sieht das Strafgericht der erzürnten Götter, denen er entzogen ist, über sich hereinbrechen. Clotilde ist trostlos; stirbt auch dieses Kind, so schwindet alle ihre Hoffnung auf ihres Gemahls Bekehrung dahin. Da wirft sie sich ins Gebet und fleht zum heiligen Christ, daß er ihr Kind gesund mache — und siehe, der Knabe genest wieder. Jetzt ist Chlodwigs Räsonnement widerlegt; er hat eingesehen, daß der Christengott wohl Gebete erhören und vom Tode erretten kann. Flößt ihm das auch Achtung vor dem Gott der Christen ein, so bestimmt es ihn doch darum noch nicht, seinen alten Göttern abzusagen: Was der Christengott kann, können sie ja am Ende noch beßer. Was daher auch noch außer dieser von der Hülfe des Christengottes gemachten Erfahrung auf Chlodwigs Gemüth einwirken mochte: die unabläßigen Bitten seiner Gemahlin, der Verkehr mit christlichen Bischöfen und Beamten seines Reiches, die Berichte von den Wundern des heiligen Martin, die Feierlichkeit und Pracht des katholischen Gottesdienstes, die ganze ihn umgebende Geistesmacht der Kirche: so lange konnte sich Chlodwig zum Abfall von den alten Göttern nicht entschließen,

als sein Glaube an die hülfreiche Macht dieser Götter noch unerschüttert war. Erst mußte dieser ihm auf eine eclatante Weise erschüttert, und dagegen die Macht des Christengottes in einem seinem kriegerischen Sinne entsprechenden Wunder einleuchtend gemacht werden, ehe er Christ wurde. Und so geschah es. Chlodwigs Oheim Siegbert in Köln wurde von den Allemannen hart bedrängt. Er rief den mächtigen Vetter zu Hülfe. Dieser kam; es war im Jahr 496. Auf den Feldern von Tolbiacum im Jülicherlande, zwischen Bonn und Aachen, wo jetzt Zülpich liegt, stießen die Heere aufeinander. Eine mörderische Schlacht begann; germanische Kraft und Tapferkeit bewährte sich auf beiden Seiten. Endlich neigt sich der Sieg auf die Seite der Allemannen; an Zahl den Franken weit überlegen, dringen sie siegreich vor. Chlodwig sieht es mit Schrecken, er sieht, wie die Schlachtreihen seiner Franken wanken und sich lösen, er hört, wie die Feinde schon den Siegesjubel erheben, von seinen Göttern, die er angerufen, sieht er sich schmählich verlaßen und dem Verderben preisgegeben, da erhebt er mit Thränen im Auge die Hände gen Himmel und fleht: „Jesus Christus, Clotilde sagt, du seist der Sohn des lebendigen Gottes, Hülfe sollst du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf dich hoffen, — ich flehe dich demütig an um deine Hülfe. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde und erfahre ich so jene Macht, die das deinem Namen geweihte Volk an dir erprobt haben will, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Meine Götter habe ich angerufen, aber ich erfahre, daß sie fern sind mit ihrer Hülfe; darum glaube ich, daß sie keine Macht haben, da sie denen nicht beistehen, die ihnen dienen. Dich rufe ich jetzt an und will an dich glauben; errette mich nur aus der Hand meiner Feinde.“ Wahrscheinlich sprach Chlodwig das Gelübde im Angesicht des Heeres mit lauter, erhobener Stimme und führte nun sein Heer, in welchem auch viele Christen dienten, auf's Neue zum Angriff, um auf den Namen des Christengottes hin noch einmal sein Kriegsglück zu versuchen. Der Angriff, mit frischem Muth und Gottvertrauen ausgeführt, gelingt, die Allemannen weichen, ihr König fällt, bald ist der Sieg der Franken vollständig. Da treten Einige aus dem feindlichen Heere zu Chlodwig und bitten: „Laß des Mordens genug sein, wir wollen dir gehorchen;“ und Chlodwig

gebietet sofort, dem Kampf Einhalt zu thun. So unterwarfen sich die Allemannen auf dem linken Rheinufer und die zwischen Neckar und Main seßhaften dem siegreichen Frankenkönige; dieser aber sammelte sein Volk und zog heim, um seiner Gemahlin die frohe Botschaft zu bringen, daß er bei Zülpich durch die Anrufung des Christengottes gesiegt und sich seiner Verehrung geweiht habe.

Welch eine Freude mußte diese Nachricht für Clotilde sein! Nun war ja erreicht, wonach sie Jahre lang vergeblich gestrebt hatte. Ungesäumt ließ sie den Bischof Remigus von Rheims kommen, damit dieser den König im Christentum unterrichte. Aus dieser Unterweisung werden uns merkwürdige Züge berichtet, die uns einen Blick in das Herz des Frankenkönigs thun laßen. Als Remigius ihm die Leidensgeschichte Christi erzählte, ergrimmte Chlodwig im Geist und rief das bereits erwähnte Wort aus: „Wäre ich doch mit meinen Franken dabei gewesen, wie hätte ich diese Juden züchtigen wollen!"

Remigius forderte sodann den König auf, daß er sich mit seinem ganzen Volke zum Christentum bekenne. Chlodwig antwortete: „Gerne will ich, heiliger Vater, deine Lehre hören, aber mein Volk wird seine heimatlichen Götter nicht verlaßen wollen; doch will ich gehen und deinem Rathe gemäß mit ihm reden." Er berief darauf seine Franken zur Versammlung, stellte ihnen seine Erfahrung in der Schlacht und seinen Entschluß vor und forderte sie auf, sich gleichfalls zu entscheiden. Und siehe, des Königs Wort und Beispiel bestimmte sofort Viele zu einem raschen Entschluß; „wir verlaßen mit Dir, riefen sie, unsre vergänglichen Götter und sind bereit, dem unsterblichen Gotte zu folgen, den Remigius predigt." Aber nicht alle Franken waren solchen Sinnes; ein Theil derselben wollte den alten Götterglauben nicht aufgeben und ging, erbittert über den Abfall des Königs, zu dem noch heidnischen Frankenfürsten Ragnachar über, der zu Cambray residirte. Schwerlich hatte diese Minorität jedoch gewagt, dem König in jener Volksversammlung zu widersprechen, wo die Mehrzahl, und wahrscheinlich gerade die Angesehensten, sich bereit erklärten, dem Beispiel des Königs zu folgen.

Nachdem sich Chlodwig so der Gesinnung seiner Franken versichert hatte, ließ er sich taufen und dadurch in die Kirche aufneh-

men. Die feierliche Handlung fand am Weihnachtsfeste 496 in der Marienkirche zu Rheims statt. Remigius hatte Nichts unterlaßen, was zur Verherlichung des Actes dienen konnte: die Häuser der Straße, durch welche Chlodwig mit 8000 seiner Edeln zog, waren festlich geschmückt, mit bunten Teppichen und weißen Tüchern behangen; die Kirche erglänzte in festlicher Pracht, brennende Kerzen verbreiteten ein wahres Lichtmeer und Weihrauchdüfte erfüllten die Hallen. Betroffen fragte Chlodwig beim Eintritt den Bischof: „Herr, ist dieß das Reich Gottes?" Nein, antwortete Remigius, es ist nur der Weg, der zu demselben hinführt." Als nun Chlodwig in das Taufbad hinabstieg, weihte ihn Remigius mit den Worten: „Beuge sanft deinen Nacken, Sicamber, verehre nun, was du verfolgtest, verfolge nun, was du verehrtest." Nach Chlodwig ließen sich auch seine Schwestern Albofleda, welche noch Heidin, und Lantchilde, welche Arianerin war, taufen. Gegen dreitausend Franken folgten dem Beispiel ihres Königs.

Es war das katholische Glaubensbekenntnis, welches Chlodwig mit seinen Franken annahm; alle anderen Germanenstämme waren Arianer, Chlodwig wurde der erste rechtgläubige Germanenfürst.

Diese Thatsache ist von außerordentlicher Wichtigkeit: dadurch wurde dem fränkischen Reich nicht nur sein Bestand in Gallien, sondern auch eine reiche Zukunft und die Oberherschaft über die arianischen Nachbarvölker gesichert. Der Arianismus war nun einmal lebensunfähig und nicht im Stande, einem germanischen Volke Bestand und Zukunft zu sichern, weil er immer zwischen den Eroberern und den Unterworfenen eine Kluft befestigte, die den Ersterern verderblich werden mußte, und die nächste Zukunft der Geschichte gehörte dem katholischen Bekenntnis an. Indem Chlodwig zur katholischen Kirche übertrat, stellte er sich und sein Volk in den Vordergrund des Schauplatzes der Geschichte und übernahm eine der wichtigsten Rollen auf demselben. In der Verbindung mit der römischen Kirche erhob sich später unter den Karolingern das fränkische Reich zum ersten Reiche der Christenheit, um welches sich die ganze Geschichte des Abendlandes wie um ihren Mittelpunkt drehte, dessen Oberhaupt daher auch die römische Kaiserkrone trug; in Verbindung mit der fränkischen Macht wuchs und erstarkte das

römische Bistum zum Papsttum. Eins wurde durch das andre groß und mächtig: das fränkische Reich durch die römische Kirche und die römisch-katholische Kirche durch die fränkische Macht. Und so ist denn in der That diese Verbindung der beiden Mächte, zu der durch Chlodwigs Uebertritt zum katholischen Bekenntnis der Grund gelegt wurde, ein Ereignis von unendlich weitreichender Bedeutung.

Das erkannten auch schon Chlodwigs Zeitgenoßen, und hatte Chlodwig es selbst noch nicht ganz erkannt, so mußten ihm die aus dem eignen und aus andern Reichen kommenden Huldigungen katholischer Bischöfe beweisen, welche Bedeutung für ihn und sein Reich das katholische Bekenntnis habe, welche Aussichten für die Zukunft es ihm eröffne, welche sichtbaren und unsichtbaren Mächte es ihm zu Bundesgenoßen gebe. Der angesehenste katholische Bischof in dem arianischen Burgund, Avitus von Vienne, beglückwünschte Chlodwig in einem Schreiben, in welchem er den rechtgläubigen König des Westens dem rechtgläubigen Kaiser des Ostens geradezu zur Seite stellt und die Zukunft Chlodwigs mit der Zukunft der katholischen Kirche so eng verknüpft, daß er sagt: „Euer Glaube ist unser Sieg." Noch bedeutungsvoller war das Schreiben, welches der Papst Anastasius an Chlodwig richtete: „Der Stuhl Petri müße bei einer solchen Gelegenheit sich innig freuen, zu sehen, wie die Menge der Völker raschen Laufs zu ihm hinströme. Chlodwig möge der Mutter Kirche eine eherne Säule sein. Gott sorge für sie durch einen solchen Fürsten, der sie schützen könne gegen die Bestrebungen ihrer Feinde. Gott möge ihm den Sieg verleihen über die Feinde ringsumher." Wir sehen aus diesen Briefen, welche Hoffnungen die katholische Geistlichkeit des Abendlandes auf Chlodwig baute, wie sie in ihm den von Gott gesandten Schirmherrn des katholischen Glaubens begrüßte, wie sie ihm den Beruf zur Unterdrückung des Heidentums und der Ketzerei und zur Eroberung der arianischen Länder ringsum als einen von Gott kommenden, gleichsam verbrieft und versiegelt, in die Hand drückte.

Welche Vortheile ihm seine Bekehrung zum katholischen Glauben brachte, hat Chlodwig, wenn nicht vor, doch nach seiner Taufe erkannt. Da sah er ja aus den ihm zugehenden Schreiben deutlich,

wie sein Uebertritt ihm nicht blos die Herzen seiner eigenen katholischen Unterthanen gewonnen hatte, sondern wie von nun an auch die katholische Bevölkerung und namentlich auch die katholische Geistlichkeit der arianischen Nachbarländer (des westgothischen Reichs im Süden und des burgundischen im Südwesten) sehnsüchtig die Hände nach ihm, als ihrem Beschützer und ihrem zukünftigen Befreier von arianischer Herschaft, ausstreckte; er sah, wie sein Uebertritt ihm nicht blos seine gegenwärtige Herschaft befestigte, sondern ihm den Weg zu neuen Eroberungen bahnte. Und er hat bei seinen Eroberungen die Mittel und Vortheile, welche ihm sein katholisches Bekenntnis darbot, trefflich benutzt. Als er 507 gegen die Westgothen in den Krieg zog, sagte er zu seinen Franken: „Es ärgert mich, daß diese Arianer den schönsten Theil von Gallien inne haben. Auf, laßt uns sie mit Gottes Hülfe überwinden und das Land in unsre Gewalt bringen."

Aber ist denn nun auch wirklich Chlodwigs Uebertritt zur katholischen Kirche nichts weiter gewesen, als das Werk einer elenden, wohlberechneten Politik? Der gelehrte Theologe Walch schrieb 1751 eine Abhandlung, in welcher er die Sache so darstellte*) und die pragmatische Geschichtschreibung Plancks folgte ihm darinnen nach. Aber längst hat der treffliche Historiker Löbell in Bonn in seinem Werk über Gregor von Tours**) die Haltlosigkeit dieser Ansicht erwiesen. Es ist auch nicht schwer, sie einzusehen. Ließ sich Chlodwig blos von politischen Rücksichten bestimmen, so konnte ihm neben den Vortheilen auch nicht die Gefahr entgehen, der er sich durch seinen Uebertritt aussetzte. Diese aber war wirklich groß. Die Masse seines Volkes war noch heidnisch, in dem Glauben an die alten Götter, der durch sein Alter schon ehrwürdig und mit dem ganzen Wesen des Volkes eng verwachsen war, festgewurzelt; andre noch heidnische Frankenfürsten, eifersüchtig auf Chlodwigs Macht und Ruhm, wohnten in der Nachbarschaft: wie leicht konnte da der Versuch, die alten Götter zu stürzen, Chlodwig Thron und Leben kosten! Daß Chlodwig vor seinem öffentlichen Uebertritt erst eine Volksversammlung berief, um die Gesinnung seiner treuen Franken

*) De Chlodovaeo ex rationibus politicis Christiano. Jenae 1751.

**) Gregor von Tours und seine Zeit. Leipzig, 1839. S. 259 ꝛc.

zu erforscheu; daß später wirklich ein Theil seiner Franken zu Ragnachar überging, beweist, daß die Gefahr eines heftigen Widerstandes in seinem Volke wirklich vorhauden war und Chlodwig sie kannte. „Der blos berechnende Chlodwig, sagt Löbell, hätte erwägen müßen, daß er durch die Taufe wohl ebensoviel gewinnen als verlieren könne — und zwar da verlieren, wo der Grund und Boden seiner Macht war. Und dieß führt nothwendig auf einen höhern Standpunkt der Beurtheilung. Das Große in der Geschichte sträubt sich dem Heuchler zu dienen, der es als ein gemeines Werkzeug zu listiger Durchführung seiner selbstsüchtigen Absichten handhaben will; ihm ist die segensreiche Ausbreitung seiner Wirkungen nicht beschieden."

Chlodwigs Uebertritt zum Christentum war wirklich zunächst nnd vor Allem die Folge der Ueberzeugung von der Ohnmacht der alten Götter und der Allmacht des Christengottes. Den ersten Gruud zn dieser Ueberzeugung hatte Clotilde gelegt; sie hatte Chlodwig aus dem festen Glauben an die Götter heraus- und in einen Zustand des Zweifelns und Schwankens hineingeführt, in welchem er sogar die Taufe seiner Söhne zugab; die Noth und Rettung in der Allemannenschlacht brachte dann den Glauben an die Obmacht des Christengottes zum siegreichen Durchbruch und Chlodwigs Entschluß zur Reife. Daß ihm daneben, während er noch schwankte, auch die politischen Vortheile vor die Seele traten, die ihm der Uebertritt bringen könnte, soll durchaus nicht geleugnet werden, aber sie waren durchaus nicht das einzige Gewicht, welches bei Chlodwig in die Wagschale fiel. Sein Uebertritt war daher auch keineswegs Heuchelei, sondern so aufrichtig, wie nur je eines Menschen „Bekehrung" zum Christentum gewesen ist: ganz und rückhaltslos sagte er den alten Göttern ab und trat in den Dienst des Christengottes, er glaubte unbedingt, was die Kirche vorschrieb, er dotirte reichlich Kirchen und Klöster, er ehrte die Bischöfe, er schützte und schirmte überall, wo es Noth that, die Christen, er haßte mit dem glühenden Hasse eines ächten Katholiken die arianische Ketzerei; er war also nach den Begriffen seiner Zeit und dem Maße seiner Erkenntnis ein guter katholischer Christ. — Aber freilich ein Christ im wahren Sinne des Wortes wurde er nicht durch

die Taufe, es fand keine innere Umwandlung seines Herzens in ihm statt, er blieb nach wie vor derselbe rohe, eroberungslustige und gewaltthätige, Treubruch, Mord und Blutvergießen ohne große Gewißensscrupel als Bagatelle vollbringende Franke. Gerade seine schändlichsten Thaten, jene Verräthereien und Meuchelmorde, die er an seinen Verwandten, den ripuarischen und sälischen Frankenfürsten, übte, fallen in die Zeit nach seiner Taufe und beweisen, daß von innerer Herzensbekehrung keine Spur in ihm vorhanden war. Darauf kam es selbst den Personen, die auf seine Bekehrung den größten Einfluß übten, nicht einmal an; ein Remigius, eine Clotilde verlangten von dem König gar nicht, daß er fortan von Krieg und Eroberung ablaße und streng nach den Geboten des Christentums lebe; — ein solches Verlangen würde bei Chlodwig auf den heftigsten Widerstand gestoßen sein — was sie verlangten, war nur, daß er seine Macht im Dienste des Christentums gegen Heiden und Arianer gebrauche und so der katholisch=rechtgläubigen Kirche zum Siege verhelfe: Darin sahen sie seinen providentiellen Beruf, seine welthistorische Mission, deren Erfüllung sie von vielem Andern absehen ließ.*) Und Chlodwig selbst faßte die Sache nicht anders auf: er begab sich durch seine Taufe in des Christengottes Dienst, bekämpfte fortan dessen Feinde, die Arianer und Heiden und erwartete dafür von diesem mächtigen Gott Sieg in der Schlacht, Hülfe in der Noth, Heil und Segen in all seinen Unternehmungen. In diesem Sinne meinte er es mit Gott recht ernst und treu, zweifelte nicht daran, daß sein ganzes Thun in Krieg und Eroberungen ein Gott wohlgefälliges, ein thatkräftiger Gottesdienst sei und war überzeugt, daß Gott es ebenso auch treu und gut mit ihm meinen müße. Diese Ueberzeugung hat Chlodwig auf seinem Eroberungsgange Siegesgewißheit und Unwiderstehlichkeit gegeben. In ihr hielt er sich des ihm vom Pabste beigelegten Titels des „allerchristlichen Königs", der sich auf alle folgenden Könige

*) So läßt es sich auch begreifen, wie Gregor von Tours, der die Treulosigkeiten Chlodwigs mit rückhaltsloser Treue berichtet, da, wo er den an Siegbert begangenen Verrath erzählt hat (II. 49), hinzusetzen kann: Prosternebat enim quotidie Deus hostes ejus sub manu ipsius, et augebat regnum ejus, eo quod ambularet recto corde coram eo, et faceret, quae placita erant in oculis ejus.

Frankreichs, auch die allerunchristlichsten, vererbte, durchaus nicht unwürdig. Und merkwürdig, dieses Bewußtsein, wegen der Bekehrung zum katholischen Glauben und der Freiheit von Ketzerei bei Christo in besonderm Ansehn zu stehen, hat sich vom König aus auch dem Volke der Franken mitgetheilt. Das beweist unwiderleglich das Wort im Eingang des salischen Gesetzes: Vivat, qui Francos diligit, Christus, es lebe Christus, der die Franken liebt.

Wie die Bekehrung Chlodwigs, so war auch die seines Volkes, die von seinen Nachfolgern durch Strafgesetze gegen das Heidentum vervollständigt wurde, eine rein äußerliche und daher auch ohne tief eingreifende Wirkung. Das Christentum stieß bei den Franken auf rohe und wilde Naturen, die für ein stilles, von Sitte und Zucht umschirmtes Leben in den Stürmen der Völkerwanderung fast allen Sinn verloren, dagegen die Lust zu einem wilden Kampf- und Fehdeleben in sich genährt und in dem Verkehr mit den römischen Galliern das Gift römischer Laster reichlich eingesogen hatten. Da konnte es ja seine umgestaltende Macht nicht recht offenbaren. Wie daher die politische Geschichte, so bietet auch die Kirche der merowingischen Zeiten ein trostloses Bild dar. Das Beispiel der Regierenden wirkte verderblich auf die Regierten. Die Geistlichkeit verweltlichte ganz, sank in Rohheit und Unwissenheit, in Sünden und Laster hinein; von Predigt des Wortes, Kirchenzucht und Seelsorge war bei ihr wenig oder gar nichts zu hören. Besonders arg und heillos wurde das Verderben, als Karl Martell die reichen Bistümer an seine Soldaten und Kriegsobersten vergabte. Da wurden wüste Trinkgelage, rohe Jagdlust, Verkehr mit Falken und Hunden gewöhnliche Erscheinungen im Leben dieser Bischöfe. Die Lust am Kriegsleben führte Viele in den Waffendienst und als nun auch auf die Kirchengüter die Pflicht des Heerbannes gelegt wurde und die Noth der Zeit oft die Selbstvertheidigung nothwendig machte, da wurden die Bischöfe mehr Krieger und Heerführer, als Geistliche und Hirten der Gemeinden. Von den Königen wurden außerdem gerade die besten und tüchtigsten Bischöfe zu allerlei Hofdiensten und Staatsgeschäften, namentlich zu Gesandtschaftsreisen herangezogen und auch dadurch ihrem geistlichen Berufe entfremdet. Die elendesten Creaturen unter diesem tief gesunkenen Clerus waren aber die sogenannten Hauspfaffen oder Hauscaplane. Jeder

fränkische Große hielt sich nämlich, um nicht dem Gottesdienste des gemeinen Volkes beiwohnen zu müßen, eine besondere Hauscapelle und einen Hauscaplan, der dann nicht blos den Gottesdienst zu besorgen, sondern nebenbei auch noch allerlei andre Geschäfte hatte, als bei Tische aufzuwarten, die Hunde zu füttern, den Zelter der Frau zu lenken und dergleichen. Erst seit Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen wurde dem Verderben der Kirche auf eine energische Weise gesteuert.

Doch fehlte nicht gerade alles Licht in der fränkischen Kirche; das Christentum bewährte seine Senfkornnatur nur mehr im Stillen und Verborgenen. Gerade in der Zeit des tiefsten Verfalls der Kirche, während des 6. Jahrhunderts, weiß Gregor von Tours neben entarteten Clerikern auch eine Reihe wahrhaft frommer Geistlichen anzuführen, die sich aber dann, um dem Verderben zu entrinnen, meist dem Mönchs- und Eremitenleben widmeten. Und so verwildert und roh, so lasterhaft und treulos in dieser verkommenen Kirche auch das fränkische Volk war, aller germanischen Tugend entbehrte es doch nicht: hing es doch an dem angestammten merowingischen Herschergeschlecht auch in dessen tiefster Erniedrigung mit altdeutscher Treue fest!

Daß von dieser fränkischen Kirche nicht viel zur Ausbreitung des Christentums gethan wurde, ist begreiflich, und doch sind einzelne fromme Bischöfe von ihr ausgegangen, um den heidnischen Nachbarn jenseits des Rheines das Evangelium zu predigen. So Emmeran, ein Bischof von Poitiers, und Rupert, der Bischof von Worms, welche im 7. Jahrhundert zu den Baiern gingen.



7.

Das Christentum bei den Angelsachsen.

(Die Bekehrung der Iren, Picten und Scoten.)

Die ursprünglichen Bewohner von England, Schottland und Irland waren Celten und als solche mit den alten Galliern verwandt. Sie hatten eine Priesterkaste, die Druiden, und einen Adel, der das Volk leibeigen gemacht hatte. England, oder wie es früher hieß, Britannien wurde schon bald nach Christi Geburt den Römern unterthan: römische Legionen hatten hier, wie auch am Rhein, ihre Standquartiere und kämpften gegen die im nördlichen Hochland sich in ihrer Unabhängigkeit behauptenden Picten und Scoten, welche oft von ihren Bergländern herab räuberische Einfälle in's britische Gebiet machten, so daß gegen sie der berühmte Pictenwall aufgeworfen werden mußte; römische Sprache und Cultur drangen ein, prachtvolle römische Bauwerke erhoben sich, aber auch das Unkraut der römischen Civilisation, die römischen Laster wucherten unter dem Volke der Briten, so daß diese ein weichliches, unkriegerisches Geschlecht wurden. Das zeigte sich, als Stilicho im Jahre 406 die römischen Legionen auch aus Britannien abrief, um sie gegen den Westgothenkönig Alarich zu verwenden. Da ward den Briten die Aufgabe gestellt, sich fortan der Picten und Scoten selbst zu erwehren, aber, des Krieges entwöhnt, vermochten sie ihnen keinen Widerstand zu leisten und wie Lämmer unter dem Zahn der Wölfe fielen sie unter dem Schwert ihrer Feinde. Die Felder wurden von den nun häufiger einbrechenden Hochländern verwüstet, die Häuser geplündert und verbrannt, die Männer getödtet, Frauen und Mädchen in die Gefangenschaft geschleppt: das ganze Land wurde ein Bild des Elendes und Jammers. Die Briten schickten eine Gesandtschaft an den weströmischen Kaiser Honorius und baten dringend um Hülfe: vergeblich, der von den Gothen bedrängte Kaiser konnte sich selbst nicht helfen und entließ die Gesandten mit der trostlosen Weisung: „Helft euch selbst, Britannien ist frei von der römischen Herschaft.“

Das arme, unglückliche Land war ein christliches Land. Durch den Verkehr mit den Römern war das Christentum schon früh eingeführt worden. Wenn auch die von Beda Venerabilis überlieferte Sage, daß um 150 der britische König Lucius sich vom römischen Bischof Eleutherus Glaubensboten zur Bekehrung seines Volkes erbeten habe und dann mit seinem Volke zum Christentum übergetreten sei, grundlos ist, so steht doch soviel fest: Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts hatte in Britannien das Christentum schon Wurzel gefaßt und im vierten Jahrhundert war es ein christliches Land. Aber nicht von Rom aus war das Christentum den Briten zugeführt werden, sondern aus Gallien, Spanien und hauptsächlich, wie es scheint, aus Kleinasien. Denn bei den Briten hatte das Christentum eine von dem römischen Kirchenwesen durchaus abweichende, einfache, schöne, der apostolischen Zeit nahe kommende Gestalt. Die altbritische Kirche hatte sich auf dem meerumfloßenen Eiland ziemlich unabhängig und selbstständig entwickelt, darum hatte sie eine freiere lebensvollere Gestalt; die Satzungen der katholischen Kirche lasteten nicht auf ihr. Die britischen Geistlichen kannten keinen Cölibatszwang, sie waren verehelicht; sie kannten nicht die zahlreichen Ehehindernisse und Ehescheidungsgründe des katholischen Clerus; sie hatten eine eigentümliche Liturgie, einen eigentümlichen Taufritus — sie tauften die Kinder, ohne sie zu salben —; sie wichen in der Osterfeier, ja sogar in der Tonsur ihrer Köpfe von der römischen Kirche ab, was aber die Hauptsache ist: sie wußten nichts von einer an den Stuhl Petri geknüpften geistlichen Weltherschaft des römischen Bischofs, die Idee von einem „Statthalter Christi" auf Erden, die jetzt eben in der römischen Kirche zum Verderben der Menschheit ausgeboren wurde, war ihnen völlig fremd. Daher wiesen sie dieselbe, als sie ihnen später entgegentrat, mit Entschiedenheit zurück. Noch mehr: die altbritische Geistlichkeit trat dem Volk nicht als ein dem Himmel näherstehendes, vollkommeneres Geschlecht mit der Herschsucht und dem Hochmuth des römischen Clerus gegenüber, sie setzte das Christentum nicht in das Schwören auf dogmatische Formeln, sie gefiel sich nicht in der Knechtung der Gewißen und dogmatischem Gezänk, sie war frei von dem Aberglauben an das Fegfeuer, sie hatte keine Ohrenbeichte und noch so vieles andre nicht

von dem ekeln Kram römischer Satzungen, sie war überhaupt weitherziger und freisinniger, mit einem Wort: evangelischer als der römische Clerus.*)

Es wäre von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen, wenn diese altbritische Kirche sich für die Dauer in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hätte, wenn an ihr die Ansprüche der römischen Hierarchie sich gebrochen hätten und wenn dann von ihr der freiere, evangelische Geist auch der deutschen Kirche mitgetheilt worden wäre. Wahrlich die ganze Weltgeschichte würde dann eine andere Gestalt gewonnen haben, der wachsenden Macht und Anmaßung Roms würden in England und Deutschland freie Nationalkirchen gegenübergetreten sein, die ganze Finsternis des römischen Pabsttums würde sich nicht über diese Länder ergoßen, würde nicht Jahrhunderte lang auf ihnen gelastet haben; Deutschlands Kirche, Deutschlands Volk würde sich frei von Rom und darum selbständig und kräftig unter dem segensreichen Einfluß eines freieren, evangelischen Glaubens entwickelt haben; das ganze aus der Verbindung mit Rom entspringende Verderben, der ganze auf unsrer Geschichte lastende Fluch würde unser Volk nicht getroffen haben — doch wer kann diesen Gedanken weiter verfolgen, ohne durch Wehmuth zum Schweigen gebracht zu werden?

Es ist ganz anders gekommen: die altbritische Kirche ist zu keiner Blüthe und erfolgreichen Entwicklung und Wirksamkeit gelangt: sie ist erst von germanischem Heidentum überfluthet und dann unter das Joch der römischen Hierarchie gebeugt werden.

Das Erstere geschah in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Durch die räuberischen Einfälle der Picten und Scoten aufs Aeußerste bedrängt und vom römischen Kaiser im Stich gelaßen, riefen die Briten unter König Vortigern die Angelsachsen zu Hülfe. Diese wohnten an der Küste der Nordsee und in Schleswig und Jütland, waren Germanen und als kühne Seefahrer und Kriegsmänner gefürchtet; beutemachend hatten sie schon oft Britanniens Küsten auf schnellen Fahrzeugen heimgesucht. Jetzt kamen sie,

*) Die Nachweise liefert Friedrich Münter „Die altbritische Kirche“ Stud. und Kritiken 1833, S. 744.

eine Schaar von 1600 Mann, aus Angeln, Sachsen und Jüten bestehend, unter Anführung der Brüder Hengist und Horsa, auf drei langen Kielen über die Nordsee herüber und landeten auf der Insel Thanet am Ausfluß der Themse 449. Die Picten und Scoten wurden von ihnen bei Stamfort geschlagen und in ihre Hochlande zurückgeworfen. Der König Vortigern nahm siegesfroh Hengist's schöne Tochter zum Weibe nud trat den Sachsen die Insel Thanet ab, wofür ihn sein ergrimmtes Volk fast umgebracht hätte. Den Fremdlingen aber gefiel das Land, ihr Glück reizte die daheimgebliebenen Stammgenoßen zur Nachfolge, neue Scharen von Angeln, Sachsen und Jüten drängten ihnen nach, bekämpften erst für jährlichen Lohn die Picten und wandten, als die Briten zu merken anfingen, daß sie sich zum Verderben die Fremdlinge ins Land gerufen, und sich sogar mit den Picten verbanden, ihre Streitäxte und Schwerter gegen die Briten selbst. Ein blutiger Kampf begann; heldenmüthig vertheidigten die Briten jetzt unter Anführung tapferer Fürsten, von denen Arthus in Sage und Dichtung unsterblich wurde, ihr Vaterland, ihre Freiheit und ihre christliche Religion gegen die fremden Eindringlinge: vergeblich, immer neue Scharen landeten, immer neue Siege errang germanische Kraft und Tapferkeit. Nach 150 Jahren hatten sich die Angelsachsen den größten und besten Theil von Britannien unterworfen; die aus dem Kampfe noch übrigen Briten zogen sich in das westliche Hochland von Kornwallis und Wales zurück; ein Theil von ihnen aber flüchtete sich über den Kanal hinüber nach der Halbinsel Armorika, die seitdem Bretagne hieß.

Von den Angeln erhielt das eroberte Britannien den Namen Angelland oder England.

Die Eroberer gründeten sieben kleine Königreiche, die sogenannte angelsächsische Heptarchie: Kent, Sussex, Essex, Wessex, Ostangeln, Northumberland und Mercia. Der angesehenste und mächtigste der sieben Könige hatte die Oberanführung und hieß Bretwalda. Doch war die Verbindung eine lockere, bis König Egbert von Wessex die sieben Reiche zu einem Reiche vereinigte, 827.

Die Angelsachsen waren noch Heiden, der Kampf zwischen ihnen und den Briten war auch ein Kampf zwischen Heidentum und Christentum und gerade darum so blutig, so erbittert gewesen.

In den Angelsachsen siegte das Heidentum über das Christentum, das christliche Britannien wurde zum heidnischen England, und der Dienst Wodans herschte fortan da, wo vordem das Kreuz Christi gepredigt worden war.

Während so Britannien wieder in die Nacht des Heidentums zurücksank, ging das Licht des Evangeliums im benachbarten Irland hell auf. Die Bewohner dieser Insel, welche bei den Eingebornen Erin, bei den Griechen Ἰέρνη, bei den Römern Hibernia hieß, waren Celten. Die Geschichte ihrer Bekehrung würde uns hier wenig interessiren, wenn nicht gerade Irland, diese „Insel der Heiligen", wie sie später genannt wurde, ein rechtes Missionsland geworden wäre, dem auch Deutschland manchen Glaubensboten verdankt. Der Apostel Irlands ist der heilige Patrik, von Geburt ein Brite, welcher im Jahr 432 mit 24 Gefährten die Küste der Insel bestieg, und seine erfolgreiche Missionsarbeit unter dem Volke begann.

Patrik hieß eigentlich in der Sprache seines Volkes Sukkat. Er war im Jahr 370 in dem zwischen den schottischen Städten Glasgow und Dunbritton gelegenen Dorfe Bonaven geboren, das später ihm zu Ehren Kil-Patrik genannt wurde. Sein Vater Calpornius war ein armer ungelehrter Diakon an der Dorfkirche, seine Mutter hieß Conchessa. Von ihnen erhielt er den ersten christlichen Unterricht, der ihm jedenfalls schon tiefe Eindrücke gab, die später in ihm lebendig wurden. Sechzehn Jahre alt, wurde Patrik mit andern Landsleuten von irischen Seeräubern geraubt, auf die Nordküste Irlands gebracht und dort an einen irischen Häuptling Milcho verkauft. Diesem mußte er die Schweine hüten. Während er so auf einsamer Trift in Wind und Wetter, in Schnee und Kälte, in düstern Wäldern und auf weit abgelegenen Fluren die Heerde hütete, ging er in sich, dachte seinem vergangenen Leben nach, erkannte darinnen seine Sünde und bekehrte sich von ganzem Herzen zu Gott, von dessen in Christo offenbarter Barmherzigkeit ihm sein Vater erzählt hatte. In der ländlichen Stille und Einsamkeit konnte er sein Herz recht zur Betrachtung der himmlischen unsichtbaren Dinge erheben, recht mit seinem Gott allein sein und sich in gläubigem Gebet mit ihm unterreden. Die äußere Gefangenschaft führte ihn zur innern Freiheit, zur seligen Freiheit eines Kindes Gottes. Die äußere Freiheit folgte bald. Im Traum sah

er ein Schiff, und eine Stimme lud ihn ein, auf demselben in die Heimat zurückzukehren. Er macht sich auf, eilt nach dem Meere, findet wirklich das Schiff zur Abfahrt bereit und bittet, mitfahren zu dürfen. Aber da er kein Fährgeld hat, stößt ihn der Schiffsherr hartherzig zurück. Von Heimatsehnsucht und Freiheitsliebe ergriffen, wirft sich der Jüngling vor dem Schiffsherrn auf die Knie und bittet flehentlich, ihn mitzunehmen. Das erweicht Einem aus der Schiffsgesellschaft das Herz; er nimmt ihn mit. Mit vieler Mühe und Noth gelangt Patrik in die Heimat zu den Seinen. Aber er hat hier keine Ruhe, die Liebe Christi ist in ihm lebendig geworden und drängt und treibt ihn jetzt, die Heimat zu verlaßen und dem Volke, unter welchem er seine Jugendjahre verlebt hatte, unter dessen Himmel er zuerst für den Himmel gewonnen war, das Evangelium zu verkünden. Denn die Irländer waren noch Heiden, die Priesterkaste der Druiden beherschte ihr Gewißen und hielt sie in der Verehrung des Hauptgottes Cromcruach fest, dessen vergoldetes Bild in der heutigen Grafschaft Leitrim auf dem sogenanten Blutfelde stand. Die Iren pflegten diesem Götzen nämlich alle ihre erstgebornen Kinder zu opfern. Patrik kannte das Volk, seinen Aberglauben und seine Sitten, mit der Sprache desselben war er vertraut: seine sechsjährige Gefangenschaft hatte ihn zum Missionar der Iren herangebildet. Wie einst dem Paulus in Troas der Mann aus Macedonien erschien und zurief: Komm herüber und hilf uns, so erschienen auch jetzt dem frommen Patrik, wie er selbst erzählt, in einem nächtlichen Traumgesicht die heidnischen Iren und riefen ihm zu: „Wir bitten dich, heiliger Jüngling, komm und wandle wieder unter uns.“ Und er ging hinüber, 45 Jahre alt; es war im Jahre 432. Mit Energie und Klugheit ging er zu Werke, seine Bekanntschaft mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Iren kam ihm trefflich zu statten, er ging geschickt in ihre Anschauungs- und Lebensweise ein, schonte ihre Bräuche, wo er konnte und suchte sie in christliche umzusetzen. Mit Paukenschlag trommelte er die Menge auf freiem Felde zusammen und verkündigte ihnen die frohe Botschaft von Christo, dem Heiland und Licht der Heiden. So zog er umher, seine von der Liebe Christi geweihte Beredtsamkeit, sein mildes, freundliches und doch ehrfurchtgebietendes Wesen öffnete ihm überall die Herzen und Hüt-

ten. Zwar boten die Priester der Iren, die Druiden, Alles auf, um seinen Einfluß zu hemmen, sie widersetzten sich ihm öffentlich und wiegelten das Volk gegen ihn auf, allein Patrik entging ihren Nachstellungen und überwand, was sie ihm in den Weg warfen. Sein Wort bezwang die Herzen des Volkes, Häuptlinge gewann er durch Geschenke, mehrere Söhne von Häuptlingen gewann er für's Evangelium und bildete sie zu Mitarbeitern in dem Missionswerke aus. Darunter war namentlich ein vornehmer Jüngling, dem Patrik den Namen Benignus (der Gütige) beilegte. Dieser schloß sich ganz an Patrik an, wurde sein treuster Jünger und später auch sein Nachfolger. Er besaß eine sehr schöne Stimme und gewann nun dem Herrn dadurch viele Seelen, daß er dem Volk die frommen Lieder sang, die ihn sein Meister gelehrt hatte. Das Volk der Iren liebte nämlich Poesie und Gesang über Alles. Es war daher ein großer Triumph der guten Sache, als es Patrik gelang, den gefeiertsten Sänger des Volkes Dubrach Mac Valubair für das Christentum zu gewinnen. Er war ein Liebling des Volkes und stellte fortan seine Gabe in den Dienst der Mission; er sang Lieder zum Lobe Christi, des Gottessohnes, und gewann dadurch Tausende.

Rasch schritt nun die Bekehrung des Volkes voran. Begleitet von seinen Schülern durchzog Patrik die Insel, überall das Wort vom Kreuz predigend. Es galt ihm nicht, im Lande eine Hierachie aufzurichten, es galt ihm einzig darum, die Herzen zu Christo zu bekehren. Darnach war sein Auftreten. Nicht mit viel äußerem Gepränge, sondern in apostolischer Einfalt und Demuth trat er auf; aufs Wort, sein Studium und seine Verkündigung legte er allen Werth, auf die Ceremonien keinen. Auf den Grundstücken, welche ihm bekehrte Häuptlinge schenkten, baute er Kirchen und Klöster. Letztere sollten Pflanzschulen für die Geistlichen sein, in ihnen sollten sie sich durch das Studium des Wortes für ihren Beruf vorbereiten. Er sorgte daher für Bücher und ließ solche aus Gallien und Britannien herüberkommen, ja er erfand sogar ein Alphabet für die irische Sprache und sorgte auch damit für die Bildung des Irenvolkes.

Patrik erlebte es noch, daß der größte Theil Irlands christlich war. Solchen Eifer, wie er, haben wenige Missionare

gehabt; solche Früchte, wie er, haben aber auch wenige gesehen. In allen Theilen des Landes standen oder erstanden Kirchen, in welchen das Wort vom Kreuze dem Volke gepredigt wurde; standen oder erstanden Klöster als Pflegestätten christlicher Wißenschaft und Erkenntnis, als Burgen und Bollwerke des Christentums, als Leuchtthürme und Quellpunkte ächt christlicher Bildung. Patrik theilte die irische Kirche in Diözesen. Er selbst stand als Oberhaupt an der Spitze, doch ohne den Titel eines Erzbischofs oder Kirchenfürsten. So etwas wollte er nicht sein; sein Ruhm war, ein Knecht Christi und Hirte der Gemeinde zu sein. Und so wollte er auch keine hierarchische Abstufung der Geistlichen: sie sollten Brüder sein. Als Brüder fanden sie sich auch auf den Landessynoden zusammen. So waltete Patrik mit ächt apostolischem Geiste und sein Werk gedieh sichtlich, ohne daß auch nur ein Tropfen Märtyrerblut vergoßen ward. Die Hand des Herrn war eben mit Patrik, weil er die Sache des Herrn und nicht die Sache des römischen Pabstes trieb; weil er sie trieb im Sinn und Geist des Herrn, nicht im Sinne der römischen Hierarchie. Wenn daher nach den Aposteln irgend ein Missionar der Apostel eines Volkes geworden ist, so war Patrik wirklich ein „Apostel" der Iren.

Vom Wanderleben rastend, nahm der edle Mann seinen Sitz im Bezirk Macha. Hier baute er eine Kirche, um welche her sich bald die Stadt Armagh bildete, die Metropole der irischen Kirche; hier starb Patrik, über hundert Jahre alt.

Tüchtige Schüler setzten sein Werk fort. Bald war ganz Irland bekehrt; in den Kirchen wurde das einfache, lautere Evangelium ohne die Zuthat römischer Satzungen gepredigt; in den Klöstern blühte das Studium der Bibel und der Wißenschaften, hier wurde wahre Frömmigkeit gepflanzt und gepflegt, hier wurden tüchtige Lehrer und Hirten des Volkes erzogen. Diese irischen Klöster wurden für Jahrhunderte die Hochschulen christlicher Bildung und theologischer Wißenschaft; wem es auf dem Festlande rechten Ernst galt mit der Theologie, der wanderte nach dem „grünen Erin" hinüber und studierte daselbst. Diese irischen Klöster waren aber auch rechte Missionsanstalten; von ihnen sind christliche Glaubensboten in großer Zahl theils nach Schottland, theils aufs Festland hinübergegangen und haben in dem Geiste

des Altmeisters Patrik das Evangelium dorten im Hochlande den Schotten, wie hier am Bodensee den Allemannen verkündigt. Mit Recht wurde daher Irland eine „Insel der Heiligen" genannt, so lang ein einfaches, im Missionswerke thätiges Christentum daselbst lebte, so lang es für andre Länder eine solche Quelle geistigen Lichtes war. Und das dauerte noch geraume Zeit, als schon Britannien unter den Bann der römischen Hierarchie geschlagen war: seine isolirte Lage schützte es. Dann kam auch seine Stunde: die große Spinne zu Rom wob ihr trübes Netz auch über das grüne Erin, Patriks liebliche Pflanzung wurde von Dienern der römischen Hierarchie umgestaltet, ja verunstaltet, und Irland wurde das traurige, armselige, finstere und bildungslose Land, das es noch heute ist.

Von Irland aus wurde das Christentum nach Schottland gebracht. Die Scoten, welche im Nordwesten des Landes saßen, waren zum Theil schon Christen; aber die Picten im Osten, dem eigentlichen Caledonien, waren noch Heiden. Der Apostel Schottlands wurde der Ire Columba. Er stammte aus dem Geschlecht der irischen Könige und war im Jahre 521 geboren. Eigentlich hieß er Crimthan, wegen der Sanftmuth und Milde seines Wesens gaben ihm seine Freunde den Namen Columba, d. h. Taube. In der berühmten Schule des Bischofs Finnian von Maghile in Irland gebildet, hatte er bereits in seinem Vaterlande eifrig im Dienste des Herrn gearbeitet; aber Neider und Feinde hatten ihm diese Wirksamkeit verleidet. Da brach er 563 mit zwölf Schülern auf und segelte nach der kleinen Hebrideninsel Hy. Er vertrieb die Druiden, welche auch hier ihr Wesen hatten, baute eine Kirche und ein Kloster und begann von hier aus seine Missionsthätigkeit unter den Picten. Das Kloster auf Hy war die Festung, von welcher aus er die Eroberung Schottlands unternahm; es wurde aber auch der Sitz christlicher Wißenschaft, die Pflanzschule tüchtiger Geistlichen. Columba verstand die Sprache der Picten nicht, er mußte sich daher zur Verkündigung des Evangeliums eines Dolmetschers bedienen; aber mehr als sein Wort wirkte die gewinnende Freundlichkeit seines Wesens und das gute Beispiel seines frommen Wandels. Trotz des Widerstandes der feindseligen Priesterkaste der Druiden hatte sein Wirken daher guten Erfolg. Es

gelang ihm, den Pictenkönig Brud zu bekehren; diesem folgte sein Volk bald nach; die Bewohner der Hebriden wurden Christen, und Columba konnte seine Wirksamkeit sogar bis zu den Orkneysinseln ausdehnen.

Ueberall gründete er Kirchen und Klöster. In letzteren blühte vor Allem das Studium der heiligen Schrift, welche von Columba als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens empfohlen wurde; die Mönche schrieben außerdem fleißig Bücher ab und bereiteten Jünglinge durch ihren Unterricht zum Dienst der Kirche und der Mission vor. Ein wahrhaft christlicher Geist herschte in diesen Klöstern; da fanden die Bedürftigen Hülfe, die Bedrängten Schutz, die Verfolgten Zuflucht, die müden Wanderer gastliche Aufnahme und Herberge, die Kranken Pflege und Heilung. Die Mönche zeichneten sich nicht minder durch Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit wie durch Frömmigkeit aus.

Am meisten blühte das Stammkloster auf Hy. Hier war der Sitz Columba's; von hier aus leitete er, ohne jemals mehr als den einfachen Titel eines Presbyters zu haben, die ganze caledonische Kirche; hier stiftete er, wahrscheinlich aus bekehrten Druiden, den priesterlichen Orden der Kuldeer, die sich durch Strenge und Sitteneinfalt auszeichneten, verehlicht waren und als nationale Geistlichkeit beim Volke noch bis ins 15. Jahrhundert hinein in Gunst blieben. Indem Columba die brauchbaren Reste des alten Druidentums so dem Christentum zuführte und dienstbar machte, gab er seinem Missionswerke einen mächtigen Impuls, der schottischen Kirche aber ein volkstümliches Gepräge.

Die Insel Hy hieß fortan Jona. Das ist nicht, wie man lange geglaubt hat, die hebräische Uebersetzung von Columba (Taube), sondern ein celtisches Wort, das eigentlich Ji-hona lautet und „Insel der Heiligen" bedeutet. Noch heute bewahrt die Insel Columba's Andenken in dem Namen Ikolmkill, der aus Ji-Columcille entstanden ist und „Insel von Columbas Celle" bedeutet.

Im Kloster zu Hy ist Columba auch gestorben. Es war am 9. Juni 597, in der Nacht auf den Sonntag. Der 77 Jahre alte Greis hatte sich, als er sein Ende nahen fühlte, in die Kirche begeben, um daselbst den kurzen Rest seines Lebens im Gebet zuzubringen; er starb knieend am Altare. Mit Recht wird Columba

der „Apostel Schottlands“ genannt. Er ist eine apostolische, wirklich große Persönlichkeit. In den mit Schnee und Eis bedeckten Bergen Caledoniens gründete er eine Kirche des Herrn, nicht des Pabstes, gründete auf dem Fundamente des Wortes eine schottische Nationalkirche. War bei seiner Lebzeit der Ruf des heiligen Mannes schon groß, so daß Fürsten es sich zur Ehre rechneten, mit ihm befreundet zu sein, so wurde er noch größer nach seinem Tode. Der König Kenneth, welcher 843 Picten und Scoten unter einem Scepter vereinigte, ließ seine Gebeine in das neu erbaute Kloster zu Dunkeld bringen. Das Stammkloster auf Hy aber blieb der Glanzpunkt der schottischen Kirche. In ihm wurde eine Reihe tüchtiger Männer für die Kirche gebildet, in ihm wurden die Bischöfe geweiht, sein Abt war das Oberhaupt der Bischöfe und der ganzen Kirche.

Während so das Licht des Evangeliums über dem grünen Erin und den schneebedeckten Bergen Schottlands aufging und in hellem Glanze leuchtete, lag auf dem eigentlichen England die volle Nacht germanischen Heidentums. Der Nationalhaß zwischen den Briten und Angelsachsen war zu groß, als daß von jenen eine Missionsthätigkeit auf diese hatte ausgehen können. Nennt doch der britische Presbyter Gildas in seiner Schrift vom „Untergang Britanniens“ die Angelsachsen ein Gott und den Menschen verhaßtes, fluchwürdiges Geschlecht!

Einhundert- und fünfzig Jahre waren seit der Occupation Englands durch die Angeln und Sachsen (449) dahingefloßen, in blutigen Kämpfen hatten die Ankömmlinge das Land den Briten abgerungen und diese in den Westen zurückgedrängt, die Heptarchie war gegründet und der Bestand dieser neuen Germanenherschaft gesichert: aber noch war kein christlicher Glaubensbote unter den kriegslustigen Söhnen Germaniens aufgetreten und hatte ihnen das Wort des Gottesfriedens verkündigt. Da trifft es sich einst, daß zu Rom der Abt Gregor, ein Mann von vornehmer Geburt und hellem Geistesblick, der früher Prätor gewesen war und sich dann aus dem weltlichen Treiben in ein von ihm selbst erbautes Kloster zurückgezogen hatte, — daß dieser Abt über den Markt hinwandelt. Jünglinge, die ein Sclavenhändler zum Verkauf ausgestellt hat, ziehen hier seine Aufmerksamkeit auf sich: es sind so schön gewachsene,

kräftige Gestalten mit weißer Hautfarbe, schönem Gesicht und hellblondem Haare. Betroffen von ihrer Erscheinung bleibt der Abt stehen und fragt den Sclavenhändler, aus welchem Lande diese Jünglinge kämen? Aus Britannien ist die Antwort, dort wohne ein solcher Menschenschlag. „Sind diese Insulaner Christen oder noch Heiden?“ fragt er weiter. „Heiden,“ antwortet der Gefragte. Da seufzt der edle Abt tief auf und spricht: „O wehe, daß Menschen von so hell leuchtendem Angesicht unter der Herschaft der Finsternis sind und daß so viel äußere Anmuth einen der wahren innern Anmuth entbehrenden Geist umschließt!“ Weiter fragt Gregor nach dem Namen des Volkes. „Sie heißen Angeln,“ wird ihm geantwortet. — „Ja wohl, sagt Gregor, Angeli (Engeln), denn sie haben Engelsgesichter und sollten mit Recht Miterben der Engel sein im himmlischen Reiche.“ Er fragt nach dem König des Landes, und als er erfährt, daß er Aella heiße, sagt er in schnellem Wortspiel: „Ja wohl, das Allelujah soll auch in jenem Lande erschallen.“ *)

Seit diesem Tage trug sich Gregor mit dem Gedanken, diesem Volke der Angeln das Evangelium zu bringen. Er war entschloßen, selbst als Missionar zu ihnen zu gehen und bat den Pabst Pelagis II., dem er sehr nahe stand, um Erlaubnis und Segen zur Reise. Nur schwer verstand sich Pelagius dazu, denn er kannte Gregors Tüchtigkeit und hätte ihn gern in seiner Nähe behalten; aber Gregor drängte mit seinen Bitten und er mußte nachgeben. Heimlich verließ nun Gregor Rom, um nicht von den Römern, die ihn allgemein schätzten und liebten, zurückgehalten zu werden. Aber kaum wurde seine Abreise in Rom bekannt, so entstand darüber ein Auflauf des Volkes, welches seine Rückkehr verlangte. Der Pabst mußte ihm eiligst Boten nachsenden, die ihn zurückriefen. Am dritten Tage trafen sie ihn. Traurig fügte sich Gregor dem Befehle des Pabstes und kehrte um. Bald rief ihn die Wahl des Volkes auf den Stuhl Petri, welchen er nun 14 Jahre (590—604) inne hatte. Ganz erfüllt von der Idee des Pabsttums, war er unablässig bemüht, der Kirche eine ansehnliche Stellung und die volle Unabhängigkeit von der weltlichen Macht zu erringen. Aber

*) So berichtet Beda h. e. II, 1.

mitten in den Sorgen und Mühen und Kämpfen, die seine auf ein so hohes Ziel gerichtete Politik mit sich brachte, verlor Gregor doch nicht das Volk der Angeln aus den Augen, dessen Jünglinge er einst bewundert hatte. — Der Handel mit Sclaven scheint damals auch in den christlichen Städten Europas recht geblüht zu haben. Wurden doch selbst zu Rom, unter den Augen des Pabstes, Jünglinge als Sclaven feil geboten. Namentlich blühte der Handel in Marseille; auf seinem Sclavenmarkt sah man Menschen aus allen Nationen. Hierher schickte Gregor einen Presbyter, Candidus, mit dem Auftrag, junge Angelsachsen von 17 bis 18 Jahren aufzukaufen, um dieselben dann für die Mission unter ihren Volksgenoßen auszubilden. Es geschah; aber dieser Weg führte den eifrigen Pabst nicht rasch genug zum Ziele.

Gerade jetzt eröffnete sich eine beßere Aussicht. Der Bretwalda (Oberkönig) des angelsächsischen Siebenreichs, Edelbert von Kent hatte die fränkische Prinzessin Bertha, eine Tochter des Frankenkönigs Charibert, geheirathet. Bertha aber hatte ihm nur unter der Bedingung ihre Hand gegeben, daß er sie nicht blos bei ihrem christlichen Glauben laße, sondern ihr auch ihren eigenen Gottesdienst und einen Geistlichen gestatte, und sie hatte bereits ihren Beichtvater, den Bischof Luithard von Senlis, mit sich hinübergenommen. Das waren für die Mission treffliche Anknüpfungspunkte. Gregor benutzte sie. Er sandte im Jahre 596 den Abt seines Klosters in Rom, Augustin, mit vierzig Mönchen ab, um die Angelsachsen zu bekehren. Auf dem Weg durch Frankreich hörten die Missionare viel Schreckliches von der Rohheit und Wildheit der Angelsachsen; es überkam sie Furcht, sie erschracken vor der Schwierigkeit ihrer Aufgabe und sandten Augustin nach Rom zurück, damit der Papst sie ihres Auftrages entbinde. Aber Gregor blieb bei seinem Vorsatz; er richtete den Muth Augustins wieder auf, ermunterte die Mönche durch ein Schreiben, in welchem er sie namentlich auf den himmlischen Lohn ihrer Arbeit hinwies und gab ihnen Empfehlungsschreiben an die fränkischen Fürsten. Das hob den Muth der Verzagten, und da ihnen nun der fränkische Hof Dolmetscher und Empfehlungen an König Edelbert mitgab, so schifften sie sich nach England ein.

Auf der Insel Thanet, wo einst die Angeln zuerst gelandet, stiegen die Missionare ans Land. Von hier schickte Augustin Boten an König Edelbert und ließ ihm seine Ankunft und Absicht melden; dann zog er selbst zu ihm.

Edelbert fürchtete, die fremden Priester möchten ihn mit Zauberkünsten umstricken. Um ihren Zauber unwirksam zu machen, bewaffnete er sich mit allen Mitteln, die sein Volk zu gebrauchen pflegte, und empfing sie dann im Freien, unter einer Eiche sitzend, von seinen Edeln umgeben. In feierlicher Procession näherte sich die Gesandtschaft, Litaneien singend und ein silbernes Crucifix vorantragend. Augustin machte den Sprecher und erklärte dem Könige, sie seien gekommen, um ihn zu belehren, wie er nach seinem Tode noch glorreicher herschen und die Krone der Unsterblichkeit, die Jesus Christus den Gläubigen erworben habe, erlangen könne. Die Rede gefiel dem König; er bewilligte den Fremdlingen Wohnung und Unterhalt in seiner Hauptstadt Dorovernum, dem heutigen Canterbury, erlaubte ihnen auch zu predigen und zu taufen, erklärte aber zugleich, dem Glauben seines Volkes nicht entsagen zu wollen.

Augustin bezog das ihm zugewiesene Haus und richtete sich mit seinen Gefährten in klösterlicher Weise ein. Die Königin übergab ihnen ein noch aus der Zeit der britischen Kirche stammendes, verfallenes Gotteshaus zu Predigt und Gottesdienst; und so begannen sie ihr Missionswerk.

Es kam ihnen dabei sehr zu statten, daß die Angelsachsen keine fanatische Priesterkaste hatten, die sich der Pflanzung des neuen Glaubens widersetzt hätte, wie bei den benachbarten Celten. Das einfache, strenge Leben der Missionare, welche zu ihrem Unterhalt nur das Allernothwendigste annahmen und auffallende Ereignisse, die Augustin als Wunder geltend machte, bahnte ihrer Predigt den Weg zu den Herzen der Heiden. Die Räume der alten Martinskirche füllten sich, begierig hörte das Volk die neue Botschaft vom Christ Gottes. Schon wenige Monate nach der Ankunft, zu Pfingsten 597, ließ sich Edelbert taufen. Seinem Vorgange folgte das Volk in Schaaren nach, ohne jedoch dazu gezwungen zu werden. Zu Weihnachten 597 wurden, wie Gregor seinem

Freunde Eulogius in Alexandrien schreibt, zehntausend Angeln auf einmal getauft.

Hierauf reiste Augustin, einer Weisung Gregors Folge leistend, nach Frankreich hinüber und ließ sich vom Bischof Etherich von Arles zum Bischof weihen, um in der neuen Kirche Englands als solcher fungiren zu können. Dann schickte er zwei seiner Gefährten, Laurentius und Petrus, nach Rom, um dem Pabst über die Erfolge der Mission Bericht zu erstatten und von ihm Instruktionen und neue Mitarbeiter für die erstehende neue Kirche zu erbitten. Gregors Antwortschreiben ist uns erhalten; es zeugt hin und wieder von mönchischer Beschränktheit, aber auch wieder von dem guten Takt und freien Geistesblicke Gregors. Augustin war durch und durch Mönch: beschränkt, ängstlich, auf äußere Ceremonien großen Werth legend, leichtgläubig, und ein hierarchisch gesinnter Mann. Der Pabst vertritt und empfiehlt ihm gegenüber liberale Grundsätze: das mag sonst selten wieder in der Geschichte vorgekommen sein. Gregor spricht seine große Freude über den guten Erfolg der angelsächsischen Mission aus, mahnt ihn aber auch, auf die Wundergabe, die man ihm zutraue, keinen zu großen Werth zu legen, erinnert ihn daran, daß nicht diese Gabe, sondern die Liebe nach Joh. 13, 53 das Merkmal wahrer Jüngerschaft sei und warnt ihn mit großem Nachdruck vor geistlichem Hochmuth. In der Beantwortung der von Augustin vorgelegten Fragen gibt der Papst den Rath, in äußerlichen Dingen nicht ängstlich an dem römischen Brauch festzuhalten, sondern mit größerer Freiheit zu verfahren, dem Charakter und Bedürfnis des Volkes Rechnung zu tragen und demgemäß aus den Kirchengebräuchen anderer Länder nur frisch das auszuwählen und einzuführen, was den neuen Gemeinden am meisten zu entsprechen scheine, ohne ängstliche Rücksicht auf das, was zu Rom üblich sei. Wunderbar, diesem Pabst schwebt die Idee einer Nationalkirche in dunkler, unbestimmter Gestalt vor der Seele, dieselbe Idee, welche seinen spätern Nachfolgern, wo sie auch auftauchte, als ein fluchwürdiges Verbrechen erschien!

Weiter sandte Gregor eine Anzahl Mönche als neue Mitarbeiter, an ihrer Spitze den Abt Mellitus; außerdem zur Ausstattung der neuen Kirchen allerlei Kirchengeräthe, Reliquien und Exemplare der heiligen Schrift; für Augustin endlich das Pal-

lium, einen Mantel aus feiner Wolle, von nun an das Abzeichen der erzbischöflichen Würde und zugleich der Abhängigkeit vom Pabste. Augustin war damit zum Erzbischof und Primas der neuen Kirche erhoben. Er sollte seinen Sitz zu London haben, da dieses aber noch unter heidnischer Herschaft stand, so wurde Canterbury dazu erwählt. Zwölf Bischöfe, von ihm geweiht, sollten unter ihm stehen und zwar auch zu Eboracum (York) ein Erzbischof residiren, aber die ganze Kirche Englands doch ihm, als ihrem Oberhaupte, unterworfen sein.

Auch dem König Edelbert sandte Gregor Geschenke nebst einem Begleitschreiben. Darinnen ermahnt er ihn, das Heidentum auszurotten und die Götzentempel zu zerstören.

Bald kam er jedoch zu der richtigen Einsicht, daß es wohl gerathener sei, die Götzentempel stehen zu laßen und sie in Tempel des lebendigen Gottes umzuwandeln. Er sandte daher an den Abt Mellitus einen Brief nach, in welchem er diese seine freieren Gründsätze ausspricht. Nicht durch ein rasches und plumpes Zufahren, sagt er, sondern durch eine allmälige Umbildung und Umwandlung des Bestehenden solle das Christentum im Volke zu Sieg und Bestand kommen. Man möge daher die Tempel reinigen und zu Kirchen weihen; man möge dem Volke auch für die ihm entzogenen heidnischen Festmahlzeiten einen Ersatz geben, indem man ihm gestatte, an dem Jahrestage der Einweihung der Kirche oder an Gedächtnistagen der Heiligen sich in Lauben um die Kirche her niederzulaßen und festliche Mahle zu halten. So sucht Gregor in jeder Weise die alten Sitten des Volkes zu schonen und ihm durch eine milde und weise Behandlung den Uebergang zum Christentum zu erleichtern.

Aber trotz der weisen Umsicht und Nachgiebigkeit Gregors wurde doch den Angelsachsen in Kent das Christentum ganz und gar in römischer Form gebracht, und die neu erstehende Kirche aufs Engste an den Stuhl Petri angebunden. Die römische Mission war nun einmal keine nationale, sie hatte weder ein rein christliches, noch ein nationales, sondern ein vorwiegend hierarchisches Interesse. Augustin und seine Mönche waren Fremde, mit fremdartiger Sprache und Geistesbildung, mit einer mönchisch engherzigen Anschauungsweise; für die alten Sitten und Bräuche, für die Sprache

und Geisteseigentümlichkeit der Angelsachsen hatten sie keinen Sinn und kein Interesse; es trieb und bestimmte sie in ihrem Missionswerk auch nicht einzig und allein die Ehre Christi, sondern die Ehre des römischen Stuhles, die Ehre der römischen Kirche. Daher kommt es, daß diese Mission von den früheren Missionen unter den Gothen, Iren und Schotten in Wesen und Erfolg so durchaus verschieden ist. Es war nicht die einfache, schlichte Verkündigung des Heilswortes, wodurch Augustin auf die Gemüther der Angelsachsen zu wirken suchte: es war ebensosehr, oder wohl noch mehr die äußere Erscheinung der katholischen Kirche: das Glanz- und Prunkvolle ihres Gottesdienstes, das Gepränge ihrer Ceremonien, die Namen und Gebeine ihrer Heiligen, der Eindruck vermeintlicher und wirklicher Wunder; es war endlich und zu allermeist der Name und die Autorität des römischen Pabstes, als des Nachfolgers Petri, dem die Schlüßel des Himmels anvertraut sind. Von welchem Gewicht dieses letztere Moment war, werden wir bei der Synode zu Streaneshalch sehen, auf welcher das römische Kirchenwesen über das altbritische den Sieg davontrug. Kurz gesagt: es fehlte der Mission unter den Angelsachsen der echte evangelische und nationale Charakter, sie war desto mehr eine römisch-hierarchische, und Augustin tritt, wenn er mit Patrik verglichen wird, unendlich weit in den Schatten: der Unterschied von einem römischen Abt und einem Apostel liegt zwischen Beiden.

Bald kam es zwischen der neuen römischen und altbritischen Kirche zum ernstlichen Conflikt. In dem Verfaßungsentwurf für die englische Kirche hatte Gregor an Augustin ganz einfach und naiv geschrieben: „Deiner Brüderlichkeit aber sollen alle Priester Britanniens unterworfen sein.“ Und kaum hatte Augustin den erzbischöflichen Ornat angelegt, so suchte er auch dieses Wort zur vollen Wahrheit zu machen. Zunächst bei den noch übrig gebliebenen altbritischen Geistlichen in Wales. Er erließ an sie die Aufforderung, sich ihm als ihrem Erzbischof zu unterwerfen, sich in Lehre und Gottesdienst nach der Weise der römischen Kirche zu richten und so gemeinsam mit ihm das Heidentum zu bekämpfen. Aber die britischen Geistlichen wiesen solches Ansinnen entschieden zurück. Der Abt des altberühmten britischen Klosters Bangor, Dinooth mit Namen, ein in der britischen Kirche hochangesehener Mann, schrieb

an Augustin: „Wir Alle sind bereit, jedem frommen Christen Liebe zu erweisen, ihm durch Hülfeleistung in Wort und That zu dienen. Einen andern Gehorsam, welcher dem, den ihr Pabst nennt, geleistet werden müsse, kennen wir nicht; aber diesen Gehorsam wollen wir ihm, wie jedem andern Christen, gerne leisten." —

König Edelbert von Kent veranlaßte eine Zusammenkunft. Auf der Grenze beider Gebiete fand sie statt; es war im Jahre 601. Die Häupter beider Kirche versammelten sich nach altdeutscher Sitte im Freien unter einer weitschattigen Eiche, die noch in Bedas Tagen Augustinseiche hieß. Der Gegensatz beider Kirchen kam hier zur Sprache uud beiden Partheien zum klaren Bewußtsein. Augustin bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um die britischen Geistlichen vor Allem zur Anerkennung des Pabstes zu bringen. Vergeblich; den guten Leuten war eiu Pabst eine wildfremde wunderliche Gestalt, für welche sie in der Schrift durchaus keinen Boden sahen, aus dem sie hätte emporwachsen können; einer Macht aber, die nicht der Geist des Herrn, sondern Welt und Zeit ausgeboren, weigerten sie sich entschieden sich zu unterwerfen. Da griff Augustin zu einem wunderlichen Mittel. „Man bringe, sagte er, einen Kranken her, und wessen Gebet ihn heilt, dessen Glaube und Brauch soll von Allen angenommen werden." Die Briten sträubten sich vergebens gegen solche Beweisführung und mußten sie geschehen laßen. Wie die Sache weiter verlief, wißen wir nur aus dem Bericht des Beda, *) eines für Augustin und seine Wundermacht begeisterten Katholiken. Er erzählt: „Ein des Augenlichtes beraubter Angelsachse wurde gebracht und zuerst den Briten übergeben. Sie konnten ihn nicht heilen. Da kniete Augustin nieder, betete zu Gott, und — der Blinde wurde sehend. Laut wurde Augustin nun von Allen als Verkünder der Wahrheit gepriesen, und selbst die Briten mußten ihn als solchen anerkennen, doch erklärten sie, sie könnten nicht von ihrer alten Weise laßen ohne Zustimmung der Ihrigen; es möge daher eine zweite Versammlung gehalten werden." Es mag dahin gestellt bleiben, welche Bewandnis es mit dem Gottesurteil Augustins hatte, den ein Pabst warnen mußte, sich auf seine Wundergabe nicht zu viel einzubilden; so viel ist sicher, daß diese erste Zusammenkunft erfolglos blieb.

---

*) Hist. eccl. II, 2.

Zu der zweiten Besprechung erschienen sieben britische Bischöfe mit dem Abte Dinooth und den gelehrtesten Mönchen aus dem Kloster Bangor. Unterwegs kehrten sie bei einem Einsiedler vor, der wegen seiner Weisheit berühmt war, und fragten ihn, was sie in der Sache mit Augustin thun sollten. „Wenn er ein Mann Gottes ist, antwortete der Alte, so folgt ihm." — Und woran können wir ihn als solchen erkennen? fragten die Geistlichen. — „Der Herr, antwortete der Einsiedler, hat gesagt: „Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Ist nun jener Augustin sanftmüthigen und demüthigen Herzens, so trägt er auch Christi Joch und bietet das auch euch zu tragen an; ist er aber hart und stolz, so ist er nicht von Gott und ihr braucht euch um seine Rede nicht zu bekümmern." — Und wie sollen wir das erkennen? fragten jene weiter. — „Sorget dafür, erwiederte der Greis, daß Augustin mit den Seinen vor euch zur Stelle ist. Steht er dann auf, um euch zu begrüßen, wenn ihr anlangt, so seht ihr daraus, daß er demüthig und also ein Diener Christi ist; bleibt er aber stolz sitzen und misachtet euch, obgleich ihr die Mehrzahl seid, so braucht ihr ihn auch nicht weiter zu achten."

Augustin bestand diese Probe nicht. In echtem Prälatenstolz blieb er sitzen, als die britischen Geistlichen ankamen: er wollte ihnen als Erzbischof, als ihr Oberhaupt gegenübertreten. Damit stieß er natürlich den britischen Geistlichen hart vor den Kopf und obwohl er nun in der Verhandlung selbst sich nachgiebiger zeigte und blos verlangte, die Briten sollten es blos mit der Osterfeier und Taufhandlung ganz so halten, wie die heilige römische Kirche, und mit ihm gemeinsam an der Bekehrung der noch heidnischen Angeln arbeiten, so erklärten ihm diese doch, daß sie mit ihm nichts weiter zu schaffen haben wollten und ihn nimmermehr als Oberhaupt anerkennen würden. Augustin ward zornig, als so gar nichts bei den Briten anschlagen wollte, und weissagte ihnen Tod und Verderben.

Und seine Weissagung hat sich erfüllt. Beda erzählt, daß zwölf Jahre später der noch heidnische König Edelfried von Northumberland die Briten mit Heeresmacht überfiel. Die britische Geistlichkeit und die Mönche von Bangor fasteten drei Tage lang

und versammelten sich dann auf freiem Felde zum Gebet, um den Waffen der Ihrigen Glück zu erflehen. Als König Edelfried davon Kunde erhielt, sagte er: „Wenn sie wider uns ihren Gott anrufen, so kämpfen sie auch gegen uns, wenn sie schon keine Waffen tragen; haut sie nieder.“ Sein Gebot wurde erfüllt: die wehrlosen Geistlichen wurden zusammengehauen, das britische Heer geschlagen, das Kloster Bangor zerstört. So berichtet Beda und fügt hinzu: „Also wurde Alles, was Augustin ihnen geweissagt hatte, nach Gottes Gericht an ihnen erfüllt.“ Aber seinem Bericht ist wieder nicht zu trauen. Eine spätere Quelle meldet, Edelbert von Kent sei es gewesen, der das Blutbad unter den Briten angerichtet, und Augustin habe ihn dazu bewogen. So freilich gewinnt die Sache eine ganz andere Gestalt. Wie Augustins Charakter war, so läßt es sich vermuthen, daß er nach jenen fruchtlosen Verhandlungen König Edelbert aufforderte, die Briten ihm mit Gewalt zu unterwerfen. Der Nationalhaß zwischen Briten und Angelsachsen wurde natürlich durch die kirchliche Spaltung noch tiefer und heftiger; britische und römische Geistliche betrachteten sich seitdem gegenseitig als Unchristen und hatten durchaus keine Gemeinschaft.

Nachdem am 12. März 604 der frei- und großsinnige Pabst Gregor in die Ewigkeit hinübergegangen war, folgte ihm schon 605 sein engherziger Diener Augustin nach. Als Nachfolger hinterließ er seinen Gehülfen Laurentius. Dieser erfuhr die Folgen einer mehr durch äußere, sinnliche Eindrücke als durch lautere Predigt des Worts ausgerichteten Mission. König Edelbert starb 616. Sein Sohn Eadbald, ein sittenloser Wüstling, trat wieder ins Heidentum zurück, weil ihn das in seinen Ausschweifungen weniger beschränkte. Viele aus dem Volk folgten seinem Beispiel.

Aehnlich ging's in Essex (Ostsachsen). Auch hier hatte eine Frau die Einführung des Christentums vermittelt; es war die Schwester des Königs Edelbert von Kent, welche den König von Essex heirathete. Ihr Sohn Sabareth ließ sich taufen im Jahr 604 und räumte einen alten, noch aus der Römerzeit stehenden Dianentempel in seiner Hauptstadt London zur christlichen Kirche ein. London und Rochester wurden Bischofssitze; dorthin setzte Augustin kurz vor seinem Ende noch den Mellitus, hierher seinen Gehülfen Justus. Dem Beispiel des Königs war, wie gewöhnlich,

der größte Theil des Volkes nachgefolgt; wie oberflächlich aber diese Bekehrung war, zeigte sich bald. Kaum hatte König Sabareth das Auge geschloßen, so erklärten sich seine drei Söhne alsbald offen für die Verehrung der alten Götter. Nur von dem Genuße des weißen Abendmahlsbrodes wollten sie nicht laßen, wahrscheinlich weniger, weil es ihnen gut schmeckte, als weil sie ihm Zauberkraft zutrauten. Als es ihnen verweigert wurde, trieben sie die christlichen Priester zum Lande hinaus. Mellitus und Justus flohen nach Canterbury zum Oberbischof Laurentius. Der war gleichfalls in großer Noth wegen Eadbalds Rücktritt. Man berieth sich, was zu thun sei und beschloß endlich, das angelsächsische Missionsgebiet ganz aufzugeben. Wie wenig tiefe Wurzel muß doch das Christentum in den Herzen des Volkes geschlagen haben, da sobald ein solcher Beschluß gefaßt werden mußte! Und daß es nicht tiefer gedrungen, nicht fester begründet war, daß die neue Kirche beim ersten Sturme wie ein Kartenhaus zusammenstürzte, was anders war daran schuld, als der römische, nicht=evangelische Charakter der Mission? — Die Bischöfe Justus und Mellitus reisten auch sofort nach Frankreich ab, Laurentius wollte ihnen nachfolgen, schon rüstete er zur Abreise: da besann er sich und beschloß beim König Eadbald einen letzten verzweifelten Versuch zu machen. Ein Traumgesicht bestimmte ihn dazu. Mit Striemen bedeckt erschien er nun vor dem König und erzählte, daß ihm bei nächtlicher Weile der heilige Petrus erschienen sei und ihn mit Schlägen also gezüchtigt habe, weil er die ihm anvertraute Heerde habe verlaßen wollen. Das wirkte; Eadbald erschrak und ging in sich, er entsagte dem Heidentum im Glauben und Leben und wurde Christ, ja sogar ein eifriger Vertreter des Christentums. Nun kehrten auch die vertriebenen Bischöfe Justus und Mellitus zurück; unter Eabalds Schutz konnte Justus nach Rochester in sein Amt zurückkehren; Londons heidnische Bewohnerschaft aber widersetzte sich hartnäckig, den Mellitus wieder aufzunehmen, der jedoch bald darauf, nach Laurentius Tode, Erzbischof von Canterbury wurde. In Kent war nun die Kirche durch Eadbalds Bekehrung dauernd gegründet, in Essex aber herschte das Heidentum bis 653, wo sich König Siegbert der Gute auf Zureden seines Freundes Oswy von Northumberland taufen ließ.

In diesem Theile Englands, welcher nördlich vom Humberfluße liegt und darum **Northumberland** heißt, war es wiederum eine Frau, welche zum Uebergang aus dem Heidentum ins Christentum die Brücke schlug.

Northumberland war unter den sieben Reichen der Angelsachsen bei weitem das mächtigste, meist von Angeln bewohnt. König **Edelfried**, dem Beda das Blutbad unter den Briten zuschreibt, vertrieb, um sich zu behaupten, seinen Verwandten **Edwin**, der Ansprüche an den Thron hatte, aus dem Lande. Der Vertriebene floh zu **Redwald**, dem Bretwalda der Westsachsen (in Wessex). Auf dem Wege dahin setzte er sich einst in der Stille der Nacht auf einen Stein, in trübe Gedanken über seine Lage versunken und den Mitteln zur Rettung nachsinnend. Da war es ihm, berichtet Beda *), als träte eine unbekannte Gestalt zu ihm, grüßte ihn und spräche: „Ich weiß, wer du bist und weshalb du trauerst; aber sage mir, welchen Lohn du dem geben willst, der dich von der Besorgnis befreit, in der du schwebst, und dir bei Redwald eine gute Aufnahme erwirkt?" Edwin erklärte sich bereit, einem solchen Retter Alles zum Lohn zu geben, worüber er nur verfügen könne. Der Unbekannte aber fuhr fort: „Wie aber, wenn er dir auch weissagt, daß deine Feinde dir erliegen werden, und du nicht nur den Thron deiner Väter wieder einnehmen, sondern auch Alle an Macht übertreffen wirst, die vor dir Könige der Angeln gewesen sind?" — „Ich würde ihm, sprach Edwin, nach Kräften vergelten." — „Wenn er dir aber, sprach der Unbekannte zum dritten Male, **einen beßern Lebens- und Heilsweg** vorschlüge, als den deine Vorfahren wandelten, würdest du auch da ihm folgen?" — „Ich würde es thun", antwortete Edwin; der Unbekannte aber legte ihm die Hand aufs Haupt und sprach: „Wenn Alles, was ich dir gesagt habe, eingetroffen sein wird, dann gedenke dieser Stunde und halte, was du versprochen hast." Und mit diesen Worten verschwand die Gestalt und Edwin war in stiller Nacht allein. — Es ist nicht schwer, den Vorgang aus der Lage und Stimmung Edwins zu erklären, wenn wir annehmen, daß in ihm der Gedanke lebendig wurde, durch Verbindung mit dem christlichen König Edelbert von

*) Hist. eccl. II., 12.

Kent und durch Annahme des Christentums selbst den Thron seiner Väter wiederzuerlangen. Diesen Weg hat er wenigstens eingeschlagen, und derselbe hat ihn zum Ziele gebracht. Im Jahr 616 kehrte Edwin mit Heeresmacht znrück, überwand Edelfried im Kampfe und nahm Northumberland wieder ein. Dann vermählte er sich mit der Prinzessin Ethelberga von Kent, der Tochter Edelberts und jener fränkischen Bertha, die der Mission in Kent so gute Dienste leistete, der Schwester des Königs Eadwald, dessen Rückfall ins Heidentum die ganze Kirche eine Zeitlang in Frage stellte. Ethelberga war Christin, freie Religionsübung bedung sie sich aus, dann kam sie in Begleitung ihres Beichtvaters Paulinus nach Northumberland (625)

Wie einst ihre Mutter Bertha das Herz ihres noch heidnischen Vaters dem Christentum geneigt gemacht hatte, so bearbeitete Ethelberge nun das Herz Edwins. Paulinus weckte ihren Eifer, schmeichelhafte Briefe und köstliche Geschenke, die der Pabst Bonifacius V. sandte, unterstützten sie. Edwin zögerte den großen und in das ganze Leben des Volkes so tief eingreifenden Schritt zu thun; wie einst der Franke Chlodwig, wollte er sich vorher der Zustimmung seiner Stände versichern. — Wir können auch hier sehen, wie wenig das altgermanische Königtum ein unumschränktes, die Unterthanen als willen- und rathlose Masse beherschendes war.

Noch zwei Jahre vergingen, ehe sich Edwin entschied. Inzwizwischen wurde Nichts unterlaßen, um den Adel, die Priester und Aeltesten des Volkes dem Christentum geneigt zu machen. Eine Tochter, die ihm Ethelberga in dieser Zeit gebar, ließ der König ohne Widerspruch taufen, sich selbst aber taufen zu laßen und offen zu dem neuen Glauben zu bekennen, wagte er noch nicht. Die große Gefahr eines solchen Schrittes stellte sich ihm vor die Seele. So saß er einst wieder in dunkler Nacht gedankenvoll da und erwog hin und her, ob er nun zum Christentum übertreten solle oder nicht, da trat Paulinus, der, wahrscheinlich durch Ethelberga, von dem wußte, was dem Könige einst auf der Flucht begegnet war und was er damals gelobt hatte, leise an den König heran und legte ihm die Hand aufs Haupt, wie einst jener Unbekannte gethan. Erschrocken fuhr der König zusammen, Paulinus aber sprach: „Siehe, du bist aus der Noth gerettet, du hast den Thron deiner

Väter bestiegen und deine Feinde überwunden: jetzt halte, was du versprochen hast, bekenne dich zum Christentum."

Zu diesem letzten Schritt war auch Alles so ziemlich vorbereitet. Edwin berief daher eine Versammlung seiner Reichsstände zur Berathung. Hier erhob sich vor Allen der Oberpriester Koisi und erklärte sich vor dem König und der ganzen Versammkung von der Ohnmacht und Nichtigkeit der alten Götter überzeugt. „Denn, sprach er, ich habe ihnen am eifrigsten gedient, und so hätten sie mir auch die meisten Wohlthaten erweisen müßen; das aber haben sie nicht gethan. Wenn daher die Lehre, die jene Christen uns predigen, sich nach deiner Prüfung, o König, als beßer erweist, so laß sie uns ungesäumt annehmen."

Dann schlug er vor, daß Paulinus ihnen eine Predigt halte, damit sie erkennten, wie es mit der neuen Lehre stehe. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und nun predigte Paulinus der Reichsversammlung von Christo, dem Licht der Heiden, der ein König aller Könige sei und im Reiche des Himmels hersche. Seine Rede gefiel den Versammelten, der König erklärte, daß er entschloßen sei, den neuen Glauben anzunehmen, Koisi that dasselbe, die Versammelten folgten nach. Da warf einer die Frage auf, wer zuerst die Hand an Wodans Altäre legen solle, und machte dadurch die Anwesenden stutzig. Aber Koisi sprach: „Ich will es thun; ich habe sie am meisten geehrt, nun will ich auch zuerst die Nichtigkeit ihrer Verehrung beweisen." Rasch wirft er dann das Priesterkleid von sich, legt eine Waffenrüstung an, besteigt des Königs Streitroß und reitet so, mit dem Schwert umgürtet und der Lanze in der Hand, auf den nächsten Wodanstempel zu. Das Volk meint, er sei von Sinnen und zittert für sein Leben. Und als nun Koisi, dem Tempel nahe gekommen, die Lanze schwingt und sie den Göttern zum Trotz in den Tempel schleudert, da erwartet es athemlos still, daß Wodan im Wetter einherfahren und den Frevler erschlagen werde. Aber siehe, nichts von alle dem geschieht, und die Sonne blickt so mild und heiter darin, wie nur je zuvor. Es ist entschieden: Die Götter vermögen nicht, ihre Schmach zu rächen, sie sind ohnmächtig und nichtig. Jetzt befiehlt Koisi dem Volke, Feuer an den Tempel zu legen und ihn sammt dem heiligen Haine niederzubrennen und — das Volk gehorcht, nachdem er selbst ungefährdet

den ersten Feuerbrand hineingeschleudert hat. — Das geschah nicht weit von der Stadt Eboracum (York) im Jahre 627. Nun wurden auch die übrigen Haine und Tempel niedergebrannt, und König Edwin ließ sich am Osterfeste taufen. Adel und Volk folgten seinem Vorgang. König Edwin, der auch der Gründer Edinburgs ist, baute in seiner Hauptstadt Eboracum eine schöne Kirche und Paulinus wurde hier der erste Bischof.

Bald zeigteu sich in Edwins Regierung die segensreichen Folgen des Christentums. Sein Reich blühte, Frieden und Ruhe herschten darin. Der König ließ Brunnen an der Landstraße graben und Becher für müde Wanderer daran hängen; aber Niemand wagte letztere zu stehlen. Solche Sicherheit herschte. Man sagte, eine Mutter könne mit ihrem Säugling ungefährdet von einem Meere zum andern ziehen, was in jener kriegerischen Zeit viel sagen will.

Aber nicht lange dauerte die glückliche Zeit. Damals, als ein König der Angelsachsen nach dem andern zum Christentum übertrat, erhob sich im Reiche Mercia König Penda, ein kriegsgewaltiger Held, als Rächer und Retter des Heidentums. Dieser überfiel im Jahr 633 den König Edwin mit Heeresmacht, schlug und tödtete ihn. Da schien die letzte Stunde des Christentums in Northumberland geschlagen zu haben. Paulinus floh mit Edwins Wittwe und Kindern nach Kent. Zwei Prinzen Osrik und Eanfried theilten sich ins Land und suchten sich durch Wiederherstellung des Heidentums zu behaupten. Aber ihre Herschaft war kurz; Cadwalla, der König der Briten in Nordwales, ein gewandter Kriegsheld, erschlug Osrik im Kampfe, Eanfried fiel durch Mörderhände. Northumberland, das unter Edwins Regierung so glückliche, gesegnete Land, wurde voll Jammer und Elend, das Christentum wurde fast gänzlich ausgerottet.

Doch jetzt erschien der Retter. Es war Oswald, ein zweiter Sohn jenes Edelfried, der vor Edwin geherscht, Edwins Schwestersohn. Wie sein Bruder, der zum Wodansdienst abgefallene Eanfried, war er bei seines Vaters Tod im Jahre 616 nach Schottland geflüchtet und auf der Insel Hy von den trefflichen Mönchen aus Columbas Schule im Christentum unterrichtet worden. Er war aber ein ganz anderer Mann wie sein Bruder Ean-

fried: der Glaube war ihm nicht blos ein Bekenntnis der Lippen, sondern Herzenssache, und die Wiederherstellung der Kirche in seinem Vaterlande lag ihm fast noch mehr am Herzen, als die Wiederaufrichtung der väterlichen Herschaft. Mit einem Haufen tapferer Genoßen fiel er nun in Northumberland ein und eroberte es. Es schien aber, als solle auch er nicht lange des Sieges froh werden, denn der gewaltige Cadwalla zog aus Wales gegen ihn heran. Dieser ergraute Held war in sechzig Schlachten, die er geliefert, immer siegreich gewesen und galt bei den Briten für unüberwindlich. Jetzt aber, da er mit Oswald kämpfte, war seine Stunde gekommen: er fiel gleich beim Begiun der Schlacht und, bestürzt durch seinen Fall, wandten sich die Seinigen zur Flucht. Er war der letzte große Britenkönig, mit ihm fiel die Macht und Unabhängigkeit der Briten zusammen. Sie wurden dem siegreichen Oswald unterthänig.

Kaum hatte Oswald den Thron seines Vaters wieder einaenommen und gegen Cadwalla siegreich vertheidigt, so suchte er das Christentum im Lande wiederherzustellen. Er bat die Mönche von Hy um einen tüchtigen Glaubensboten. Diese schickten ihm den Bruder Korman. Das war aber ein Mann von gar strengem und schroffem Charakter, der sich nicht zu den Unwißenden und Unmündigen herablaßen konnte. Aergerlich kehrte er bald zu den Brüdern auf Hy zurück und erklärte den Versammelten, dieses wilde Sachsenvolk zu bekehren, sei unmöglich, es sei zu roh und unwißend. Da stand in der Versammlung ein geringer Mönch, Namens Aidan, auf und nahm das Wort. Er meinte, Bruder Korman möge in seinem Bekehrungseifer wohl gleich zu strenge Forderungen an die Sachsen gestellt haben, während doch der Apostel gebiete, den Unmündigen erst Milch zu reichen und sie dann allmälich an starke Speise zu gewöhnen. Alle Anwesenden waren von der Wahrheit dieser Worte überzeugt; einstimmig wurde beschloßen, das Sachsenvolk noch nicht aufzugeben, sondern einen neuen Versuch zu machen. Aidan schien Allen der rechte Mann zu sein, dessen das rohe Volk bedürfe; er ward geweiht und abgesandt.

Und Aidan war der rechte Missionar: ein liebenswürdiger, demüthiger Mann, streng gegen sich selbst, mild gegen Andre, reich an Weisheit und Menschenkenntnis, fähig herabzusteigen zu den

Unmündigen an Geist und mit ihnen kindlich zu reden, und, was immer die Hauptsache ist, erfüllt und getrieben von der Liebe Christi und frei von pabsttümlichem Interesse. Mit wahrer Herzensfreude empfing Oswald den Missionar, der ihm vielleicht aus der Zeit seiner Verbannung noch bekannt war, und machte, da Aidan der sächsischen Sprache nicht mächtig war, bei dessen Vorträgen selbst den Dolmetscher. So lange Aidan noch nicht angelsächsisch predigen konnte, predigte er nämlich blos vor den Häuptlingen und Dienern des Königs, welche sich bei diesem versammelten; als er aber die angelsächsische Sprache sprechen konnte, wandte er sich zum Volke. Er zog in der Stadt und auf dem Lande umher und, wo ihm Jemand begegnete, knüpfte er ein Gespräch an, den Heiden verkündigte er das Evangelium, die schon Getauften befestigte er im Glauben und vermahnte sie, ihren Glauben durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit zn beweisen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und brachte durch sein wahrhaft christliches Leben ebensoviele zum Glauben, wie durch seine Lehre. Empfing er vom König oder einem Häuptling Geschenke, dann vertheilte er sofort Alles unter Nothleidende und Kranke oder kaufte Gefangene los, von denen er die jungen und fähigen für den Missionsberuf erzog. So war sein ganzes Wirken ein von echt christlichem Geist beseeltes, evangelisches. Die Gemeinde, welche er sammelte, gründete er ganz und gar auf das Wort der Schrift; die Jünglinge, welche er zu Geistlichen erzog, wies er mit allem Nachdruck auf die Schrift hin als die alleinige Quelle und Richtschnur unseres Glaubens, seine ganze Predigt quoll aus dem Schriftwort lebendig hervor. War es daher ein Wunder, daß der Erfolg seiner Arbeit ein so außerordentlicher war? Diesem liebenswürdigen Missionar konnte auch der wildeste der Sachsen nicht widerstehen, und die Gemeinde der Gläubigen wuchs von Tag zu Tage. Die Brüder auf Hy sandten Mitarbeiter, welche Aidan unterstützten. In wenig Jahren war in ganz Nordengland das Christentum gepflanzt und zwar nicht das römische, sondern ein evangelisches, und eine lieblich aufblühende Kirche gegründet.

Niemand freute sich darüber außer den Engeln Gottes mehr, als König Oswald. Das war ja seines Herzens höchster Wunsch gewesen, daß sein Volk aus der Nacht des Götterglaubens heraus

zur Erkenntnis der Wahrheit kommen möge, und dieser Wunsch erfüllte sich vor seinen Augen. Sein Herz war daher voll Jubel und Dank. Auf der Insel Lindisfarne in der Mündung des Tweedflußes, der England und Schottland scheidet, gründete er für Aidan ein Bistum und that auch sonst zur Ausbreitung des Evangeliums, was er konnte. Er gründete namentlich Kirchen und Schulen und sorgte so für den christlichen Unterricht seines Volkes.

Ueberhaupt war Oswald ein König, wie es wenige gegeben haben mag. Strenge gegen sich und gegen die Großen, war er ein Freund der Armen und Unterdrückten; mild und freundlich ließ er sich auch zu dem Geringsten herab, hörte seine Klagen und half ihm zu seinem Rechte. Selbst die von ihm unterworfenen Briten fühlten sich wohl unter seinem Regiment. Sie gaben ihm den Beinamen Sanigwin, d. h. gütige Hand, und verschmolzen seitdem mit den Sachsen zu einem Volke.

Und diesen König, der die Liebe nnd Wonne seines Volkes war, das ihn fast wie einen Heiligen verehrte, traf ein herbes Geschick! Der gewaltige Penda, der einst Edwin gestürzt, trat wieder als Rächer der alten Götter auf. Er überfiel Oswald mit Heeresmacht. Oswald fiel im Kampfe, er hatte erst sieben Jahre regiert und war nur 38 Jahre alt geworden (642). Sein um ihn trauerndes Volk beschloß, die Jahre seiner Regierung um eins zu vermehren, damit das Andenken an seine heidnischen Vorgänger erlösche und er als unmittelbarer Nachfolger Edwins gelte. In Sagen und Liedern ward sein Name gepriesen und dem Andenken der Nachwelt überliefert.

Nach seinem Tode kam der nördliche Theil Northumberlands, Bernicien genannt, an Oswalds Bruder Oswy, der südliche Theil, die Provinz Deira, an Oswin, einen Sohn jenes Osrik, der einst nach Edwins Tode ein Jahr lang geherscht hatte. Oswin war ein edler und frommer König, ein würdiger Nachfolger Oswalds, ein Liebling Aidans und seines Volkes. Aber von seinem Nebenkönig Oswy hatte er viel zu leiden. Dieser trachtete nach der Herschaft über das ganze Land und überzog Oswin mit Krieg. Dieser, dem es an kriegerischem Muthe fehlte, floh, ward verrathen und fiel durch Meuchelmord, 641.

Der Tod König Oswins, in welchem er nicht blos einen Beschützer, sondern einen treuen und gleichgesinnten Freund verlor, brach dem edlen Aidan das Herz; er überlebte ihn nur wenige Tage. Die Kirche, welche er in Northumberland gegründet, ging mit seinem und Oswins Tode nicht unter, sondern blühte auch unter dem Bredwalda Oswy fort. Dieser beherschte nun das ganze Land, besiegte 656 den Vorkämpfer des Heidentums Penda am Fluße Winwaed und brachte damit, weil Penda fiel, dem angelsächsischen Heidentum selbst einen empfindlichen Verlust bei.

Bei den Ostangeln, welche südlich vom Humber wohnten, hatte das Christentum schon frühe Eingang gefunden, ohne jedoch das Heidentum zu verdrängen. König Redwald, derselbe, zu dem der vertriebene Edwin floh, war einst am Hof in Kent zu Besuch und ließ sich taufen. Doch war seine Bekehrung eine sehr oberflächliche. In einem und demselben Tempel ließ er später daheim friedlich nebeneinander christlichen Gottesdienst halten und dem Wodan opfern! Seinen Sohn Eorpwald bewog König Edwin von Northumberland Christ zu werden. Der Bekehrungseifer desselben reizte sein Volk zur Wuth; er wurde ermordet und das Heidentum setzte sich wieder in Herschaft. Sein Bruder Siegbert war bei seinem Untergang nach Frankreich geflüchtet; im Jahre 630 kehrte derselbe zurück. Es gelang ihm, sich des Thrones zu bemächtigen; dann sorgte er für die Herstellung und Ausbreitung des Christentums. Er hatte aus Frankreich einen burgundischen Priester, Namens Felix, mitgebracht. Den ließ er zu Canterbury zum Bischof weihen und wies ihm Dunwich als Sitz an. Auch stiftete er eine Schule, aus welcher im Lauf der Zeit die Universität Cambridge erwachsen ist. Müde der Regierungssorgen ging Siegbert dann in's Kloster und überließ die Regierung seinem Bruder Egrike. König Penda von Mercien trat auch hier als Rächer der alten Götter auf und überzog ihn mit Krieg. Egrike ward geschlagen. Da verlangten die Ostangeln mit Ungestüm ihren König Siegbert wieder, unter dessen Führung sie vordem siegreich gewesen. Die Häupter des Volkes klopften an die Thüre seines Klosters und flehten ihn an, sich wieder an die Spitze des Volkes zu stellen, und da er sich dessen weigerte, zogen sie ihn mit Gewalt hervor und führten ihn aufs Schlachtfeld, damit er durch seine Ge-

genwart die Ostangeln ermuthige. Aber Niemand konnte den frommen Mann dazu bringen, das Schwert zu ergreifen und mitzukämpfen. Mit einem einfachen Stab in der Hand stand er allein ruhig nnd unbewegt im Schlachtgewühl und war den Seinen auch so ein Sporn zur Tapferkeit. Aber die sieggewohnten Mercier stürmten heran und schlugen die Ostangeln; Siegbert und Egrike fielen brüderlich nebeneinander, 635. Der Heide Penda nahm nun das Land ein, begnügte sich aber mit einem Tribut und gestattete, daß die Ostangeln einen andern Mann aus Siegberts Geschlecht zum Könige über sich setzten. Sie wählten Anna. Dieser war Christ und schützte die Kirche mit kräftiger Hand, so daß des frommen Siegbert Arbeit nicht vergeblich war, sondern Früchte tragen konnte. Neben Anna wirkte zur Bekehrung der Ostangeln viel der irische Mönch Furseus, dessen Gesichte die gläubigen Seelen mit dem Ernst der Ewigkeit erfüllten. Er fiel oft in Verzückungen. Seine vom Körper gelöste Seele durchwanderte dann den Himmel und die Hölle und schaute dort die Wonnen der Seligen, hier die Qualen der Verdammten. Seine Berichte vom „Lande drüben“ wurden im Volke allgemein erzählt und geglaubt und waren sehr wirksam. Gingen doch, durch sie geschreckt, König Anna's sechs blühende Töchter ins Kloster.

In den drei Sachsenländchen, Wessex, Essex und Sussex (West-, Ost- und Südsachsen), kam das Christentum nun auch um die Mitte des siebten Jahrhunderts zu dauernder Herschaft. In Wessex zuerst. Hier wirkte ein vom Pabst Honorius abgesandter Priester Birinus. Mehr aber, als dessen Predigt, wirkte auf den König Kynegil Wort und Beispiel des frommen Königs Oswald von Northumberland. Dieser bot seinen Einfluß auf, um Kynegil zu bekehren. Es gelang ihm; Kynegil ließ sich taufen und Oswald vertrat bei seiner Taufe Pathenstelle. Das geschah im Jahr 635. Birinus ward Bischof von Dorchester; das Volk der Westsachsen folgte dem Beispiel seines Königs nach, ohne daß es zu einem schweren Kampfe zwischen Heidentum und Christentum kam. Der Vorgang der andern Reiche hatte dem alten Götterglauben bereits den Todesstoß versetzt.

Wie es dagegen in dem von Kent abhängigen Essex oder Ostsachsen schon im Anfang des siebten Jahrhunderts zu heftigen

Kämpfen zwischen dem alten und neuen Glauben kam, wie König Sabareth Christ wurde, seine Söhne aber das Heidentum zurückführten und den Bischof Mellitus von London vertrieben, haben wir bereits gesehen. Lange hielt sich jedoch auch hier der alte Wodansdienst nicht mehr. Wiederum war es ein König von Northumberland, der dem Christentum bei den Ostsachsen aufs neue Eingang verschaffte. Es war Oswy. König Siegbert der Gute von Essex war sein Freund, und so leistete er diesem den Freundesdienst, daß er ihn von der Wahrheit des Christentums überzeugte. Siegbert ließ sich im Jahre 653 taufen. Aidans Nachfolger, Bischof Finan von Lindisfarne, taufte ihn und weihte den irischen Mönch Cedd zum Bischof von London.

Wenig Jahre darauf siegte das Christentum auch in Sussex (Südsachsen). Der König Adelwalch wurde durch einen Bruder jenes gefürchteten Penda, der Wulfhere hieß und ein Christ war, zur Taufe bewogen; aber das Volk der Südsachsen blieb noch dem alten Wodansdienst ergeben. Zwar kamen schottische Mönche zu ihm und gründeten in tiefer Waldeinsamkeit ein Kloster, aber es waren Leute in Bruder Kormans Geist; sie konnten den Schlüßel zu den Herzen des Volkes nicht finden. Beßer verstand es Bischof Wilfried von York, der einst, aus seinem Amte vertrieben, nach Sussex kam. Er war von Geburt ein Angelsachse und kannte Art und Brauch des Volkes. Er fand das Volk roh und unglücklich. Langer Regenmangel hatte eine Dürre und Hungersnoth im Lande erzeugt, und das Volk wußte sich nicht zu helfen. Da lehrte Wilfried die Armen mit gutem Erfolg den Fischfang und linderte dadurch ihre Noth. So schaffte er seiner Predigt geneigtes Gehör. Viele ließen sich taufen, und als nun gerade während der Taufe der langentbehrte Regen in Strömen vom Himmel kam, so war der Sieg des Christentums entschieden. Wilfried suchte es durch Anlegung von Schulen tiefer zu begründen.

So fiel ein Reich der Angelsachsen nach dem andern dem Christentum zu. Nur Mercia, in der Mitte der andern gelegen, war noch heidnisch. Wie auch ringsum des neuen Glaubens wegen gekämpft werden mochte, es blieb unerschüttert: an seinen Grenzen schienen die Wogen des Kampfes abzuprallen; wie hell auch ringsum über den Stammesgenoßen die Sonne des neuen Tages auf-

gehen mochte, auf Mercia blieb die volle Nacht des Heidentums gelagert. Hier, im Mittelpunkt des Sachsenlandes, erhob sich ein Held, tapferer und gewaltiger als irgend ein anderer seit Horsas Tagen, der sich dazu berufen fühlte, der Hort des väterlichen Glaubens zu werden und mit dem neuen Glauben den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen: es war der schon öfter genannte Penda. Ein Mann voll wodanischer Kriegslust und Tapferkeit, setzte er sich während seiner dreißigjährigen Regierung zur Lebensaufgabe, die alten verlaßenen Götter zu rächen und das Christentum auszurotten. In ihm lebte das alte germanische Heidentum auf Englands Boden noch einmal recht auf und bewies seine ihm innewohnende Kraft und Stärke. Wo nur in der Runde ein König sich zum Christentum bekannte, da stürmte der Kriegsheld Penda mit seinen tapfern Merciern hin und schlug ihn. Fünf angelsächsische Könige fielen im Kriege mit ihm auf dem Schlachtfelde; der fünfte darunter war der edle Oswald von Northumberland, im Jahre 642.

Aber dieser letzte Verehrer und Rächer Wodans mußte es noch erleben, daß der neue Glaube im Herzen seiner eigenen Familie Wurzel schlug. Sein Sohn Peada regierte unter des Vaters Oberhoheit das Fürstentum Mittelangeln. Er liebte Alchflede, die Tochter König Oswys von Northumberland, deßen Bruder Oswald sein Vater ins Verderben gestürzt hatte. Die Liebe der Kinder ignorirte auch hier den Haß der Väter. Peada heirathete Alchflede und ließ sich vom Bischof Finan taufen. Das erlebte noch der alte Heide Penda. Was hatte nun all sein Ringen und Kämpfen für Wodans Ehre gefruchtet, da sein eigner Sohn ein Christ geworden war?

In Pendas Brust kochte Rache; König Oswy sollte es bitter entgelten, daß seine Tochter Peada zum Christen gemacht. Oswy rüstete sich, um den gefürchteten Kriegshelden zu empfangen. Am Fluße Winwaed bei Leeds trafen die Heere aufeinander: Christentum und Heidentum standen sich hier zum letzten Entscheidungskampfe auf Englands Boden gegenüber. Oswy gelobte vor dem Beginn der Schlacht, seine jüngste Tochter Elflede ewiger Jungfrauschaft zu weihen und zwölf seiner Güter zur Erbauung von

Klöstern herzugeben, wenn Gott ihm den Sieg verleihe. Wir sehen daraus, wie ernst er die Sache nahm.

Der Winwaed, der jetzt Broad Are heißt, war von Regengüßen hoch angeschwollen, aber Penda setzte mit seinen tapfern Schaaren hinüber nnd begann den Kampf. Und der Kampf war mörderisch, auf beiden Seiten wurde mit beispielloser Erbitterung gefochten, bis Penda fiel. Da wandte sich sein Heer zur Flucht. Viele ertranken im Strome, viele andre wurden auf der Flucht erschlagen. Das war im Jahre 566.

In dieser Schlacht sank mit dem mächtigen Hort des Heidentums das Heidentum selbst zusammen. Peada führte nun ungehindert das Christentum im ganzen Mercien ein, und seitdem erhob sich kein Held wieder, der für die Ehre der alten Götter sein Blut hätte verspritzen wollen. —

König Oswy, der Sieger, hielt, was er vor der Schlacht gelobt hatte. Er übergab sein Töchterlein Elflede dem Kloster Heortea, dessen Aebtissin H i l d a, eine northumbrische Prinzessin war. Zugleich ließ er das Kloster S t r e a n e s h a l c h bei York (jetzt Whitby) bauen und von Hilda einrichten. Es war ein Doppelkloster; neben den geweihten Jungfrauen wohnten abgesondert auch geweihte Priester zur Ausübung der Seelsorge; der Prior der letzteren war jedoch der Aebtissin untergeordnet, wie er auch von ihr gewählt wurde.

Merkwürdig ist in dieser Zeit bei den angelsächsischen Königsfamilien der Zug zum Klosterleben. Könige legen ihre Krone nieder und ziehen sich in die stille Einsamkeit der Klosterzelle zurück; Königstöchter entsagen freiwillig der Freude der Erde und werden Himmelsbräute. Man weiß, daß während des siebten und achten Jahrhunderts mehr als dreißig Könige und Königinnen der Angelsachsen in's Kloster gingen. Das beweist uns, mit welchem Ernst und welcher Innigkeit diese Angelsachsen sich dem Christentum hingaben; wie sie davon ganz und gar ergriffen und erfüllt wurden; wie der neue Glaube eine freudige Hingabe an das Ewige und Himmlische in ihnen hervorrief, mit der die Weltverachtung Hand in Hand ging. Das wäre nimmer möglich gewesen, wenn diese Angelsachsen wirklich, wie Bruder Korman meinte, rohe und wilde Barbaren gewesen wären. Freilich waren sie ein kriegerisches Ge-

schlecht, so recht wodanischer Art; aber auch der rauheste Krieger trug unter'm Waffenrock ein deutsches Herz in der Brust und „aus dem Grunde dieses Herzens klangen dem Christentum, als es ihnen nahe gebracht wurde, Saiten entgegen, mit welchen anderswo die Natur der Völker nicht bezogen war."

König Oswy, der Besieger Pendas, hat auch nach einer andern Seite hin für die Kirchengeschichte Englands eine große Bedeutung: er hat dem römischen Bekenntnis zum Sieg über das altbritische geholfen.

Die römische Mission in England war durch den Eifer und Erfolg der schottischen verdunkelt worden. Northumberland war von Hy aus bekehrt worden, und von hier aus verbreitete sich das freiere und volkstümliche altbritische Kirchenwesen, welches von einem Pabste nichts wußte, zu den übrigen angelsächsischen Reichen. Der Mittelpunkt desselben war die Insel Lindisfarne in der Mündung des Tweed, auf welcher Aidans Nachfolger als Bischöfe wohnten. Nur in Kent herschte das römische Kirchenwesen; sein Stützpunkt war Canterbury, wo Augustins Nachfolger als Erzbischöfe saßen.

Es hatte lange Zeit durchaus nicht den Anschein, daß die freie britische Kirche jemals unter das Joch des Pabsttums kommen, daß die nationale angelsächsische Kirche jemals römisch-katholisch sein werde. Freilich der Zwiespalt in Bekenntnis und Kirchenwesen war vom Uebel, leicht konnte er den Frieden stören und zu Reibung und Krieg Anlaß geben. Aber konnte nicht weit eher und beßer Kent die freiere Weise und Unabhängigkeit der übrigen sechs Sachsenreiche annehmen, als daß diese sich nach ihm richteten und päbstlich wurden? Und welche segensreiche Rückwirkung hätte dann eine solche freie Nationalkirche Englands auf das Festland ausüben müßen, wie würde sich an ihm das hierarchische Systems Roms zerschellt haben!

Dennoch ist es ganz anders gekommen: Rom hat gesiegt.

Das Werkzeug, dessen es sich bediente, war Wilfried. Ein Angelsachse von Geburt, aus Northumberland stammend, ausgezeichnet von Natur durch hellen Blick und Energie des Geistes, wie durch Schönheit des Körpers, war Wilfried im Kloster zu Lindisfarne erzogen. Achtzehn Jahre alt ging er nach Rom. Hier weilte

er zwei Jahre. In Rom erkannte man sofort, von welcher Bedeutung der junge, talentvolle Angelsachse für die römische Kirche werden könnte und wußte ihn durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn ganz für die Interessen des päpstlichen Stuhles zu gewinnen. Als ein Dienstmann des Pabstes kehrte Wilfried in die Heimat zurück. Er begann seine Thätigkeit am northumbrischen Hofe. Oswys Gemahlin Eanflede, die Tochter jenes Edwin, der zuerst in Northumberland sich zum Christentum bekannte, war Wilfrieds Gönnerin. Sie schwärmte für Rom uud hatte Wilfried dorthin Empfehlungsbriefe mitgegeben; ihr Herz war der Punkt, wo Rom den Hebel zur Umwälzung der angelsächsischen Kirche einsetzte; der Hebel war Wilfried selbst. Beide vereinigten sich, um dem Pabst die Kirche zu Füßen zu legen. Während Eanflede den König bearbeitete, gelang es Wilfried, Oswys Sohn Alchfried für die römische Kirche zu gewinnen; dann warf er das Netz dem Vater selbst über den Kopf und fing auch ihn.

Oswy war der Bretwalda der sieben Reiche, von ihm konnte daher der erste Anstoß zur Kirchenumwälzung ausgehen. Nachdem er sich mit den übrigen Fürsten verständigt, berief er im Jahre 664 die Häupter und Vornehmsten des Volkes in Staat und Kirche aus allen sieben Reichen zu einer Generalsynode nach Streaneshalch, auf der über die große Kirchenfrage entschieden werden sollte. Die Partheien erschienen; für die altbritische Kirche führte Bischof Kolman, der zweite Nachfolger Aidans auf Lindisfarne, das Wort; für Rom der gewandte Wilfried. Aber auch die Fürsten, und namentlich Oswy, betheiligten sich lebhaft an den Verhandlungen. Kolman berief sich zur Rechtfertigung der altbritischen Weise, Ostern zu feiern, auf den Apostel Johannes und das Beispiel des verehrten Vaters Columba, die beide es ebenso damit gehalten. Wilfried dagegen erklärte, Johannes habe nur aus Rücksicht auf die Schwachheit der Judenchristen Kleinasiens deren Art der Osterfeier geduldet. „Was aber, fuhr er eifriger fort, euren Columba betrifft, so mag er immerhin Wunder gethan haben. Wunder sind kein Beweis der Wahrheit; der Herr sagt, daß er Viele, die in seinem Namen Wunder gethan, nicht als die Seinen anerkennen werde. Doch ich will nicht richten, ich will das Beste von ihm glauben; aber er hat sich geirrt. Und wenn nun euer

Columba, der auch der Unsrige ist, falls er ein Jünger Christi war, wenn er nun wirklich ein Heiliger war und Wunder verrichtete, kann er darum denn dem Apostelfürsten Petrus vorgezogen werden, zu dem der Herr sprach: „„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen““, und dem er die Schlüßel des Himmelreichs gegeben hat?“ — Dieses Wort gab den Ausschlag. König Oswy fragte: Ist das so, daß dem Petrus dieses Wort vom Herrn gesagt und ihm solche Gewalt verliehen ist? — Alle bejahten diese Frage. „Nun denn, sprach Oswy, so bin ich entschloßen, in allen Stücken dem zu dienen, der die Schlüßel des Himmels in Händen hat, damit nicht, wenn ich einst Einlaß begehre, Niemand da sei, der mir aufschließe.“ — Alle Anwesenden hohen und niedern Standes schenkten diesen Worten des Bretwalda Beifall. Die Verhandlungen wurden abgebrochen und die Umwandlung der Kirche nach römischem Muster zum Beschluß erhoben.

Wenn man auch jener Zeit, in welcher die Synode zu Streaneshalch gehalten wurde, noch so viel Naivetät zutraut, so kann man doch nicht annehmen, daß jener Grund für Oswy und die übrigen Fürsten allein von entscheidendem Gewicht war. Was sie hauptsächlich bestimmte, war: sie wollten Einheit in der Kirche haben, um in ihr eine feste Grundlage der politischen Einheit zu haben. Die angelsächsische Kirche mußte also entweder ganz altbritisch oder ganz römisch werden. Die Fürsten entschieden sich für's Letztere; ihnen imponirte der Glanz der römischen Kirche, der gewaltige Name des Nachfolgers Petri; sie wollten lieber mit dem stolzen Rom und den siegreichen Franken, als mit dem kleinen Häuflein der unterworfenen Briten kirchlich Hand in Hand gehen. — Die Armen wußten nicht, was sie thaten, wußten und ahnten nicht, daß sie mit ihrem Beschluß der Kirche Englands die Krone vom Haupte rißen, daß sie ihr die Freiheit und nationale Selbstständigkeit raubten und sie unter die despotische Herschaft des Pabsttums brachten. Fortan konnte sich die angelsächsische Kirche nicht mehr frei und selbstständig bewegen und entwickeln, ihr Weg war der Weg des Pabsttums, und dieser Weg war ein Weg der Nacht und des Verderbens.

Die Beschlüße der Synode führte Oswy als Bretwalda des Siebenreichs mit Kraft und Consequenz durch. Den altbritischen

Geistlichen blieb nur die Wahl römisch zu werden, oder ihr Amt niederzulegen. Bischof Cedd von London that das Erstere; Bischof Kolman aber blieb der Weise seiner Vorfahren treu, gab sein Bistum auf Lindisfarne auf und ging mit seinen Getreuen nach Hy zurück. Die Gebeine Aidans nahmen sie mit. Wilfried aber, Rom's Fürsprecher, wurde Bischof von York und erndtete so den Lohn für seine Mühe.

Zum Zwecke der Umgestaltung der Kirche erbaten sich die Könige von Kent und Northumberland vom Pabste Vitalian selbst einen geeigneten Mann, der dann den Stuhl in Canterbury einnehmen sollte. Der Papst schickte einen gelehrten Griechen, Theodor von Tarsus, der, schon 66 Jahre alt, zu Rom lebte. Er kam im Jahre 669 in Begleitung des römischen Abtes Hadrian nach England, bestieg den Stuhl von Canterbury und fing dann an, die Kirche umzugestalten. Er durchzog ganz England und ordnete überall selbst Alles nach römischer Weise. Im Jahre 673 hielt er auch zum Zweck der Reorganisation zu Hertford bei London eine große Kirchenversammlung und bot während seiner 21jährigen Amtsführung Alles auf, um seine Mission zu erfüllen. Hand in Hand mit ihm wirkte Wilfried von York. Doch hatte derselbe wegen seines Eifers für Rom noch manche heftigen Kämpfe zu bestehen und mußte selbst deswegen in die Verbannung gehen.

Erst zu Anfang des achten Jahrhunderts war die große Umwandlung vollendet, und die angelsächsische Kirche römisch gemacht. Die schottischen Geistlichen waren auf allen Punkten verdrängt; römische nahmen ihre Stelle ein und priesen schnöder Weise den Papst Gregor als den „Apostel Englands“. Die Namen eines Aidan und Anderer wurden absichtlich verdunkelt, und doch strahlten sie so hell und rein, daß selbst aus Beda's Berichten ihr Glanz hervorbricht.

Also ist die englische Kirche römisch geworden. Pabst Vitalian stimmte Jubelhymnen über das Ereignis an, und er hatte Ursache dazu; das Volk der Angelsachsen aber hätte Trauerkleider anziehen können.

Bald wurde auch Schottland dem Papste zu Füßen gelegt. Der König Naitan ließ sich vom englischen Abt Ceolfried

über die Vorzüge der römischen Tonsur und Osterfeier belehren und römische Baumeister kommen. Dann erließ er den Befehl an Geistliche und Volk, sich unweigerlich der römischen Praxis zu fügen und schickte Boten durch das Land, die sämmtliche Geistliche nach römischer Weise scheeren mußten. Das geschah 710: durchs Scheermeßer ward in wenigen Wochen die Umformung der Kirche vollendet.

Endlich fiel auch Hy, das letzte Bollwerk des altbritischen Kirchenwesens. Lange blieben seine Mönche der guten Weise ihrer Vorgänger treu und wollten sich durch nichts bewegen laßen, von ihr abzufallen, da kam ein angelsächsischer Mönch Namens Egbert, der oft in Verzückungen fiel, zu ihnen und setzte durch seine „Gesichte" den frommen Brüdern so lange zu, bis sie sich zu Roms Weise bekehrten, 711. Das Scheermeßer gab auch ihnen die römische Tonsur und in ihr das äußere Abzeichen der Zugehörigkeit zu Rom.

So errang Rom einen vollständigen Sieg über die altbritische Kirche. Und mit derselben Innigkeit, mit welcher die Angelsachsen und Schotten sich dem Christentum hingegeben hatten, gaben sie sich auch jetzt dem Pabsttum hin, und wie sie sich vorher verehrungsvoll vor Christo gebeugt, so beugten sie sich jetzt vor dem, der ihnen als Statthalter Christi auf Erden vorgestellt wurde. Ganze Schaaren von Pilgern aus allen Schichten, vom Könige bis zum Bettler herab, pilgerten alljährlich nach Rom, um an Sankt Peters Grab zu beten und den Kleidessaum des heiligen Vaters zu küßen. Und dennoch hat damals die Freiheit nnd Selbstständigkeit der altbritischen Kirche in England nicht bis auf die letzte Wurzel ausgerottet werden können. Bis auf die Eroberung des Landes durch die Normannen (1066) blieb die angelsächsische Sprache Kirchensprache; die Bibel wurde in der Landessprache gelesen, und die Geistlichen predigten in derselben; es haben sich angelsächsische Homilien aus jener Zeit erhalten. Der Gottesdienst hatte also noch ein volkstümliches Gepräge und war noch nicht in durchaus lateinisch-römische Form gezwängt. Auch gegen das Joch des Cölibatszwanges sträubte sich der gesunde Sinn der angelsächsischen Geistlichkeit noch lange und ignorirte die Satzungen des kanonischen Rechts.

Erst die normannische Occupation Englands tilgte diese schönen Reste des nationalen Gepräges der alten Kirche. Und dennoch, auch jetzt noch erhielt sich im englischen Volke ein Bewußtsein von der alten Kirchenfreiheit und ein stiller Protest gegen die Anmaßungen Rom's glühte wie ein Funken in der Asche durch die Jahrhunderte fort. Als daher in Deutschland Luther das Losungswort der Reformation sprach, da entzündete es mit Blitzesschnelle das Volk Englands und Schottlands. Freudig warf England das römische Joch ab und erhob jubelnd die Fahne der nationalen Freiheit. Ja in Schottland, diesem frömmsten Lande der Erde, hat die Kirche sich auch wieder aus der Knechtschaft des Staates befreit und damit den Kirchen aller Länder die große Losung für die Zukunft gegeben.



Rückblick.

Die Bedeutung der Völkerwanderung für das Culturleben der germanischen Völker.

Nachdem wir im Bisherigen diejenigen Germanenstämme betrachtet haben, welche durch den Sturm der Völkerwanderung aus ihren alten Wohnsitzen aufgeschreckt und ins römische Reich hineingetrieben wurden, so kann uns hier ein kurzer Rückblick zeigen, welche große Bedeutung diese Völkerbewegung für das Culturleben der germanischen Völker gehabt hat.

Zum Ersten: sie hat die germanischen Stämme, welche sie in ihre Strömung hineinriß, dem Christentum entgegengeführt und dadurch eine frühe und allgemeine Bekanntschaft dieser Stämme mit dem Evangelium vermittelt. Wären die deutschen Völkerschaften in ihren alten, ursprünglichen Wohnsitzen geblieben, so würden für einige — wie die Burgunden — noch Jahrhunderte hingegangen sein, ehe das Evangelium sie erreicht hätte, bei allen aber ohne Ausnahme würde die Predigt von Christo dann weit schwerer Eingang gefunden haben. Denn in dem heimatlichen Boden hatte das germanische Heidentum seine starken Wurzeln, der Götterdienst war an gewisse heilige Haine und Wälder, wo man die Gottheit besonders gegenwärtig dachte, geknüpft; durch die Völkerwanderung aber wurde es aus dem Boden, aus welchem es bisher seine Lebenssäfte gezogen hatte, herausgerißen, entwurzelt, wurde lange unstet in dem Völkergewoge umhergetrieben, ohne irgendwo Wurzel schlagen zu können, wurde

dadurch schon in sich matt und welk, und als es endlich zur Ruhe kam, da traf es auf bereits christlichem Boden mit der Macht zusammen, der es von Haus aus nicht gewachsen war und der es nun in der Fremde sofort erliegen mußte: mit dem Christentum. Hieraus erklärt sich der massenweise Uebertritt germanischer Stämme, der sonst bei der deutschen Art, treu am Alten festzuhalten, befremden müßte. In den Wanderzügen und Kämpfen war der Boden gepflügt worden, auf welchen der Saame des Evangeliums gesäet wurde; die Dornen und Disteln des Heidentums konnten ihn nicht mehr ganz ersticken.

So erkennen wir auch in jenem Sturmwetter das Walten des Herrn. Und merkwürdig, es scheint fast, als ob Gott der Herr jenen Völkern, wie den Zugvögeln im Frühling, einen Trieb gerade in die Gegenden gegeben, wo sie das finden konnten, was ihnen allen fehlte. „Als nun, sagt Vilmar ebenso schön als wahr*), Volk an Volk und Stamm an Stamm in wilder Wanderlust und roher Kampfesgier vorwärts nach dem Süden und dem Westen drängte, also daß die Völkerbande sich zu lösen und unsre Volksstämme sich in zügelloser Kriegswuth in sich selbst zu verzehren drohten: da wurde von dem Süden und dem Westen, wohin die ungezügelten Schaaren drängten, mit mächtiger Stimme der Friede Gottes des Herrn tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerschaaren hinausgerufen; und es ward still in den Wäldern und auf den Haiden, und die Schaaren lauschten ehrerbietig dem Wort des Gottesfriedens."

Zum Andern wurden die germanischen Volksstämme, welche auswanderten und sich auf dem Boden des römischen Reiches niederließen, auch allmälig mit der Bildung der alten Welt bekannt und vertraut, und auch dieses bahnte ihnen bei der Uebernahme der äußern, den Weg zur geistigen Weltherschaft, zu der sie von Gott berufen zu sein schienen. Es sind ja nicht lauter taube Blüthen gewesen, die das Altertum getrieben hat; was nun aber in ihm von lebenskräftigen Keimen und Saamenkörnern vorhanden war, das mußte, als die alte Welt zu Grabe ging, in den Schoos der neuen Zeit gesenkt, mußte von dem Volk als Lebens-

*) Litteraturgeschichte S. 6.

und Bildungselement aufgenommen werden, welches der Träger der neuen Weltentwicklung sein sollte. Je schwieriger nun diese Aufnahme bei einem Volke war, das einen von der alten Welt so verschiedenen Charakter und Geistesinhalt hatte, desto höher ist auch hier der vermittelnde Einfluß der Völkerwanderung anzuschlagen. Waren auch, was z. B. die Franken in Gallien vorfanden, nur dürftige, verkümmerte Bildungsreste des Altertums, so bahnte doch die Bekanntschaft mit diesen zweifelsohne ein zukünftiges Bekannt- und Vertrautwerden mit den klassischen Erzeugnissen des Altertums an. Was das aber schon sagen will, begreift sich erst dann, wenn man weiß, welch' unendlich großen Einfluß das klassische Altertum auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens gehabt hat. Ist doch aus der Vermählung des klassischen Altertums mit dem deutschen Geiste die zweite Blüthe unserer Poesie in Göthe und Schiller hervorgegangen!

Auch auf die Sprache, sowohl der daheimgebliebenen, wie der ausgewanderten Stämme, erstreckte sich der Einfluß der Völkerwanderung.

Bei den Ersteren prägten sich die bestehenden Sprachunterschiede noch schärfer und bestimmter aus. Es treten daher seit der Völkerwanderung vier Sprachstämme, als Töchter derselben Mutter, der deutschen Sprache, hervor: das Gothische, das Altnordische, das Niederdeutsche und das Hochdeutsche.

Das Gothische ist die Sprache der Ost- und Westgothen, so lange sie noch in Südrußland wohnen, oder sich noch nicht mit den Romanen vermischt haben. Es übertrifft an Reichtum, Wohllaut und Festigkeit des Baues alle andern deutschen Mundarten. Das einzige Denkmal dieser Sprache, welches auf uns gekommen ist, ist Ulfila's Bibelübersetzung. Da die Ostgothen in Italien schon bald nach ihrer Niederlaßung untergingen (554), die Westgothen in Spanien aber in der Verschmelzung mit den romanischen Unterthanen ihre Muttersprache bald aufgaben, so starb das Gothische schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters aus. Als Probe stehe hier das Vaterunser, wie es gothisch lautet:

Atta unsar thu in himinam, vaihnai namo thein. Quimai
Vater unser du in Himmeln, geweiht werde Name dein. Es komme
thiudinassus theins. Vairthai vilja theins, svê in himina, jah
Reich dein. Es werde Wille dein, wie im Himmel, auch
ana airthai. Hlaif nnsarana thana sintainan gif uns himma
auf Erden. Brot unseres das immer dauernde gib uns an diesem
daga. Jah aflêt uns, thatei skulans sijaima, suasvê jah veis
Tage. Und verlaß uns, daß Schuldner wir seien, sowie auch wir
aflêtam theim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in
erlaßen den Schuldnern unseren. Und nicht bringst du uns in
fraistubniai, ak lausei uns af thamma ubilin. Untê theina ist
Versuchung, sondern löse uns von dem Uebel. Denn dein ist
thiudangardi, jah mahts, jah vulthus in aivîns, amên.
Reich und Macht und Herlichkeit in Ewigkeiten.

Die zweite Tochter der deutschen Muttersprache, das Altnordische, hat sich in seiner ältesten Gestalt in jener Sammlung alter Götterlieder erhalten, die uns unter dem Namen Edda bekannt ist, und lebt in drei wieder aus ihr entsprungnen Töchtersprachen, in dem Schwedischen, Dänischen und Isländischen noch jetzt fort.

Der dritte Sprachstamm, das Niederdeutsche, hat sich, seit die Angelsachsen nach England hinübergingen (449), in zwei Aeste gespalten. Aus der angelsächsischen Sprache bildete sich durch Vermischung mit dem durch die Normannen seit 1066 gebrachten Französischen und den wenigen Ueberbleibseln des Altbritischen die weltbeherschende Sprache der Engländer. Namentlich stammen fast alle Ausdrücke des täglichen Lebens im Englischen aus der Sprache der angelsächsischen Eroberer. Auf dem norddeutschen Festlande aber wurde das Niederdeutsche als Schriftsprache vom Hochdeutschen überflügelt und zur bloßen Volksmundart herabgedrückt. Als solche lebt es noch im Friesischen nnd Plattdeutschen fort. Nur im Holländischen erhielt es auch als Schriftsprache Geltung. — Weil uns hier das Angelsächsische hauptsächlich interessirt, so möge das Vaterunser, wie es die Angelsachsen gesprochen, hier eine Stelle finden:

Fäder ûre thû the eart on heofenum, sî thîn nama gehâlgod.
Vater unser du der bist in Himmeln, sei dein Name geheiliget.
Tô become thîn rîce. Gewurdhe thîn willa on eorthan, swâ swâ
Zu komme dein Reich. Es werde dein Wille auf Erden so wie

on heofenum. Urne dägwamlican hlâf syle ûs tô däg. And
in Himmeln. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und
forgyf ûs ure gyltas, swâ swâ we forgyfath ûrum gyltendum.
vergib uns unsre Schulden, so wie wir vergeben unsern Schuldigern.
And ne gelaedde thû ûs on costnunge. Ak âlys ûs of
Und nicht geleite du uns in Versuchung. Sondern erlös uns von
yfele. Das Uebrige hat sich nicht erhalten.
Uebeln.

Die Angelsachsen waren übrigens reich an Sagen und Liedern und ein ebenso gesangesfrohes, wie kriegs- und wanderlustiges Volk. Waren Gäste zu einem frohen Mahl versammelt, so war es Sitte, daß die Cither rund um den Tisch ging und ein Jeder ein Lied dazu sang. Der Inhalt dieser Lieder waren meist die Kämpfe kühner Helden. Ein großes Heldengedicht in angelsächsischer Sprache hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Es heißt von seinem Helden kurzweg Beowulf.

Das Hochdeutsche, die vierte Tochter der deutschen Muttersprache, war ursprünglich nur die Sprache der in Hoch- oder Süddeutschland wohnenden Stämme, der Alemannen, Baiern, Burgunden und Schwaben; im Laufe der Zeit aber hat es die übrigen Mundarten überflügelt und ist seit den Tagen der Hohenstaufen die herschende Schrift- und Litteratursprache Deutschlands geworden. Es ist höchst interessant, den allmäligen Entwicklungs- und Siegesgang dieser Mundart zu verfolgen, doch würde uns das hier zu weit führen. Merken wir nur, daß man in diesem Entwicklungsgang des Hochdeutschen drei Perioden unterscheiden kann, die des Althochdeutschen bis 1150, die des Mittelhochdeutschen von 1150 bis auf Luther's Bibelübersetzung 1522, und die des Neuhochdeutschen, welches durch Luther's Bibelübersetzung als deutsche Litteratursprache begründet und zur Herschaft gebracht ist.

Da unter den Stämmen, deren Uebertritt zum Christentum wir betrachtet haben, wenigstens einer ist, der das Hochdeutsche sprach, nämlich das Volk der Burgunden, so stehe hier zur Vergleichung auch ein althochdeutsches Vaterunser, das freilich in dieser Form aus späterer Zeit stammt (Anfang des 9. saec):

Fater unser, thû ther bist in himile, sî giheilagot thîn namo. Quemê thîn rîhhi; sî thîn uuillo, sô her in himile ist, sô sî her in erdu. Unser brôt tagalîhhaz gib uns hiutu. Jnti furlâz uns unsara sculdi, sô uuir furlâzemês unsaron sculdigon. Jnti ni gileitês unsih in costunga; usouh arlôsi unsih fon ubîle.

Die ausgewanderten deutschen Stämme vermischten sich, wie wir schon bei den Angelsachsen sahen, auch in der Sprache mit den Landesbewohnern, welche sie vorfanden. Aus dieser Mischung gingen namentlich die sogenanten romanischen Sprachen hervor; am frühsten das Spanische, später das Italiänische und Französische. Der Einfluß, welchen, bei dieser Verschmelzung der beiderseitigen Sprachelemente, jedesmal das germanische Element ausübte, war vorwiegend ein innerer, geistiger. Der Satzbau dieser Sprachen folgt daher durchweg den Gesetzen der deutschen Sprache; der Wortvorrath aber ist überwiegend aus dem Römischen entlehnt. Nur die Ausdrücke des Krieges und der Herschaft sind merkwürdiger Weise meist deutschen Ursprungs und beweisen noch, daß einst Germanen in diesen Ländern Sieger waren und herschten.

Mit den Anfängen einer christlichen Kirche bildeten sich bei den bekehrten Völkern gewöhnlich auch die ersten Anfänge einer Litteratur. Das Bedürfnis, die Bibel dem Volke zugänglich zu machen, führte entweder zur Beschaffung einer eigentümlichen Schrift oder zur Annahme der lateinischen; die Bibelübersetzung oder Glaubensbekenntnisse waren dann gewöhnlich die ersten Ansätze einer volkstümlichen Litteratur. Namentlich wurden bald die Lieder, welche die Volksstämme von ihren alten Helden und Königen gesungen hatten, hier und da schriftlich aufgezeichnet und so der Nachwelt aufbewahrt.

Für diese deutsche Sagenwelt hat nun aber auch die Völkerwanderung eine große Bedeutung. Während sie auf der einen Seite die deutschen Stämme mehr und mehr sprachlich schied und die auf's römische Gebiet abgesetzten sogar für immer isolirte, bereitete sie zugleich andrerseits in der Heldensage das geistige Band, welches von da an alle germanischen Stämme, auch die entferntesten, umschlang und so die äußerlich gestörte Einheit in innerer, geistiger Weise ersetzte. Die reiche Geschichte dieser sturmbewegten Zeit, die

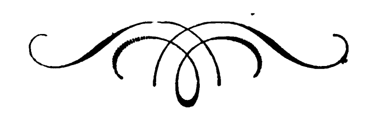
Fahrten und Wanderzüge, die Eroberungskriege und Völkerschlachten, das fortwährende Kämpfen und Ringen hielt nicht nur überhaupt das geistige und leibliche Leben der Germanen in Spannung, weckte und belebte es, sondern weckte und belebte insonderheit auch den poetischen Trieb und die poetische Thätigkeit des Volkes; die großen Thaten der in die Wogen der Völkerfluth hineingerissenen Stämme, wie die glänzenden Erscheinungen einzelner Helden und Heerführer gaben der Poesie reichlichen Stoff und dem poetischen Vermögen des Volkes den kräftigsten Antrieb, sich zu offenbaren.

Daher ist die Völkerwanderung der deutschen Poesie das geworden, was der Poesie der Griechen der Kampf um Troja war: der unerschöpfliche, ewig frisch sprudelnde Quell der heimatlichen Epik aller germanischen Stämme.

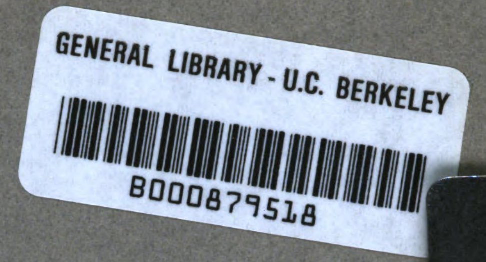
Suchen wir für die germanische Sagenwelt irgendwo in der Geschichte eine historische Grundlage, so finden wir sie allein in der Zeit und Geschichte der großen Völkerwanderung; sie ist der Boden, aus welchem, umweht von dem poetischen Geist des Volkes, jene lieblichen, frisch duftenden Blüthenbäume der deutschen Heldensage hervorgewachsen sind, die unser Herz noch heute erfreuen. Sehen wir uns das Nibelungenlied und seine Helden einmal genauer an, so können wir nicht verkennen, daß der Hunnenkönig Etzel, der die schöne Chriemhilde freit, wirklich der große Attila der Geschichte ist, der auf den katalaunischen Feldern um die Herschaft Europa's rang; daß ferner der gewaltige Dietrich von Berne kein anderer Mann ist, als der große Ostgothenkönig Theoderich der Große, wenn auch bei ihm die Sage sehr frei gewaltet und ihn in Attilas Zeit hinaufgerückt, ihn zu einem Dienstmann des Hunnenkönigs gemacht hat. Die geschichtliche Wahrheit des letzteren Zuges ist die, daß einst das ganze Ostgothenvolk in einem solchen Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis zu Attila stand, in welchem es ja bekanntlich 451 bei Chalons sogar gegen seine westgothischen Stammesgenoßen mitkämpfen mußte. Das Nibelungenlied erzählt uns von einem Burgundenreich am Mittel- und Oberrhein, dessen Hauptstadt Worms war; erzählt uns von der schönen Chriemhilde, ihrer harmlosen Jugend, ihrer Vermählung mit Siegfried, von ihrem Glück, ihrem Leid und ihrer blutigen Rache; erzählt uns von ihren Brüdern, den Königen Gunther, Giselher und Gernot

und ihren Dienstmannen, dem grimmen Hagen, der Siegfried erschlug, und dem fröhlichen Spielmann Volker von Alzei, der den Burgunden vor ihrem Untergang den Abschied vom Leben sang; erzählt uns endlich den Untergang dieses herlichen Burgundengeschlechts im Hunnenlande, zum Theil auch durch Hunnenhand. Es ist schwer, und wohl gar unmöglich, hier für das Einzelne die historische Grundlage nachzuweisen, aber das steht doch als geschichtliche Thatsache fest: Im Beginn des 5. Jahrhunderts bestand am Mittel- und Oberrhein ein Burgundenreich mit der Hauptstadt Worms, und dieses Reich hat durch die Hunnen, als sie 451 über den Rhein drangen, seinen Untergang gefunden.

Doch diese Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, welch eine große Bedeutung die Völkerwanderung für das ganze geistige Leben der germanischen Völker gehabt hat. Sehen wir nun, wie das Christentum auch zu den nicht ausgewanderten Stämmen gelangte.






GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000879518

